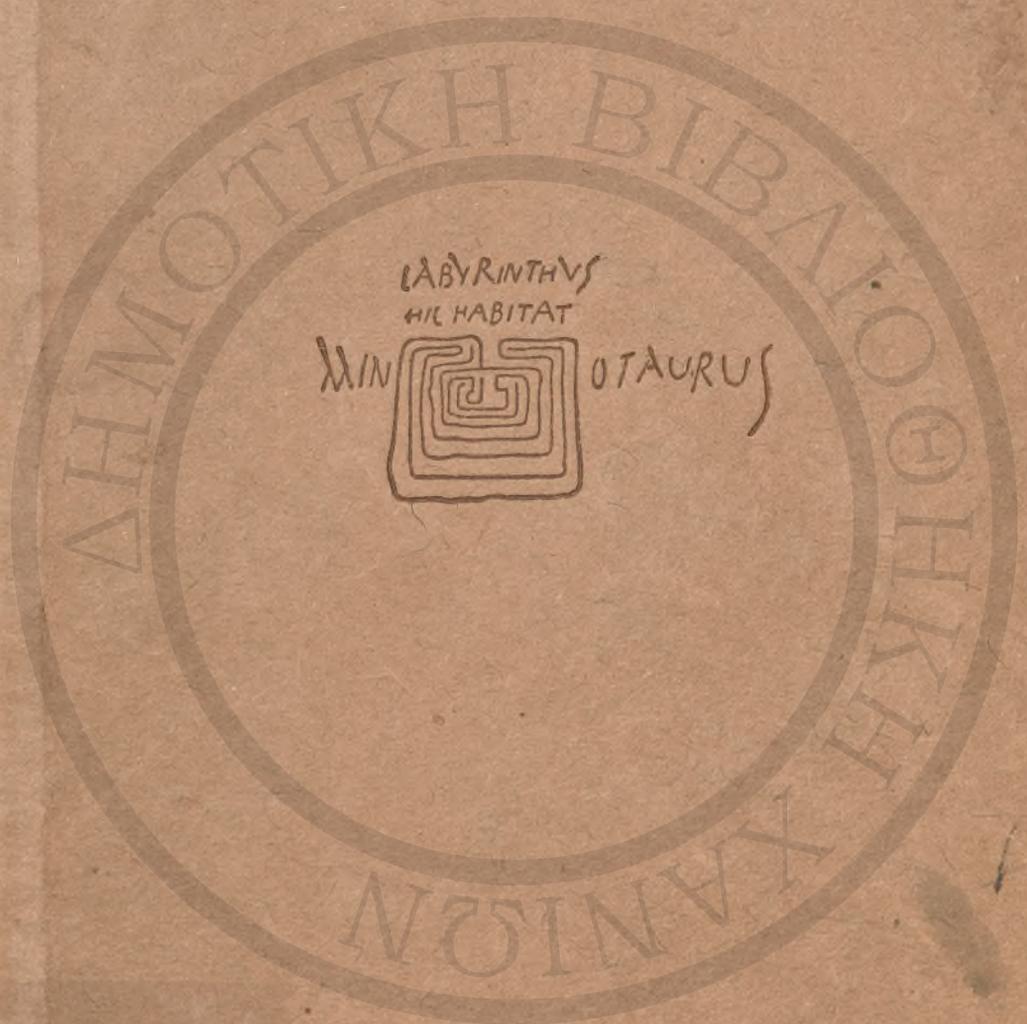
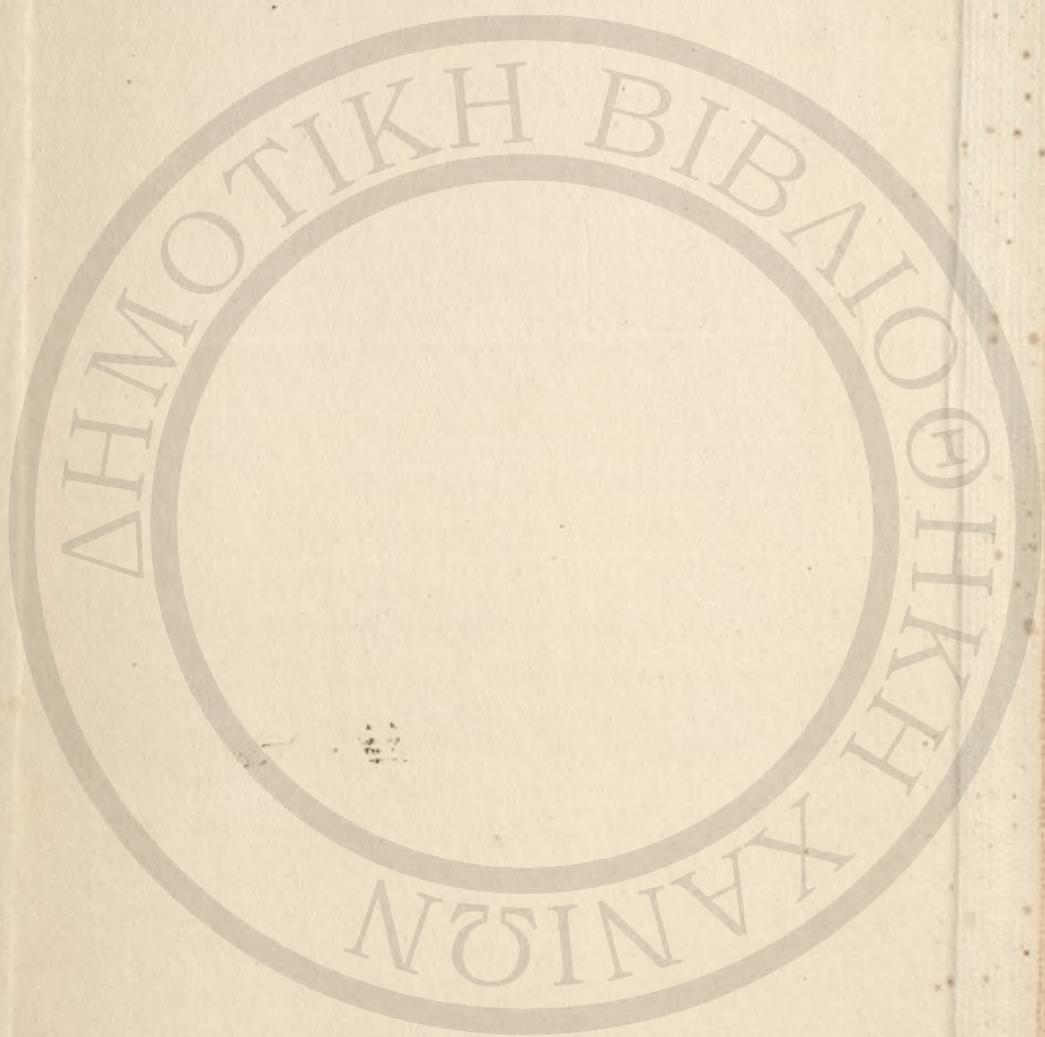


STU

914.959

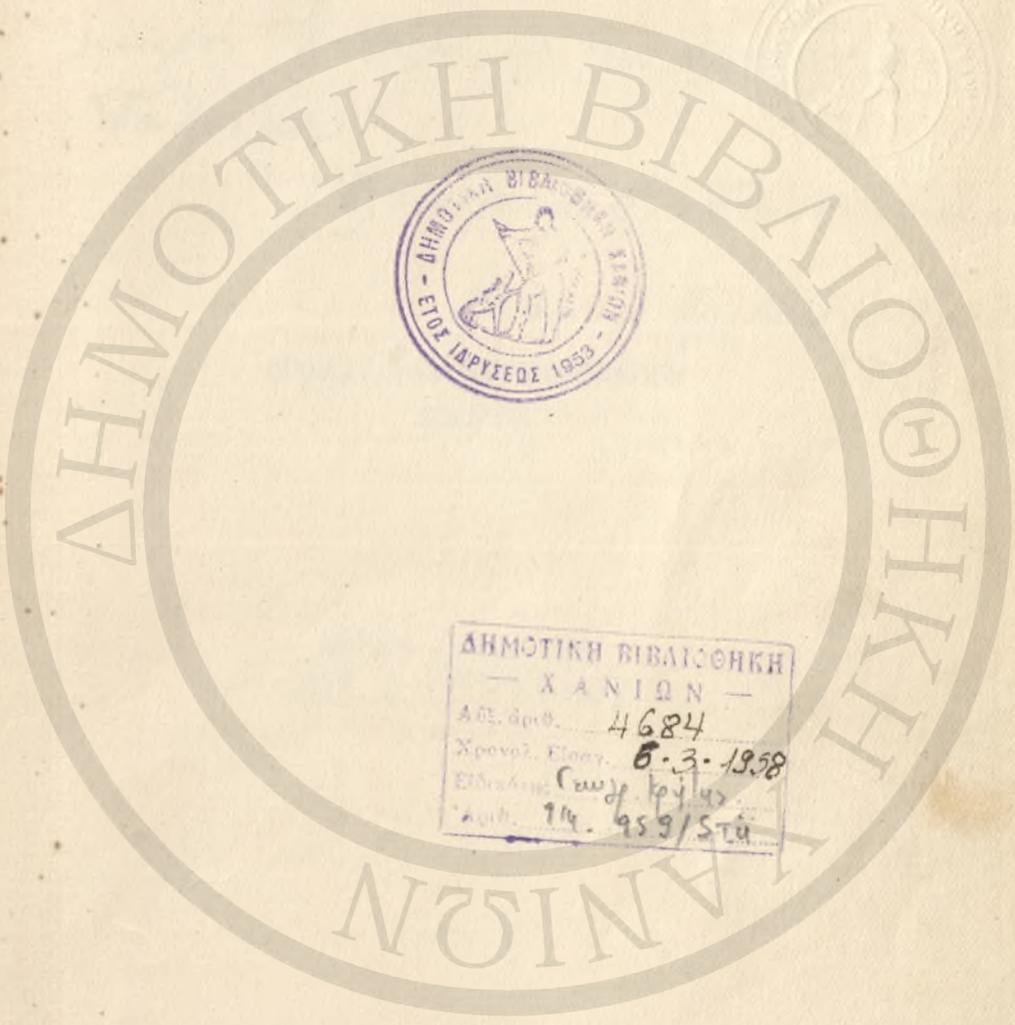


LABYRINTHVS
HIC HABITAT
MINOTAURUS





ΔΗΜΟΤΙΚΗ ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
 — ΧΑΝΙΩΝ —
 Αριθ. βιβλ. 4684
 Χρονολ. Εισαγ. 6.3.1958
 Είδος βιβλ. Γαλλ. βιβλ.
 Αριθ. 74. 959/54





Τὸν ζυγυλὸν μας ἀμολιῶν
καὶ Καδινιτὴν τοῦ Πανδοιοκείου
Κον Νιόζαον Τωμαδάου
μυρὸν Ἐνδύμωρ τὸς ἑραίας μας
Ταλπίδες.

Ἐραοφία Κ. Μαννοῦάου

Ἰανιά τῆ 12 Ἰουλίου

STÜRZL-FEICHTENBERGER

1953,

KRETA

ΔΩΡΕΑ ΚΑΘΗΓΗΤΟΥ
ΝΙΚ. Β. ΤΩΜΑΔΑΚΗ
- 1954 -

KRETA

DIE INSEL IM HERZEN DER ALTEN WELT

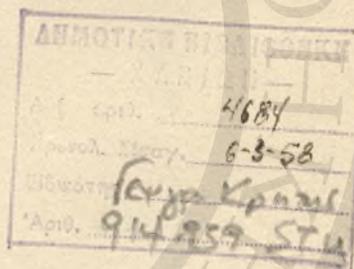
Textliche Darstellung von

ERWIN STÜRZL

Vier Farbtafeln und 96 einfarbige Bilder

nach Photos von

ALOIS FEICHTENBERGER



VERLAG VON L. W. SEIDEL & SOHN IN WIEN

Am Ende des Buches befindet sich eine Übersichtskarte
im Maßstab von 1 : 1,000,000

Printed in Austria

Copyright 1948 by L. W. Seidel & Sohn, Wien

Klischees: C. Angerer & Göschl, Wien

Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien

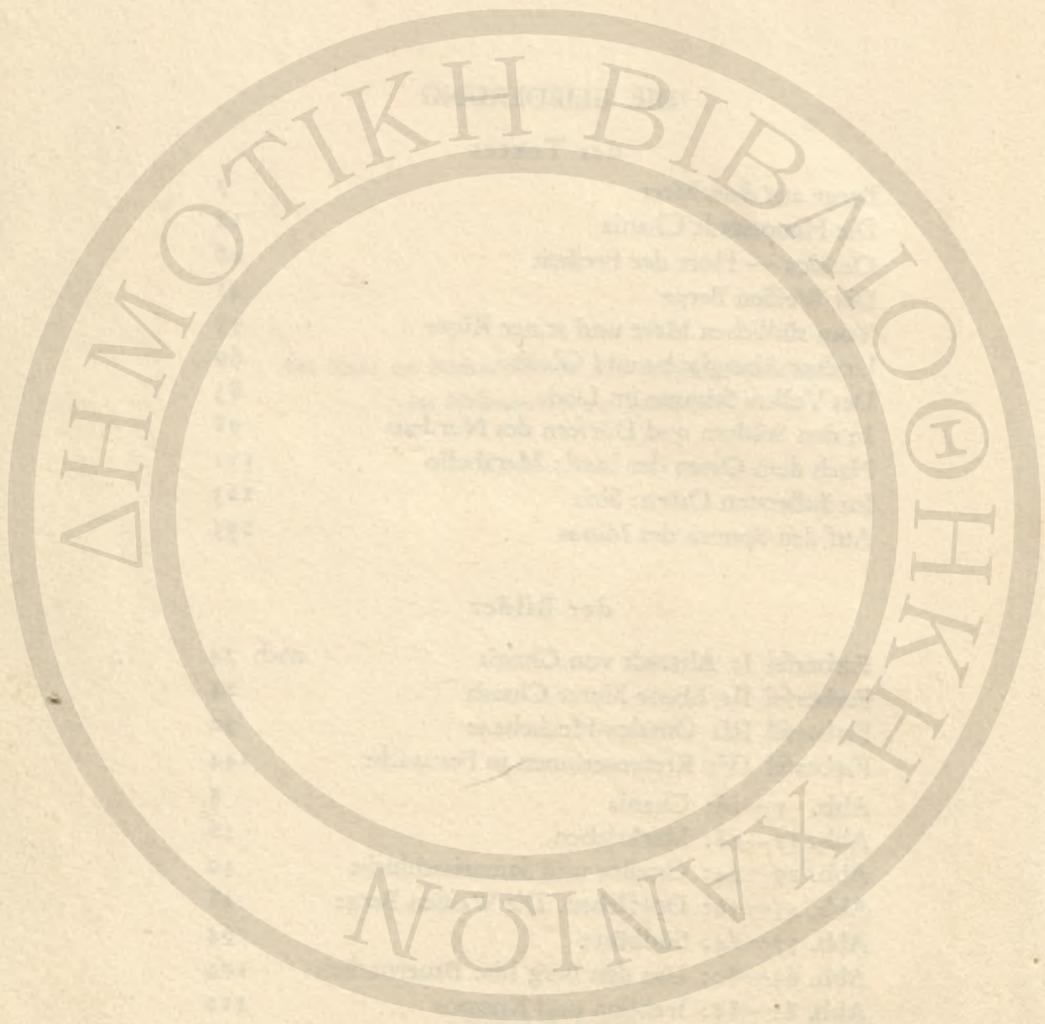
DIE GLIEDERUNG

des Textes

Berge aus dem Meer	7
Die Hauptstadt Chania	12
Omalos — Hort der Freiheit	26
Die Weißen Berge	41
Vom südlichen Meer und seiner Küste	55
Uralter Aberglaube und Glaube	69
Des Volkes Stimme im Lied	83
In den Städten und Dörfern des Nordens	98
Nach dem Osten der Insel: Merabello	111
Im äußersten Osten: Sitia	123
Auf den Spuren des Minos	135

der Bilder

Farbtafel I: Altstadt von Chania	nach 24
Farbtafel II: Ebene hinter Chania	24
Farbtafel III: Omalos-Hochebene	32
Farbtafel IV: Kretenserinnen in Festtracht	144
Abb. 1—16: Chania	8
Abb. 17—28: Marktleben	16
Abb. 29—44: Omalos und Samariaschlucht	40
Abb. 45—56: Dorfleben. Die Weißen Berge	48
Abb. 57—64: Südküste	64
Abb. 65—80: Um den Berg Ida. Bauernarbeit	104
Abb. 81—88: Iraklion und Knossos	112
Abb. 89—96: Typen	128



BERGE AUS DEM MEER

Längst von seiner Besatzung verlassen, blickt das venetianische Kastell auf der kleinen Insel am Ausgang der Suda-bucht, mit seinen Zinnen und festen Wehrtürmen immer noch mächtig und drohend, auf die Schiffe, die sich dem Hafen nähern. Von der türkischen Feste zur Linken, auf der Spitze des Kap Kalami, sind nur mehr Ruinen übrig. Er zählt zu den besten der Welt, der riesige Hafen von Suda an der Nordküste der Insel. Im Westen und Nordwesten schirmt ihn das karstige Vorgebirge von Akrotiri, im Süden ragt, eine mächtige Wehr, die Wand des Plateaus von Malaxa empor; die von Osten her wehenden Winde brechen sich schon weit vor der Bucht an den Felsen des Kap Drapanon. Die tiefen Gewässer des von der Natur so gnädig bedachten Hafens könnten mehr als einer Flotte Raum geben. Und sicherlich ist es hier nicht immer so ruhig gewesen wie nun, da sich mein Dampfer dem Landungssteg nähert und ich den Boden der Insel betreten soll, auf die meine Blicke schon während einiger Stunden vom Meer her gerichtet waren.

Langgestreckt liegt sie da, eine wahre Kette von Bergen, die, bald höher bald niedriger, sich endlos hinzuziehen scheinen. Die Sage macht Kreta zur Heimat der Titanen. Wahrhaftig, es waren titanische Elemente der Natur, die diese Berge aufgetürmt haben. Nicht überall ist die Küste gleich; bald schiebt sie, in geschützten Buchten, ihre san-

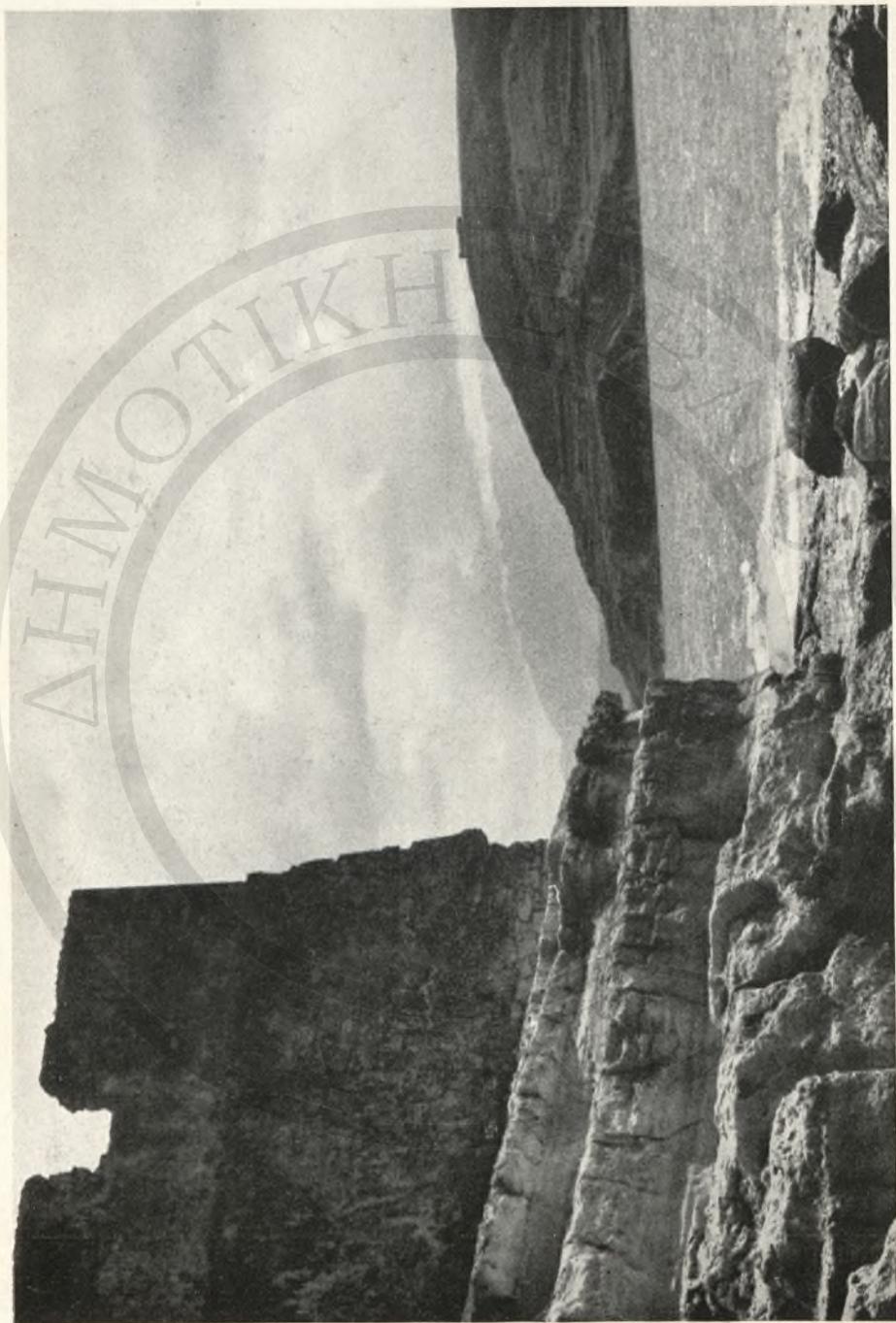
digen Flächen langsam ins Meer, bald, wo sie den Winden ausgesetzt ist, die hier ihren Treffpunkt haben — nicht umsonst wurde die Insel von den Alten Aeria, die Windige genannt — zeigt sie felsige Riffe, die von sturmgepeitschten Wellen ausgewaschen sind. Immer jedoch scheinen sie ganz nahe zusammengerückt, das blaue Meer, die Küste, die sanften Formen des von anmutigen Tälern durchzogenen Hügellandes und die blaugrauen Wände des Hochgebirges, das sich dahinter auftürmt: zur Linken der himmelragende Ida, den Gipfel mit einer weißen Wolke umhangen, zur Rechten in erhabener Größe die rauhen Formen der Weißen Berge. Darüber glänzt in unendlicher Lichtfülle der Himmel. Ein strahlendes Bild von eigenartigem Zauber, in dem sich alle die verschiedenen Farben harmonisch vereinigen.

Man sieht es der Front von Bergen nicht an, was sich im Innern der Insel birgt. Kahle, senkrecht in die Tiefe stürzende Felswände wechseln mit gewaltigen Schluchten, auf deren Hängen sich ausgedehnte Zypressenwälder hinziehen. Wo immer das Schicksal es zuließ, hat sich Kreta diesen natürlichen Reichtum bewahrt; so mancher Berg Rücken allerdings mußte sein dunkles Kleid unter den Beilen der Eroberer lassen. Den Bergen, auf denen der Schnee sich in verdeckten Mulden bis in den Juni hält, hat die Insel ihre üppige Flora zu danken. Mit grünem Pflanzen- und Laubwerk und wechselndem Blütenkleide bleiben die Ebenen vom Herbst bis tief in den Frühling geschmückt. Die Berge sind es, die das möglich machen, sie spenden das bei so südlicher Lage sonst rare Wasser, das sich in kleinen Bächlein meerwärts schlängelt und die Täler tränkt. Erst wenn die allzu erbarmungslose Sonne des Sommers die Gräser verdorren läßt, wird das lebenspendende Naß aus Brunnen geschöpft — vor den Göpel gespannte Esel besorgen die Arbeit — und in kleinen



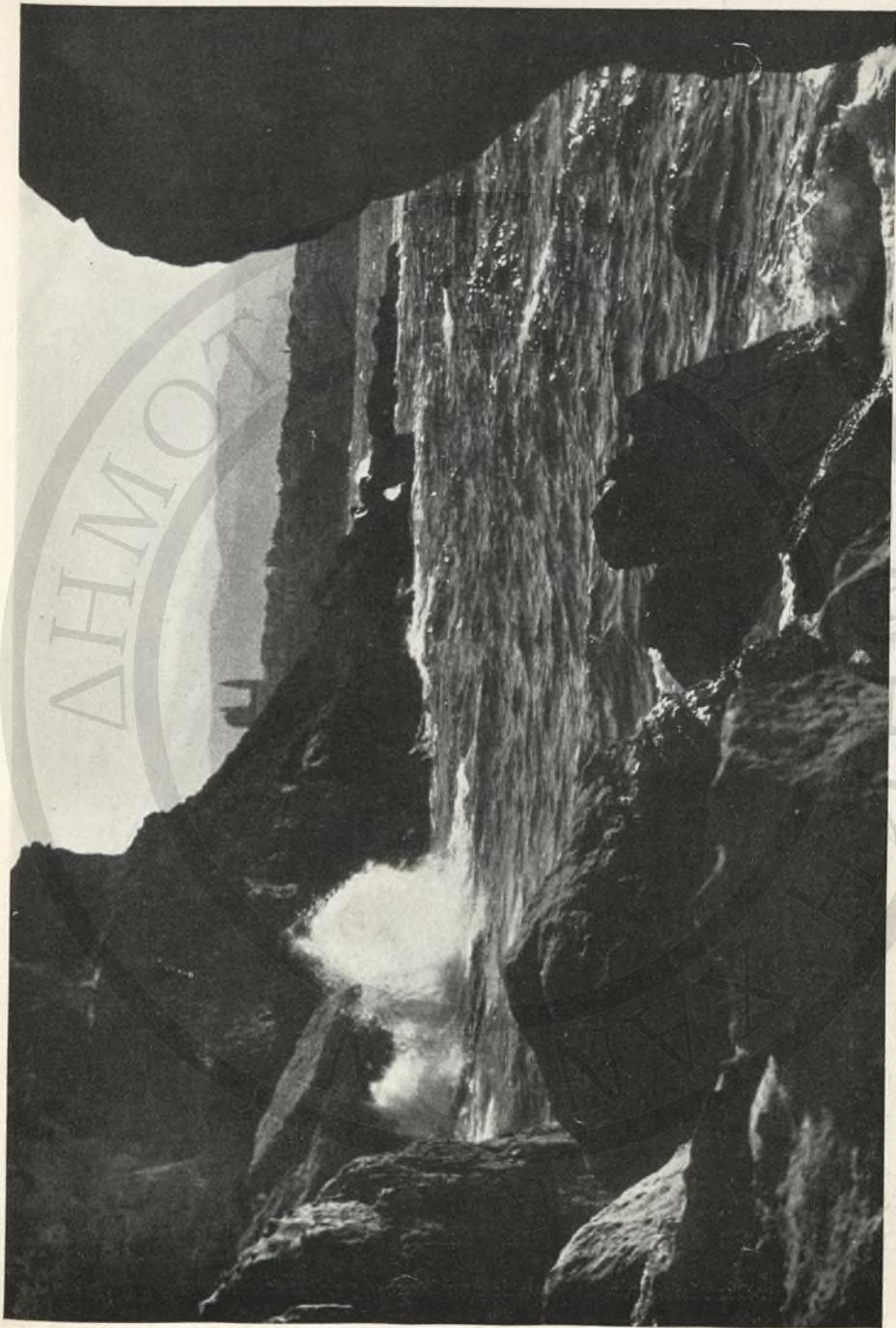
1. Einer der vielen venetianischen Festungsbauten an der Nordküste Kretas

1. Eine in der Gegend von Evros und Spoupiot
ist ein Bogen, Lulin und Kordak



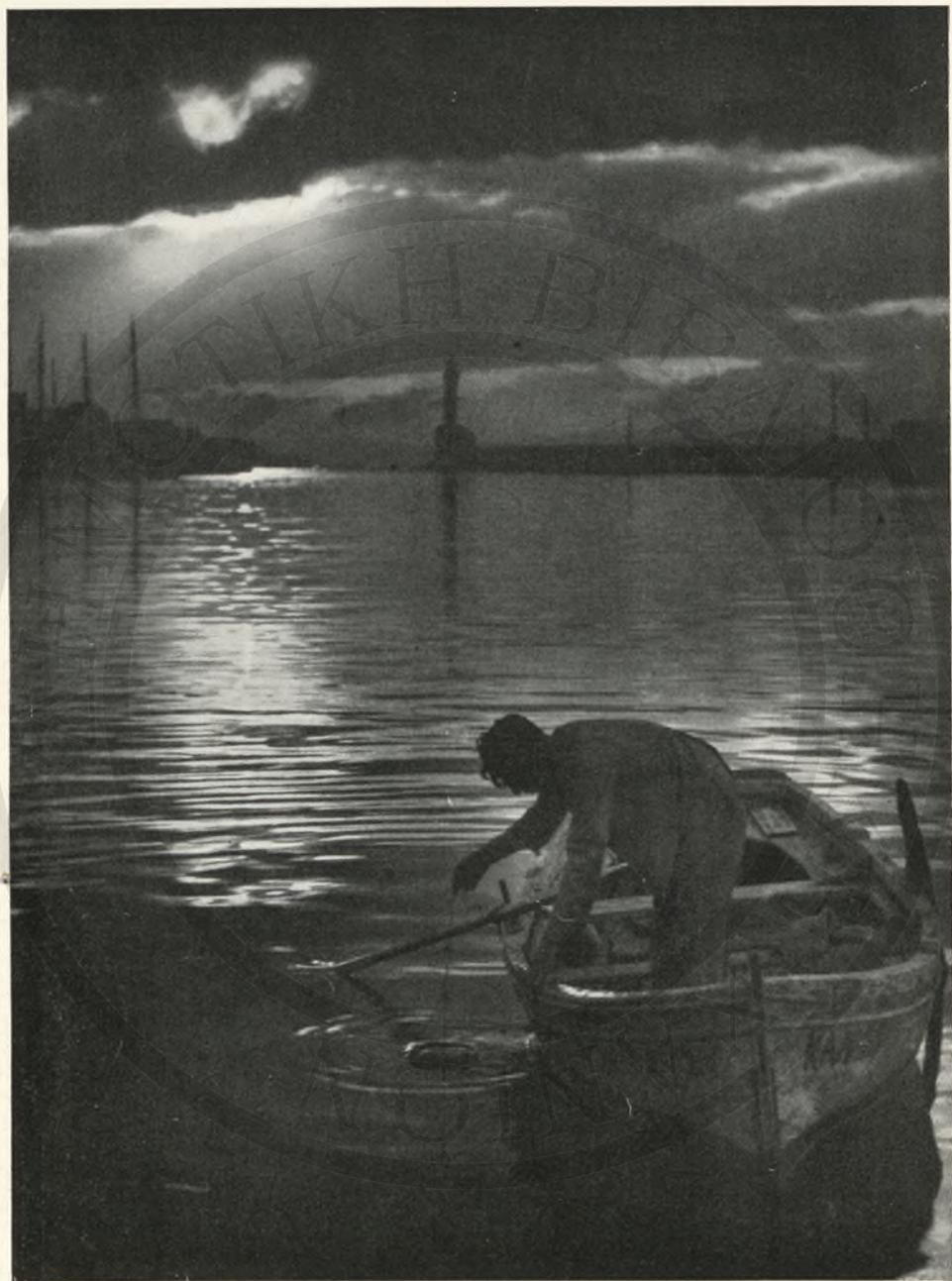
2. Festungsanlage am Eingang zur Sudabucht — von Venedig zu ihrem Schutze errichtet

Θέως Γραφίαν εἰς τὴν ἐισόδον τῆς Κόρυθου
 τῆς Λαϊκῆς ἀπὸ τοῦ Ἐπισκόπου Ἰσχυροῦς καὶ πρὸς
 προέκαστον ἐστ.



3. Blick auf Chaleppa, den östlichen Vorort von Chania. In äußerster Ferne die Weißen Berge

Προοψὶς ἐκ τοῦ Ἰαλῆππα, πρὸς τὸν ἰσθμὸν τῶν Λευκῶν ὄρων. Ἐν τῇ μακρῇ
ἀποστάσει ὄραται



4. Der Hafen von Chania mit dem Leuchtturm. Sonnenuntergang

Ο γηπινς τινς τανινς γις τινς φηρον.
Σικελ τινς γηπινς.



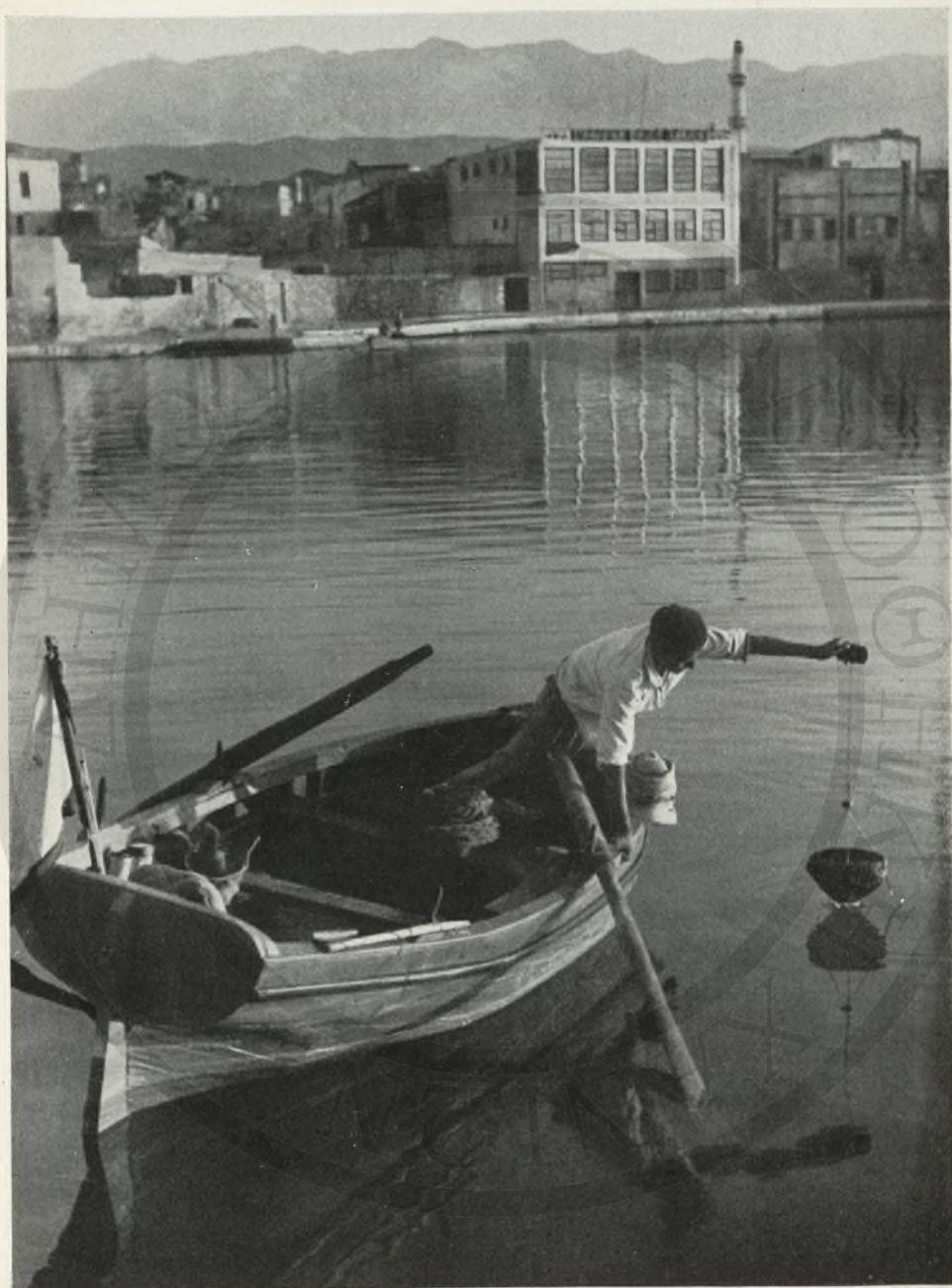
5. Alte türkische Moschee im Hafen von Chania

Παλαιά
Τουρκική
Μοσχέα
στον
Λιμένα
της
Χανιάς



6. Verladung von Olivenöl im Hafen von Chania

Φορτωτές εξαγωγικών εν τω λιμένα Χανίων.



7. Kleinfischfang im Hafen von Chania

Αλληλία Λαγυρία εν τω γαλήνιω Περσικω



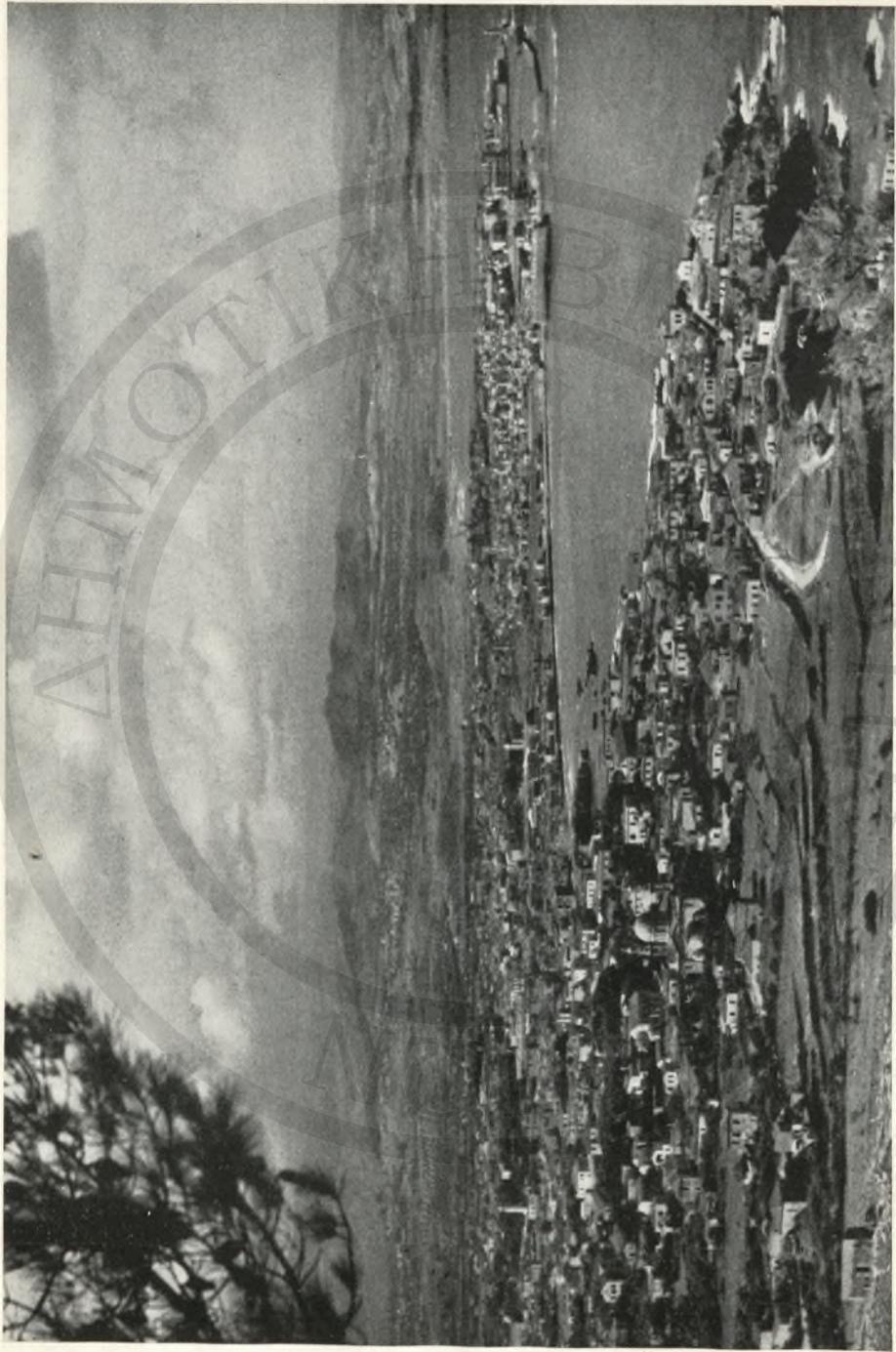
8. Eines der nur mehr seltenen Minarehs in Chania — ein Wahrzeichen der einstigen
Türkenherrschaft

Εἷς τῶν σπανίων τῶν εἰσαγωγῶν ἀλλοτρίων
εἰς τὴν εἰς. Ἐν ἀγνότητι ἐπιπέσει τὸ πῦρ
καταφθίσει τὸν λαόν.



9. Der Markuslöwe, das Zeichen Venedigs, an der Mauer einer alten venetianischen Festung

Ὁ Νεῦν τοῦ ἁγίου Μάρκου τῆς Βενετίας
 εἶς τῶν ταύτων ἐνὸς ἡγεμονίας Ἐρμούου
 Φραγκίου.



10. Blick auf Chania von Akrotiri

11. Hoofdes van Santorini 2006 Zo
-Perpetuïnges



11. Die Altstadt von Chania

Chania *Πόλις Χανίων*



12. Wie in eine Schlucht fällt das Sonnenlicht in die engen Gassen des Hafenviertels

Όπως εις ψευρά γάρυον, πίπτει το φως του
 ηλιακού εις τας στενὰς παροδούς του εφορμίου
 του λιμένος.



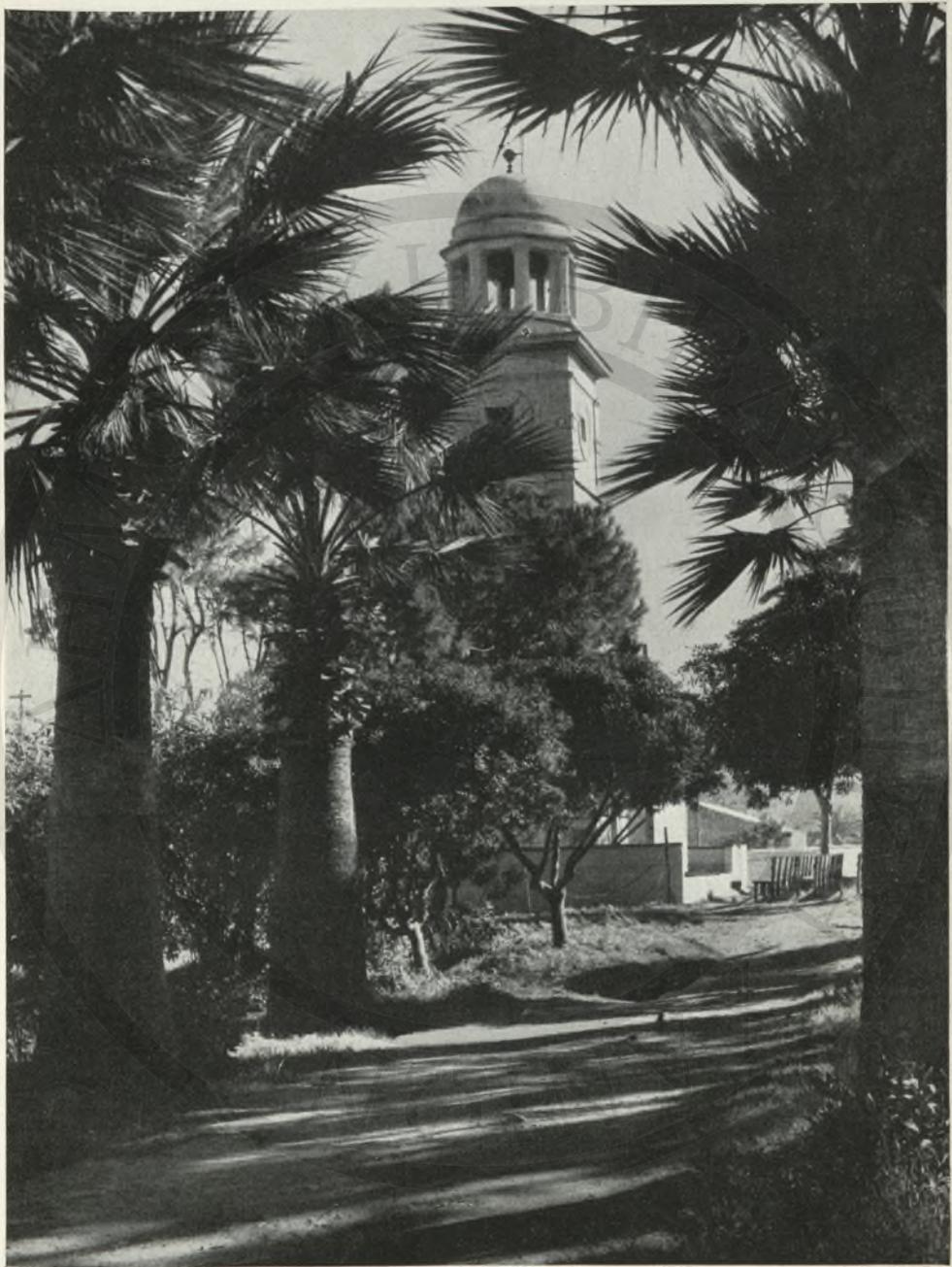
13. Arm und mühselig ist das Leben im Hafenviertel von Chania

Πρωξή και ενδωρακά είναι η ζωή εις
αυτόν τον τομέον του γηφένου λιμένος.



14. Zwischen den halbverfallenen Häusern der Altstadt von Chania

Ἀλλοτρίη τῶν ἰφρανοκερραίων ἀνιστῶν
 τῆς παλαιᾶς πόλεως Χανίων.



15. Der Wasserturm im Stadtpark von Chania

Thäpner End Tages Journal



16. Tropische Flora in den Gärten von Chania

Ποσειδάωνος Πύργος επί τῶν κινώρων
 τῶν Πρωϊνῶν.

Γ' Ἰωάννης Γεω. Μετόχι, Ηρακλείον

Gräben in die Gärten und Felder geleitet. Unerträglich heiß wird es dann in den Städten der Küste, wenn der Südwind, der Sendbote der afrikanischen Wüste, über die Insel bläst. Wer nur kann, verläßt die Stadt und zieht in die kühleren Dörfer im Inneren der Insel, um die heißesten Monate auf dem Lande zu verbringen. Oft bleibt man bis in den Oktober hinein, bis die Hitze gewichen ist und die ersten Regenschauer niedergehen.

Für den Mitteleuropäer, sofern er noch nicht lange auf der Insel lebt, kommt nun eine angenehme Zeit. Wer sich aber erst einmal an die heißen Sommer gewöhnt hat, friert ebenso wie die Inselbewohner, wenn sich in den Wintermonaten kühlere Winde erheben oder gar ein Nordsturm das Meer aufwühlt, daß es sich weithin schmutziggrün färbt, in schweren Wellen an die Felsen brandet und an den sandigen Küsten braunen Seetang anhäuft. Wie gern scharen sich da alle um das Mangali, das Kohlenbecken, auf dessen glühender Pirina, dem schwarzen Rückstand der zu Seife verarbeiteten Oliven, sich die Kastanien gar gut braten lassen. Während in den Niederungen die Temperaturen meist um $5-10^{\circ}$ liegen und fast nie unter den Gefrierpunkt fallen, wird es im Gebirge droben empfindlich kalt. Heftige Regengüsse verwandeln dann die kleinen Bächlein in reißende Flüsse, die oft ganze Brücken fortschwemmen. Doch schon am nächsten Tag ist wieder herrlicher Sonnenschein. In den Bergen aber ist hoher Schnee gefallen, der die Hirten, die sogar in ihrem Raso, dem weißen Kapuzenmantel aus Schafwolle, frieren, und die Herden auf die tiefer gelegenen Winterweiden im Hügellande treibt, die inzwischen wieder zu grünen begonnen haben.

Die reiche und vielgestaltige Natur der Insel mag in der Antike von überfließender Üppigkeit gewesen sein, sonst berichteten Gewährsmänner nicht von dem Glauben der

Alten, daß Pflanzen und Früchte, ja alles, was die Natur auf Kreta wachsen läßt, an Güte und Zartheit die Köstlichkeiten anderer Länder weit überrage. Die Alten sprachen von der Insel als dem Land, in dem Amaltheas Milch und Melissas Honig flössen, mehr noch: als dem Land, in dem Plutos, der Gott des Reichtums, seine Geburtsstätte habe. Ein herrliches Land wahrhaftig, auf dem selbst die Tiere ihre paradiesische Sanftmut bewahrt haben. Nicht einmal die einheimischen Schlangen, deren es nur sehr wenige gibt, zählen zu den giftigen; in den Jahren, die ich dort weilte, habe ich ein einziges Mal eine Ringelnatter und ein paarmal Blindschleichen gesehen.

Man sieht es dieser strahlenden Insel wahrlich nicht an, daß fast um jeden Zoll ihres Bodens gekämpft worden und Blut geflossen ist. Gleich weit vom asiatischen wie vom europäischen Festland entfernt, am Übergang zweier Zonen, die es ermöglichen, daß Tannen und Bananen zugleich auf ihr wachsen, hat sie schon in ihrer frühesten Geschichte Völker verschiedener Zungen angelockt und ihre Bewohner zur Vielsprachigkeit erzogen — ein Merkmal auch noch der heutigen Kretenser. Sie hat blühende Kulturen hervorgebracht, von denen uns die Überreste glänzender Paläste in einst mächtigen Städten Zeugnis geben. Von den seeräuberischen Sarazenen der Freiheit beraubt, trat sie den Gang in die Knechtschaft an. Über ein Jahrtausend, mit einer hundertfünfzigjährigen Unterbrechung, mußte sie ihren Nacken der Fremdherrschaft beugen. Nie hat es an Versuchen gefehlt, wenn auch nur mit geringer Kraft unternommen, die Freiheit wiederzuerobern. Aber sie vermochte das Joch nicht abzuschütteln. Eines jedoch glückte ihren Bewohnern: sich ihre Eigenart zu bewahren und die Eroberer, Venetianer wie Türken, langsam aufzusaugen und sich anzugleichen. Davon zeugen die Namen sehr vieler Familien, die heute beleidigt wären, würden

sie nicht als Griechen gelten. Was immer die Eroberer geraubt haben, den Reichtum und die Vielfalt der Natur konnten sie der Insel nicht nehmen: Heute wie zu Minos' Zeiten blühen im Februar die Mandelbäume in den Fluren des Ostens, glänzen die Orangen in den Hainen des Westens; heute wie einst liegt der Schnee auf den Gipfeln der Lefka Ori, erblühen am Meere Rosen, Hyazinthen und Anemonen; heute wie einst weiden die Herden auf den grünen Almen der Weißen Berge, drehen sich die jungen Sfakioten im Reigentanz und flüstern ihren Schönen zu:

Du küßtest mich, da wurd' ich krank,
küß' mich, daß ich gesunde,
küß' wieder mich — sonst schlägt im Nu
mir meine Todesstunde.

Im Hafen ist reges Leben, obwohl die Sonne glühend niederbrennt, auf die Kaimauern, auf den gelben Sand ringsum, auf die Dächer der Lagerschuppen. Den Arbeitern in den ölfleckigen Hemden scheint die Hitze nichts auszumachen, sonst ginge ihnen die Arbeit nicht so flink von der Hand. Mir dagegen ist zumute, als wäre ich von einem Sturm ins Meer geworfen worden, und nicht, als hätte ich gleich vielen anderen das Schiff über die Landungsbrücke verlassen. Der quälende Durst! Gut, daß ich in einem nahen Laden einen Korb voll Weintrauben entdeckte. Kaum habe ich die Insel betreten, labt sie mich schon und spendet mir von ihrem Überfluß. Lächelnd bietet mir der Alte hinter den Körben die goldgelben Früchte weiter an. Ob er hofft, daß ich ihm noch welche abnehme, weil mein Durst nicht gestillt ist, oder ist es das verbindliche Lächeln des orientalischen Kaufmannes, das seine Lippen umspielt?

Es sind nur ein paar Schritte vom Hafen zur Straße, die das Dorf durchquert. Langsam bin ich bis zu den letzten Häusern gegangen, wo das Wasser der Bucht wieder ganz nahe an die Straße herantritt. Auf ihrer andern Seite breitet sich ein Sumpfgelände, über dem abends Schwärme von Mücken tanzen. Weiter drüben, am Ende der Bucht, liegt das malerische Alt-Suda mit seinen baufälligen Häusern und dem türkischen Minareh. Minarehs sind heute in den kretischen Dörfern nur noch eine Seltenheit.

Während ich auf der Straße zurückgehe, überholt mich ein Bauer auf einem Esel. Er scheint heimwärts zu reiten; denn auf dem Rücken des Tieres, hinter dem Sattel, baumeln neben einer Rolle gegerbter Schaffelle auch zwei leere Körbe. Er wird wohl in der Stadt gewesen sein, in Chania, wo es immer willkommene Abnehmer seiner Früchte gibt. Chania ist auch mein Ziel. Der Omnibus ist inzwischen eingetroffen. Ein Blick noch auf das Dorf und den Hafen, dann geht es um eine Kurve im Schatten von Eukalyptusbäumen weiter auf der asphaltierten Straße, zu deren beiden Seiten sich verstaubte Weinfelder ausbreiten, mit niedrigen Reben, denen man es nicht ansieht, welch köstliche Trauben sie tragen. In wenig mehr als einer Viertelstunde werde ich in Chania sein, der Hauptstadt Kretas.

DIE HAUPTSTADT CHANIA

Sie hat mich gastlich aufgenommen, diese Stadt, deren hellweiße Gebäude mit den flachen Dächern in jener Bucht schimmern, an der einst Kydon, der Enkel des Minos, die ersten Wohnstätten errichtet hat. Nach ihrem Gründer benannt, war Kydonia im Altertum von blühender Größe. Als die Sarazenen um 823 n. Chr. die Insel eroberten, verschwindet der Name der Stadt im Dunkel.

Dreihundert Jahre später wird an ihrer Stelle Rhabdh-el-Djobn, die „Stadt des Käses“, von dem arabischen Geographen Edrisi erwähnt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts bauen die Venetianer diese Stadt — sie wird nun seit einigen Jahrzehnten Canea genannt — zu einer starken Festung aus, die noch oftmals ihre Beherrscher wechselte. Es hat nicht gefehlt an Versuchen, den Namen Chania auf das alte Kydonia zurückzuführen, wengleich er von channos, dem Namen einer Fischart der Ägäis, herzuleiten sein dürfte.

Chania muß man auf sich einwirken lassen. Die malerische Stadt am Meer zeigt in jedem ihrer Teile und fast zu jeder Tageszeit ein anderes Gepräge. Da ist der vornehme Bolari mit seinen Promenaden, das blumenreiche Chaleppa mit seinen prächtigen Villen, das idyllische Nea Chora mit seinen Fischerhütten, das Viertel um den Markt mit seinem bunten geschäftigen Treiben, die malerische Altstadt mit ihren spitzen Minarehs und oben auf dem Berg das ländliche Agi Janni, das einen weiten Blick auf die Ölhaine und Weingärten der Ebene gewährt. Kreuz und quer habe ich diese Viertel durchwandert und immer wieder Neues gefunden, noch ein verschwiegenes Gäßchen, noch einen kleinen Laden mit ungeahnten Schätzen kretischer Handwerkskunst, ein altes Wappen oder einen interessanten Grabstein, der auf vergangene Zeiten weist. Es ist kurz nach Mittag. Sengend brütet die Sonne über den ausgestorbenen Gassen. Wer es nur irgendwie ermöglichen kann, ist vor der Hitze geflohen und hält Mittagsrast, selbst in den Tavernen und Barbierstuben, aus denen sonst laute Unterhaltung auf die Straße dringt, ist Ruhe; in einer Ecke sitzt müde der Afendikos, der „Chef“, und der Wirt ist gar über der Theke eingeschlafen; denn es geschieht nur selten, daß um diese Stunde sich jemand ein Gläschen belebenden Rakis holt.

Von der Küstenstraße her, an dem umgitterten, von mächtigen Platanen überschatteten Hofe des Gymnasiums vorbei, lenke ich meine Schritte in die Altstadt. Ein schlankes Minareh erinnert an die Tage türkischer Herrschaft und weist mir den Weg. Schon haben mich die engen, mit holprigen Steinen gepflasterten Gassen aufgenommen, die von baufälligen und oft nur dürftig geflickten Häusern gesäumt sind. Hin und wieder tritt jemand auf die hölzernen Erker hinaus, die weit vorspringen und so willkommenen Schatten bieten. Jetzt dringt das Schreien eines kleinen Kindes aus einem offenen Fenster, gemurmelte Worte seiner Mutter besänftigen es. Um die Ecken schleichen schmutzige, magere Hunde, auch sie scheinen sich in der dumpfen Atmosphäre nicht wohl zu fühlen. Nur die Katzen liegen behaglich vor den Türen oder auf den Fensterbrettern, ein Abbild ihrer Herrinnen dahinter, um ihre jetzt trägen Körper von dem bißchen Sonne, das in die Enge dringt, bescheinen zu lassen.

Ein eigenartiger Mischgeruch von muffigen Wohnungen, modernem Holzwerk und schlechter Kanalisation treibt mich weiter, als wollte er verhüten, daß ich in die Geheimnisse der abgelegenen Winkel tiefer eindringe; vielleicht ist es aber auch der süße Geruch, der, von der Rosinenfabrik weiter unten gegen den Hafen zu ausströmend, mich aus den schmalen Gassen hinauslockt. Vor dem Fabriksgebäude steht ein Lastauto, mit säuberlich in Kisten verpackten Rosinen beladen. Was für ein Stück Arbeit es doch kostet, ehe die Stafida — so heißt die Traubensorte, die sich zur Rosinenerzeugung eignet — als Sultaninen nach dem Hafen von Suda wandern können! Zunächst läßt man in den Dörfern die Trauben von der Sonne auf eigens eingerichteten Plätzen trocknen; in die Fabrik gebracht, werden sie gereinigt, von den Stengeln befreit und gebleicht; dann bekommen sie einen Zuckerzusatz;

zum Schluß werden sie nach der Güte sortiert und verpackt. Sie bilden einen wichtigen Teil des kretischen Exportes.

Durch einen breiten Torbogen bin ich inzwischen in das Viertel gelangt, das sich im Osten unmittelbar an den Hafen anschließt. Seine Straßen sind breiter, seine Häuser aus festerem Stein gebaut. Schmale Treppen führen zu höher gelegenen Teilen. Ein Portal mit dem Markuslöwen und einer römischen Inschrift verrät, daß hier einst die Nobili der Dogenrepublik ihren Sitz hatten. Die Straße, auf der einst die venetianischen Edlen mit ihren Frauen gewandelt sein mögen, bis sie der Halbmond vertrieb, bringt mich zu einem weiten Platz vor dem Hafen, der von großen Hotels und vornehmen Restaurants umgeben wird: dem Sandrivani. Es ist eines jener Zentren, die für den eingesessenen Bewohner der Stadt mit eigenartiger Tradition verbunden sind. Vom Sandrivani spricht der Chaniote nur mit besonderer Betonung, und wem er Ehre erweisen will, den führt er in ein Restaurant des Sandrivani. Es gibt in Chania gar manche vornehmen Lokale, die vielleicht auch schöner gelegen sind; unter weit ausladenden Fächerpalmen, inmitten von herrlichen Gartenanlagen, wird man im Restaurant des Kipos, des Stadtparks, ebenso gut bedient wie in einem des Sandrivani. Wer sich aber in Chania zum alten Schlag gehörig fühlt, zieht ohne Zögern dieses vor, denn es gilt ihm der Inbegriff guten Tons und vornehmer Bürgerlichkeit, das Sandrivani zu besuchen.

In dem schmalen Schatten eines Hauses bin ich stehen geblieben, um auf den Hafen hinauszublicken. Er ist fast leer und die paar alten Boote in der vorderen Ecke des trüben Gewässers rühren sich kaum. Auch die braunen Netze auf den Kaimauern liegen verlassen. Wahrscheinlich sitzen die Fischer, die sonst daran flicken, in einer

der nahen Tavernen, halb eingenickt bei einem Gläschen Retsina, jenem geharzten Wein, an den sich der Fremde so schwer gewöhnt. Verlassen steht auch die türkische Moschee mit ihren vielen kleinen Kuppeln, die in der Mitte von einer großen überragt werden. Seitdem die Gebete zu Allah in ihr verstummt sind ihres Zweckes verlustig, hütet sie heute alte Archive. So ist alles in Ruhe und Stille versunken.

Erst am Abend, wenn die Sonne sich gegen Kap Spatha neigt und die Wasser unter den sinkenden Strahlen goldig erglänzen, wird es wieder lebendig im Hafen. Während allenthalben Musik aufklingt, füllen sich die Restaurants, und müßige Spaziergänger haben ihr Rendezvous auf den Promenaden ringsum.

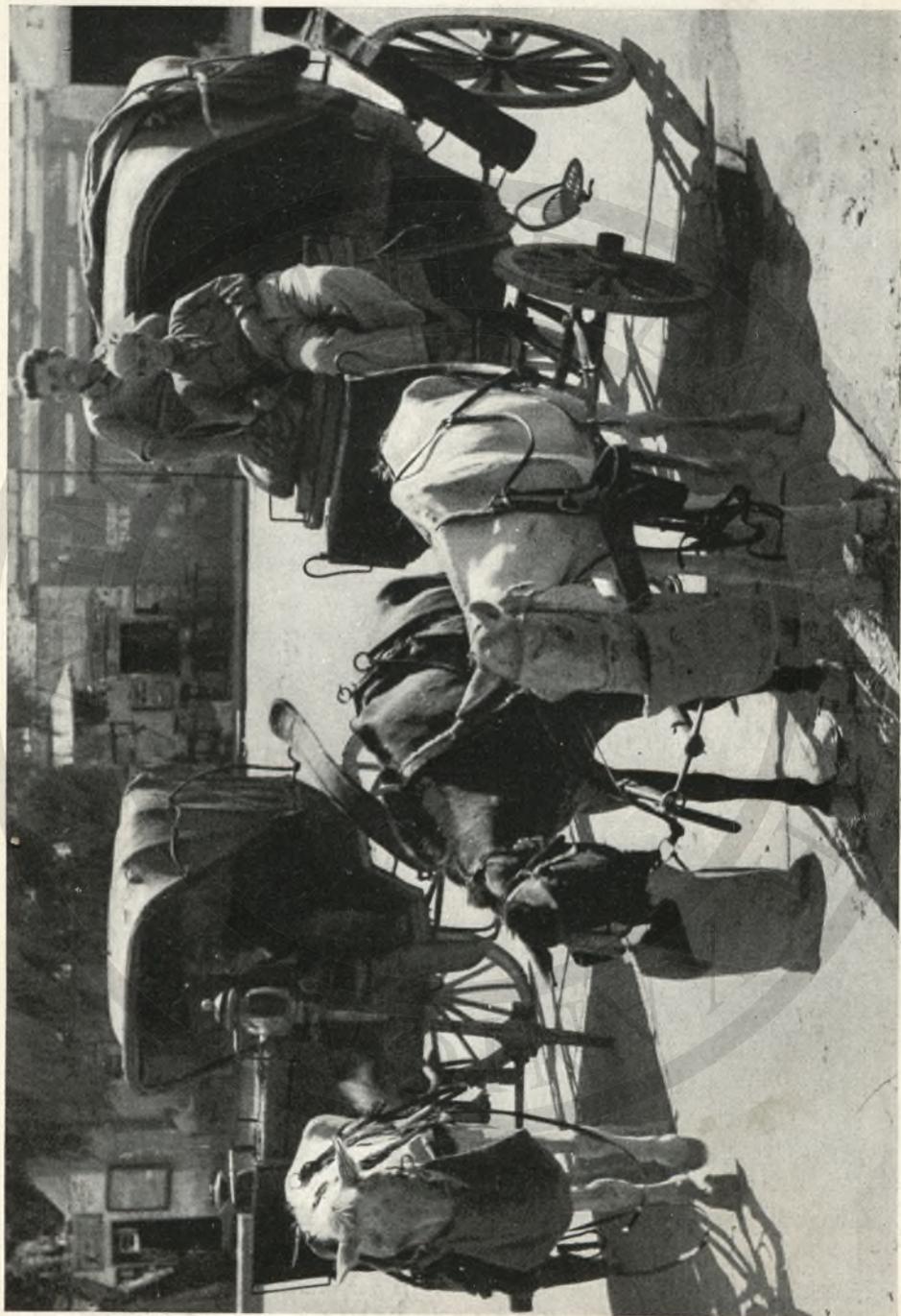
Eine holprige Straße führt vom Sandrivani zum Platz der Nea Magasia hinauf, dessen Mitte eine Blumenanlage schmückt. Hier entfaltet sich buntes Geschäftsleben. Die schmucken Läden von Goldschmieden und Uhrmachern wechseln mit Tischler-, Spengler- und Schmiedewerkstätten, und bald mischen sich darunter Tavernen und Bakalikos, kleine Krämerläden, aber hie und da auch ein größeres Geschäft, dessen Besitzer einladend hinter der geöffneten Türe steht. Wer von den Vorbegehenden nur Miene macht, etwas zu kaufen, für den wird eiligst ein Kafedaki, ein Schälchen türkischen Kaffees, beim nächsten Kaffeesieder bestellt; es muntert auf und schafft die verbindliche Atmosphäre, die für einen guten Geschäftsabschluß unerlässlich erscheint. Doch auch wenn dieser nicht zustande kommt, wird dem Schälchen Kaffee nicht nachgetrauert.

In der Auslage eines Goldschmiedes hat ein herrliches Dolchmesser meine Aufmerksamkeit erregt. Mit einem doppelspitzigen Griff aus gelb glänzendem Bein versehen, steckt es in einer wunderschön gearbeiteten Silberscheide,

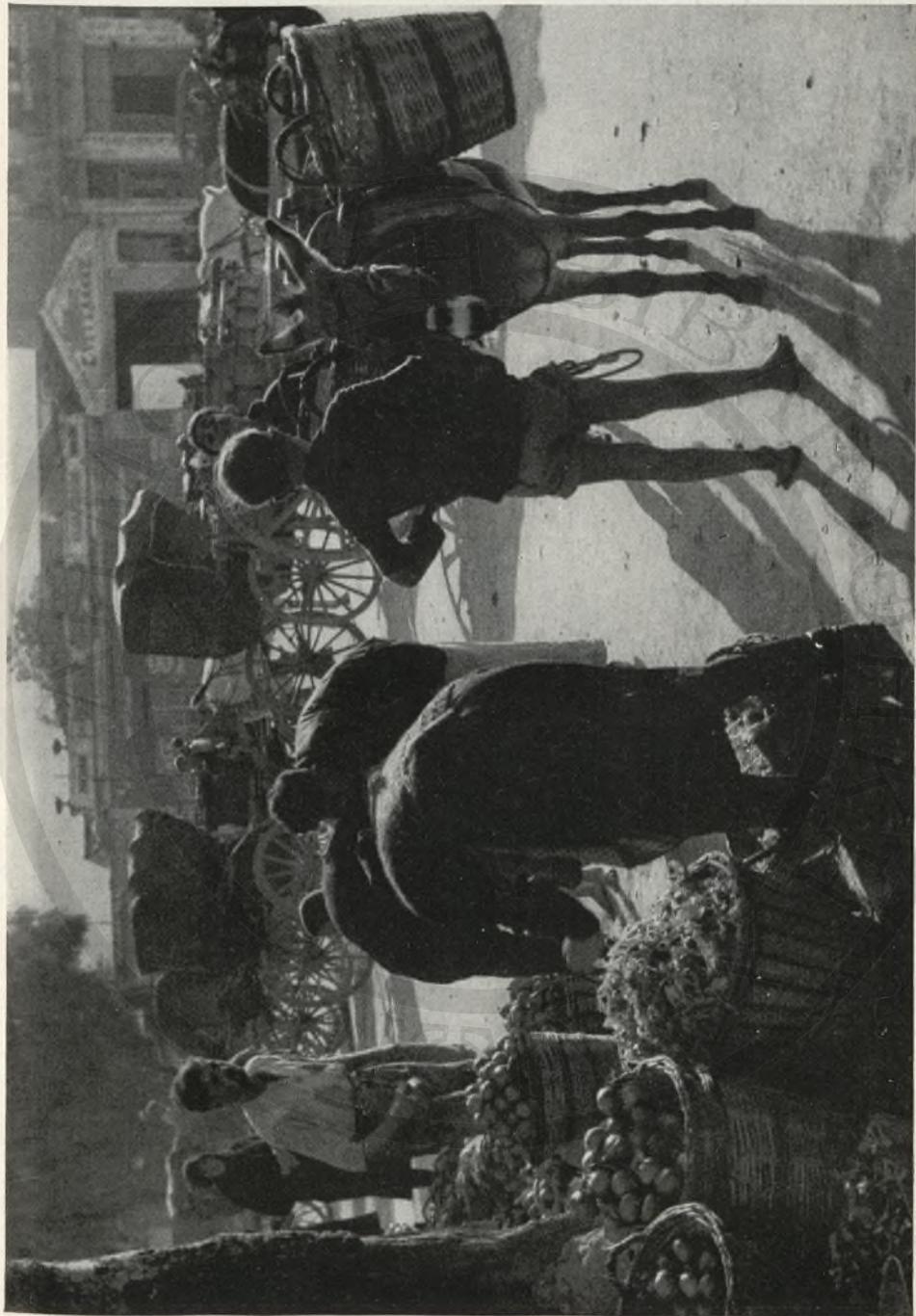


17. In Chania haben die Schuhputzer ihren Platz vor dem Eingang zur Markthalle

Εἰς τὸν δασὶ ἐξῆν αἱ συβωταὶ ἰσοδυναμῶντες
 εὐνὴν τῆς δεξιᾶς εὐνὴν αἰῶνός τῆς ἐξουσίας τῆς
 ἀγορᾶς.



18. Die vielen ein- und zweispännigen Mietwagen bei der Mittagsruhe
Täggen an Apfeln
was nach 10 Uhr
bei 10 Minuten nach 10 Uhr



19. Der Markt von Chania am Morgen
Αρ
δυσκόλι
τὴν
πάρει
τοῦ
πρωῖν
τοῦ



Tagessen eis by Kamburoy Juppoo
26. Wochenmarkt in einem kretischen Dorf



21. Beim Stand des Kuchenverkäufers drängt sich immer jung und alt
Es im Décor der Tagmarken
Es im Décor der Tagmarken
Es im Décor der Tagmarken



Opavoi Guporen wogon na spoznata hana ewas abo na karpnja od kova bina hana.
22. Bergbauern verkaufen ihre Produkte gleich vom Tragsattel des Muli aus

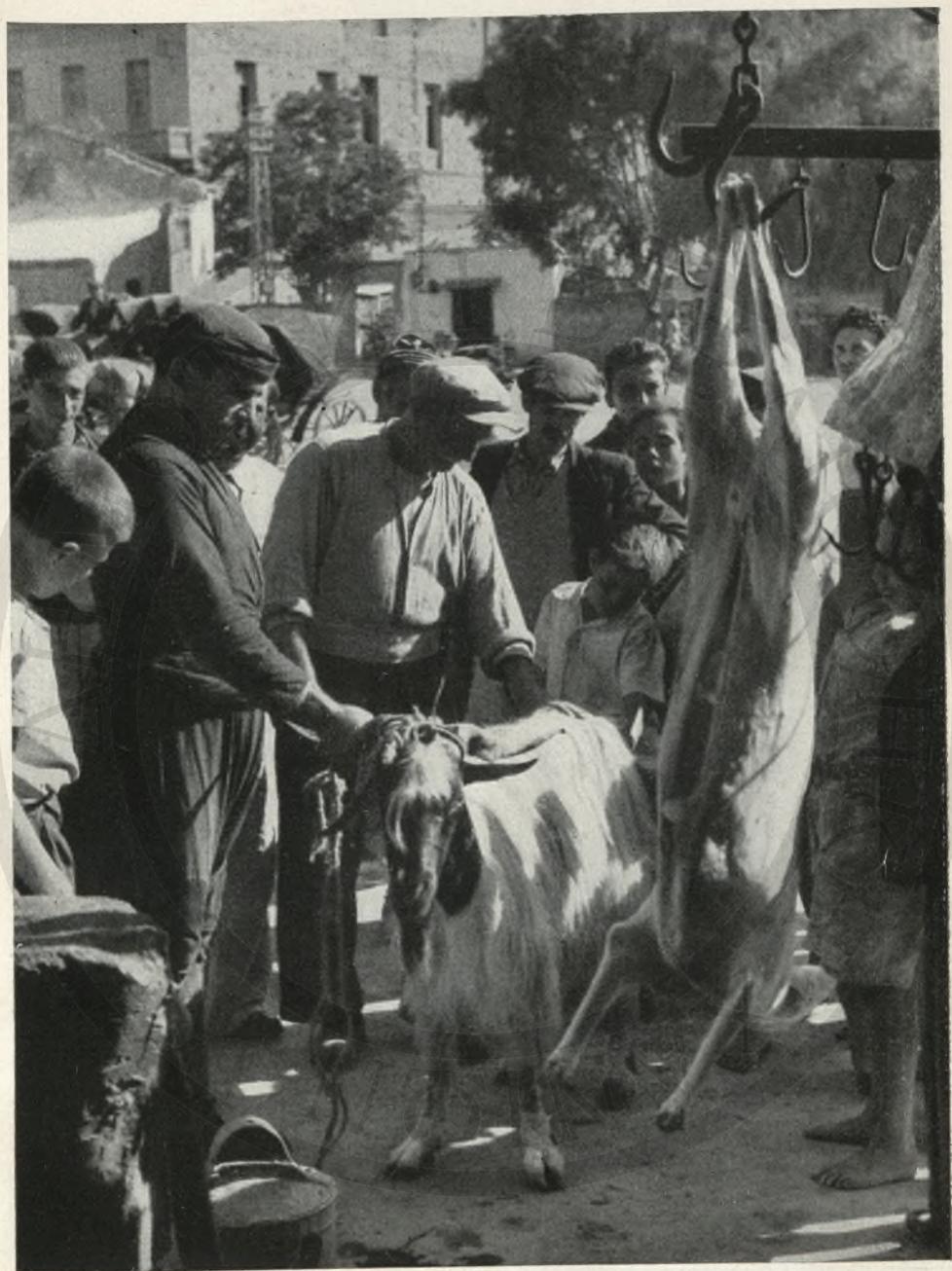


Die jugendlichen Verkäuferinnen des Marktes in Karambura
23. Mit gutmütiger Schläue einigen sich die Bergbauern auf ein Geschäft



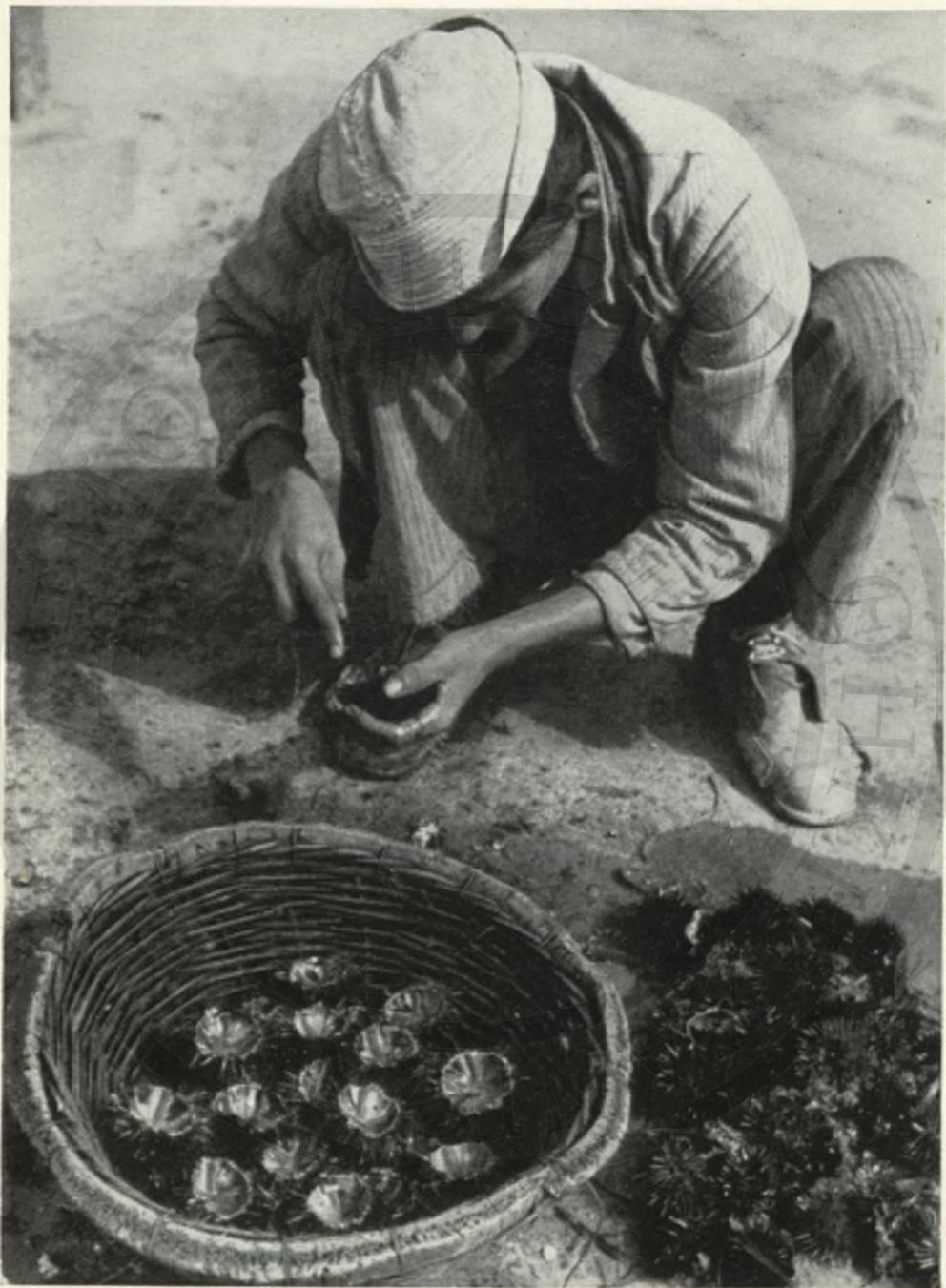
24. Die Trauben von Kreta sind eine wirkliche Kostbarkeit

*Αι σταφυλές τῆς Κρήτης εἶναι
 πρῶτα ὑπερβαρῆς ἰσχύος.*



25. Vor den Ständen der Fleischer und Viehhändler

Πρό τῶν πέδων τῶν κρεατοπωτῶν καὶ τῶν
ζωοπωλῶν.



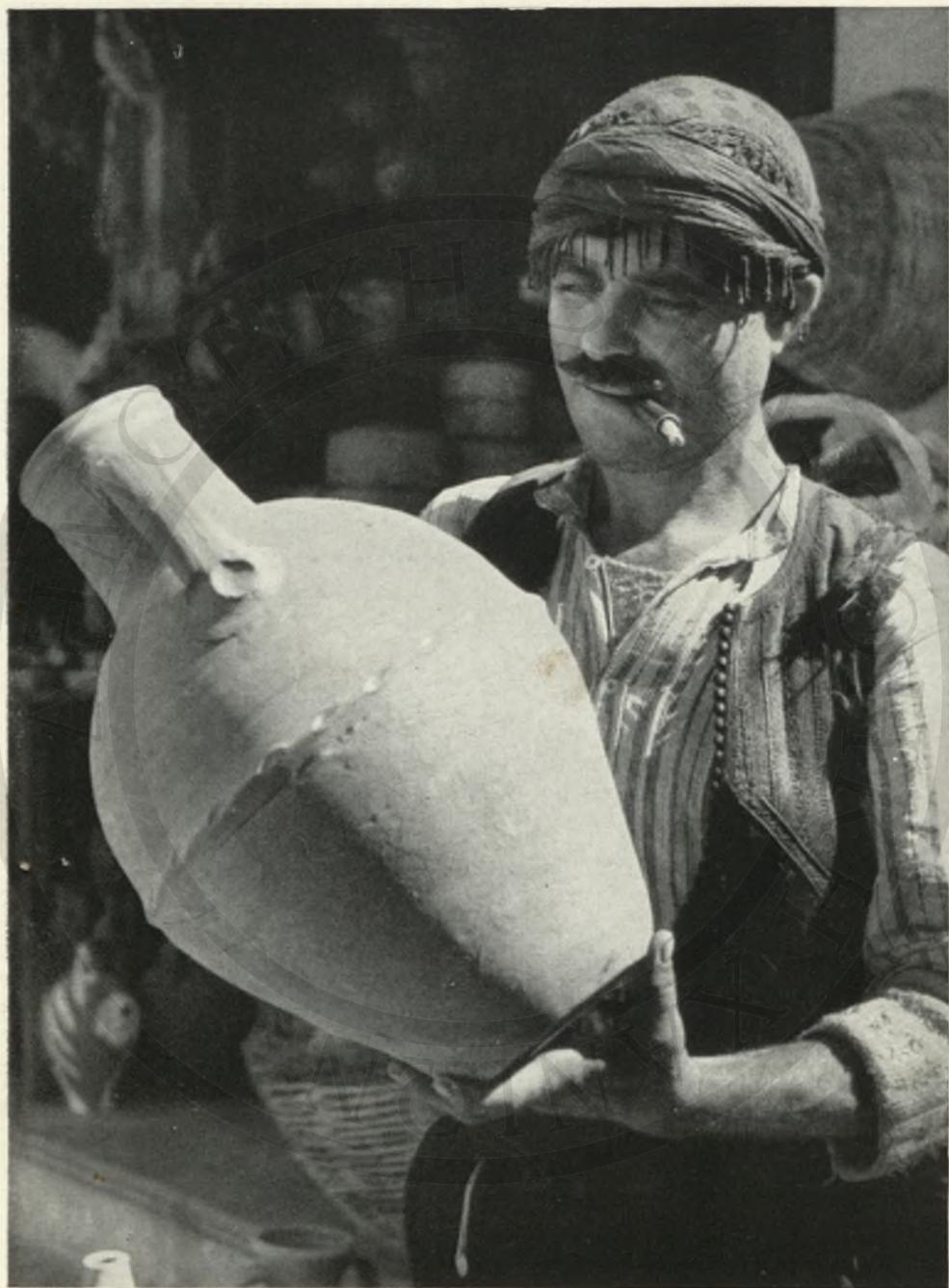
26. Frische Seeigel, eine besondere Delikatesse

Φρέσκα Σχινοί, ένα ιδιαίτερα νόστιμο
γαυσίον.



27. Töpferei, ein uraltes kretisches Handwerk

Αγγειοπλαστική ήτοι πλάση
Κρητική Τεχνοποιΐα.



28. Ein Bergbauer prüft kritisch die Töpferware

"Επιβ. ὀρεινῶς χειρῶν ἔργων, εἰς
ἐπιπέδου ἀφῆντ κατὰ ἔργων
ὑπονοῶν."

an deren Ende ein Fischmaul nach Nahrung zu schnappen scheint. Allerlei Figuren entdeckt man da: die eine, gleich unter der Öffnung, an der mit einer kleinen Kette ein paar Münzen angebracht sind, könnte einen byzantinischen Patriarchen darstellen; die andere, neben den Blumen, sieht einem Bogenschützen des kretischen Mittelalters ähnlich. Vielleicht wird dieser Dolch, weil ich es unterlassen habe, dieses herrliche Stück kretischer Handwerkskunst zu erwerben, demnächst schon in dem schwarzen Tuchgürtel eines Sfakioten stecken, wenn er seinen Sonntagsstaat angelegt hat und auf dem Marktplatz seines Dorfes steht. Gleich um die Ecke ist der Laden eines alten Schusters. Er stammt aus den Bergen, aus einem kleinen Dorf bei Askifos, und versteht es ausgezeichnet, jene prächtigen Stiefel aus mattweißem Leder zu nähen, die man die alten Kretenser noch manchmal tragen sieht. Er hat mich noch gut in Erinnerung, vom letzten Male, als ich bei ihm war und mich nach den Namen verschiedener Werkzeuge und Ledersorten erkundigte. So viele Schuster, erzählte er mir damals, auch in dieser Gasse seien — es reiht sich Werkstatt an Werkstatt, denn sie ist ganz ihrer Zunft vorbehalten, übrigens nichts Seltenes in den kretischen Städten —, die kretischen Stiwalia wüßten alle nicht so gut zu arbeiten wie er. Der Mastrojorgis an der anderen Ecke oben mache zwar seit neuestem recht elegante Stiefel nach Athener Mode, wie sie die Polizeioffiziere zu tragen pflegten, und drei Läden weiter könne man besonders schöne Halbschuhe angemessen bekommen; wer aber echt kretische Stiefel wolle, der müsse zu ihm kommen. Ja, er ist ein Meister, der alte Manussakas, nicht ein Pfuscher wie Kostas, sein Nachbar, der ein richtiger Flickschuster ist und den Spitznamen Fasulina trägt, weil er so lang und dünn ist wie eine Fisole.

Es läßt sich kaum beschreiben, jenes bunte Treiben auf dem Markt, der dank seiner zentralen Lage sich nie über Besuchermangel zu beklagen hat. Das ganze Jahr hindurch ist er voll der auserlesensten Früchte. Haben von Juli bis Oktober Weintrauben, gelbe und rote, die größten darunter mit kirschgroßen Beeren, die Körbe gefüllt, so werden den Winter hindurch bis tief ins Frühjahr hinein die Stände von den leuchtenden Farben der Orangen und Mandarinen belebt. Dann kommen Kirschen und Brunellen, Marillen und Pflirsiche. Nur die Äpfel fehlen. Sie gedeihen ausschließlich in dem rauheren Klima der Hochebene von Lassithi, drüben, im Osten der Insel.

Dicht nebeneinander stehen die Stände. Es handelt hier jeder mit allem. Zu Pyramiden getürmt oder in Körben warten frisches Obst und Gemüse, in einem Drahtgeflecht hängen die Eier, damit sie frisch bleiben, in einer Ecke liegen ein paar Stückchen Seife, unten auf dem Boden einige Hühner, denen die Füße gebunden sind — alles in buntem Durcheinander. Nicht jeder freilich preist mit gleicher Eindringlichkeit an, was er feilzubieten hat: Da sind manche, die lässig bei ihrem Stande stehen, wieder andere, die ihre Waren fein säuberlich sortieren, und auch sie schreien nicht, haben sie doch ihre festen, vornehmen Kunden; andere wieder bemühen sich, mit einladender Gebärde Käufer zu gewinnen; es gibt aber auch ganz Versessene, die es versuchen, einen Kunden noch zu sich zu zwingen und dem Nachbarn abspenstig zu machen, wenn er sich schon für diesen entschieden hat. „Kauf ja nicht bei dem, der hat die Krätze“, rufen sie, oder: „Nimm ja diese Orangen nicht, die sind gestohlen!“ Bei solchen Geschäftspraktiken fällt es oft schwer zu unterscheiden, ob es sich nur um Spaß oder um Ernst handelt; denn was zum Beispiel die Krätze betrifft, so ist diese

Hautkrankheit bedauerlicherweise auf der Insel sehr verbreitet.

Auf dem Platz vor der kreuzförmig angelegten Halle, neben den brotbeladenen Tischen der Bäcker, brät ein halbwüchsiger Bursche seine Lukanika, die fingerdicken Würstchen, die reißenden Absatz finden. Neben ihm hat der Limonadenverkäufer, wohl nicht ohne Absicht, seinen Kasten aufgestellt. Er könnte aber getrost auch wo anders stehen, auf jeden Fall treibt ihm die Hitze die durstigen Kehlen zu, denen er manchmal zur Abwechslung, wenn die Limonade nicht mehr recht schmeckt, seine eisgekühlte Charupada reicht, ein süßes Getränk aus Johannisbrot.

Drinnen in der Halle befinden sich die größeren Stände, die neben den übrigen Waren auch Wein, Öl und Milchprodukte führen. Dicht bei dem weißen Anthotiros, einem schmackhaften Weichkäse, und der Misithra, dem Topfen in kleinen Holztrögen, liegen da mächtige Laibe der emmentalerartigen Grawera. Unwillkürlich fällt mir der Name ein, mit dem der arabische Geograph die Stadt einst bezeichnet hat: Rhabdh-el-Djobn, Stadt des Käses. Sie macht ihm heute noch Ehre.

Hinter den mit Hammeln behangenen Ständen der Fleischer kündigt sich schon durch seinen Geruch der Fischmarkt an. Allerlei Seegetier gibt es da, die kleinen Barbunia, die man in Öl gebraten samt den Gräten verzehrt, die schwarzen Klumpen der Tintenfische, die langarmigen Oktapoden und in Körben die stacheligen Seeigel und Schnecken, die lustig herumkriechen.

Es ist überall gleich viel Lärm, draußen auf dem Platz wie drinnen in der Halle, beim Würstchenverkäufer wie auf dem Fischmarkt. Nur ein weißhaariger Alter am Tor neben den klappernden Schuhputzern sitzt still, vor sich ein kleines Körbchen voll gerösteter Mandeln, manchmal hat er auch Zigaretten. Tagaus tagein, schon fünfund-

zwanzig Jahre sitzt er dort, unzertrennlich mit dem Markt verbunden, und doch scheint er an dem ganzen Treiben nicht Anteil zu nehmen. Er schreit nicht, er preist seine Mandeln nicht an, er läuft keinem nach. Sie kommen von selbst und nehmen ihm ein Päckchen ab. Vielleicht aus Pietät gegen sein Alter, vielleicht auch aus Gewohnheit. Oft ist er wie in Gedanken versunken. Dann träumt er wohl von seiner Heimat in Kleinasien, wo er Haus und Hof verließ, als er damals, in den Zwanzigerjahren, vor den Türken Hals über Kopf flüchten mußte. Drüben, in der Heimat, da ist es ihm freilich gut gegangen; er hat es hier nicht weit gebracht, nicht annähernd so weit wie der reiche Gatopulos gleich hinterm Tor. Doch er hadert nicht mit seinem Schicksal, er sorgt sich nicht um die Zukunft, so wenig wie die Schuhputzer neben ihm, er lebt so dahin und ist vielleicht glücklicher als der Großhändler, der jeden Tag an ihm vorbeigeht, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, obwohl sie aus demselben Dorfe bei Smyrna stammen.

Ruhe breitet sich über das herrlich gelegene Chaleppa, jene reizende Vorstadt Chantias, die man auf der Küstenstraße über den Bolari, den Stadtteil entlang der felsigen Bucht, erreicht. Da, wo der Weg zu den Ledergerbern hinunterführt, deren Werkstätten am Meere einen beißenden Geruch ausströmen, beginnen die schmucken, vor noch nicht allzu langer Zeit erbauten Villen. Die ausländischen Gesandten und Konsuln wußten schon, warum sie Chaleppa zu ihrem Wohnsitz erwählten. Weite Gärten mit vielerlei Blumen, schlanken Palmen und dickstämmigen Dattelbäumen, die eine lausiche Bank oder eine kleine Grotte überschatten, umsäumen das Lyzeumsgebäude der Französischen Schwestern und das anschließende Haus des Altpräsidenten Venizelos, dem man

weit droben auf dem Berghang in einem kleinen Haine ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Es wurde mir schwer, inmitten der Blumenpracht und der gepflegten Straßen des Westens von Chaleppa seinen Ortsnamen, der es zum „schwer Gangbaren“ macht, zu verstehen. Erst als ich weiter eindrang und — nach manchem Bergauf und Bergab schon in der Stadt — an der Kirche der Evangelistria vorbei, deren Kuppel weithin sichtbar ist, an den Ostrand kam und die karstigen Felder sah, zwischen denen sich der Weg nach dem Vorgebirge Akrotiri schlängelt, erkannte ich, daß es seinen Namen mit Recht trägt. Mühsam muß man da hinaufklettern, bis man die halbe Höhe erreicht hat, von der aus sich ein guter Blick auf die gesamte Stadt bietet, über deren hellen Gebäuden ein feiner Dunst liegt. Gern unterzieht sich der Fremde dieser Mühe, der Landesbürtige jedoch zieht es vor — wenn es auch der Fremde —, in der kühlen Laube des Tavernengartens am Bolari zu sitzen und über die Bucht hinweg nach der Altstadt zu blicken, in der man neben einem schlanken Minareh und den Resten der starken Stadtmauer eine Palme wie ein Wahrzeichen in den Himmel ragen sieht. Noch vor weniger als hundert Jahren zog sich die Mauer mit mächtigen Wällen rings um die Stadt. Ihre Türme und Befestigungswerke waren von türkischen Janitscharen bewacht, die allmorgendlich ein Trompetensignal weckte, damit sie die Tore öffneten. Damals breiteten sich noch weite Sandflächen zwischen der Stadt und Chaleppa, und wo heute in den niedrigen Häuschen des Kunkabi Fischer und Kleinhändler wohnen, standen noch zu Großvaters Zeiten die Zelte schwarzbrauner Araber aus Bengasi, die der Hunger aus der Heimat vertrieben hatte, während auf der anderen Seite der Straße sich ein kleines Negerstädtchen ausbreitete. Noch heute

wohnt in diesem Viertel eine alte Schwarze — mit Goldreifen geschmückt, zeigt sie sich manchmal in den Straßen —, deren Eltern wohl damals ins Land gekommen sind.

Man kann zu jeder Tageszeit Gäste treffen in dem Garten am Meer. Denn an der Abzweigung der Straße nach Akrotiri etwas erhöht gelegen, mit freier Sicht auf das Meer, ist er jedem Lüftchen zugänglich und bietet auch um die Mittagszeit etwas Schatten. Dann versteht es sein Besitzer, der alte Petrakis, auch immer, zum Raki ein gutes Mesedaki, einen Gabelbissen, zu geben; er besteht aus Oliven, einem Stück Käse oder einer Tomate, zu jedem Bissen nimmt man einen Schluck. Zudem weiß er stets das Neueste zu erzählen, der Tawernaris am Meer.

Während ich bei einem Gläschen und einigen Sardellen sitze und auf die Felsenriffe hinabsehe, auf denen Badelustige sich sonnen, wenn sie genug geschwommen sind, höre ich von der Straße her die Stimme meines kleinen Freundes, der mit einem Körbchen voll Erdnüssen durch die Stadt zieht. Für ein paar Drachmen gibt er mir immer eine ganze Tüte von den braungebrannten, mit ein wenig Salz bestreuten Fistikia. Er kennt mich schon gut und weiß, daß ich ihn selten vorbeiziehen lasse, ohne ein paar Nüsse erstanden zu haben. „Du hast sie gern, die Fistikia“, meinte letztes Mal der schwarze Junge. Er wäre eigentlich hübsch zu nennen, trotz seinem zerrissenen Hemd und der etwas zu großen Hose, die man ihm geschenkt hat, wenn nicht zwei tiefe Narben sein Gesicht verunstalteten. Sie rühren von den Beulen her, von denen fast keiner hierzulande verschont bleibt. Chaniotika, Chaniabeulen, nennt das Volk diese Geschwüre, die an den unbedeckten Stellen des Körpers, an Händen, Beinen und oft im Gesicht, auftreten und meist wochen-, ja

monatelang nicht verheilen. Ihre Häufigkeit in Chania hat ihnen wohl diesen Namen eingetragen, wenngleich sie nicht auf die Hauptstadt allein beschränkt sind; allerdings habe ich sie in den Dörfern und je weiter ich nach dem Osten kam, desto seltener angetroffen.

Ich ging noch ein Stück mit dem jungen Erdnußverkäufer und fragte ihn, ob er denn nicht in die Schule gehen müsse, weil er ja noch nicht das vierzehnte Lebensjahr erreicht habe. Da erzählte er mir, daß sein Vater beim Direktor gewesen sei und erklärt habe, ihn zur Arbeit zu brauchen. Der Direktor wollte ihn zwar nicht freigeben, der Kleine ist aber trotzdem ferngeblieben. Die Schulbehörden hätten sich dann nicht mehr um ihn gekümmert — es scheint ihm nicht unangenehm gewesen zu sein — und nun sei er Fistikiaverkäufer. An der Ecke, wo die Königsstraße zum Verwaltungsgebäude hinaufführt, in dem der Generalgouverneur, der Vertreter der Regierung und Vorgesetzte der vier Präfekten der Insel, residiert, hat mich der schwarze Junge verlassen. Ich gehe die Straße hinauf zum Sekretär des Gouverneurs. Schon denke ich nicht mehr an den kleinen Schulschwänzer, da tönt es plötzlich noch von fern: „Fistikia, Fistikia!“

Wie wohl das zarte Lüftchen tut, das balsamisch von der See her weht, wenn es Abend wird über den Dächern des Bolari. Das ist die Stunde, wo sich die Straßen dieses Viertels füllen, in dem die Jugend der Stadt sich zum Abendbummel trifft. Zu dreien und vieren spazieren sie da mitten auf den Gassen, ja oft nehmen sie die ganze Breite ein; nur ungerne und langsam weichen sie einem Auto aus, das sich unterstehen sollte, um diese Zeit nach dem Bolari zu fahren.

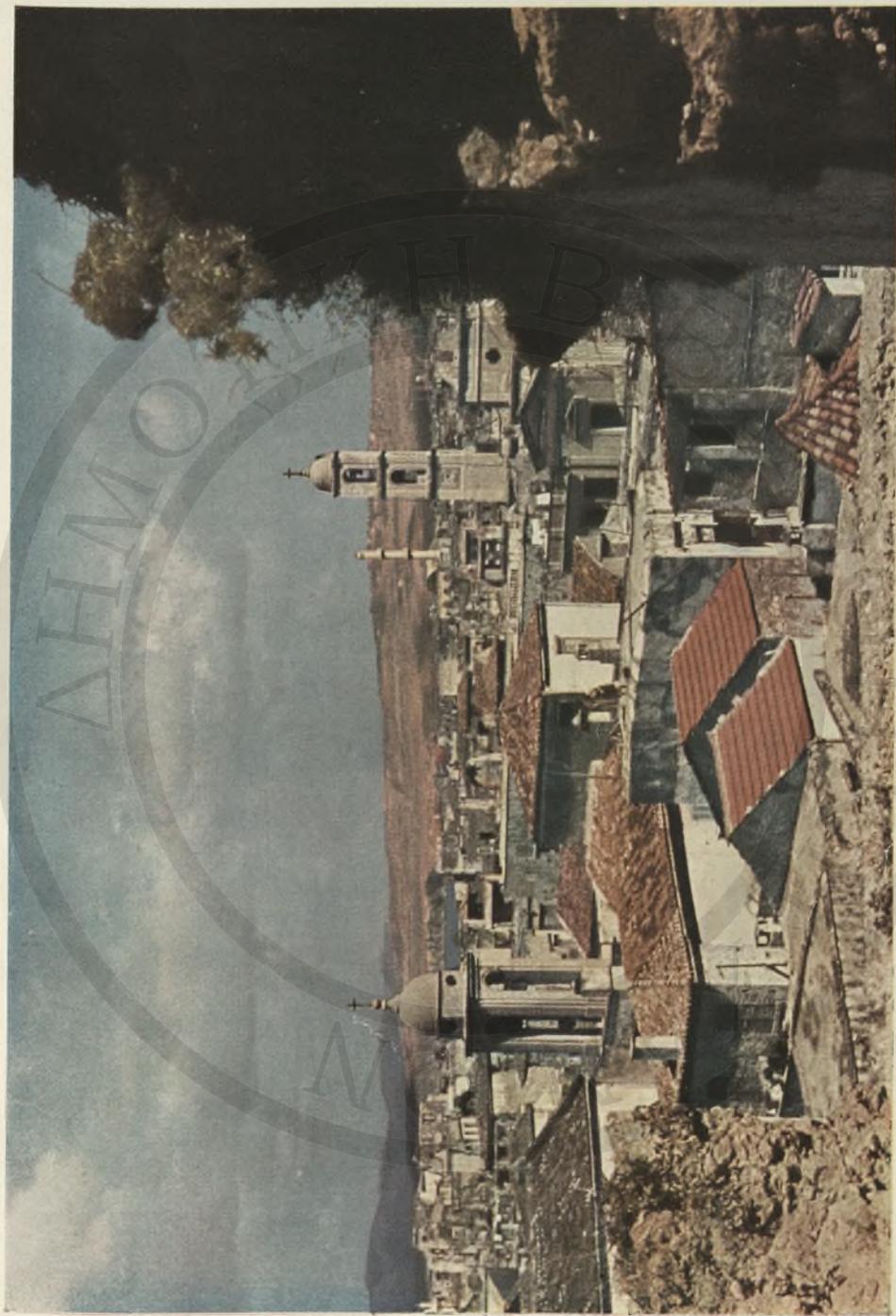
Die Mädchen haben sich wieder besonders schön gemacht zur Abendpromenade. Die leichten Sommerkleider lassen

ihre Formen gut zur Geltung kommen, ein paar Jasminblüten zieren das Haar, das die weißen, vor der Sonne sorgsam behüteten Gesichter schwarz umrahmt. Wenn ich sie anblicke, muß ich an die Madinade denken, die ich kürzlich hörte:

Die Augen gab die Liebe dir,
die Brau'n hast du vom Kriege:
bedrängst mit beiden mich, helf Gott,
daß ich nicht unterliege.

„Ja su, Bebek! Ja su, Lele!“ grüßen die Freunde. Sie lehnen lässig an der Mauer, die sich am Straßenrand hinzieht. „Ja sas, paidia! Heil euch, Burschen!“ tönt es von den Mädchen zurück. Stundenlang wandeln sie auf und ab, scherzend und oft laut lachend, immer in lustiger Unterhaltung. Was sie sich da nur alles erzählen mögen? Ob sie von dem Glück ihrer Freundin Argyro plaudern, die einen reichen Seifenfabrikanten aus Iraklion geheiratet hat — sie soll so schön gewesen sein als Braut —, oder vielleicht berichtet die eine in dem gelben, ärmellosen Seidenkleid von ihrem Besuch bei ihrer Tante, der Gambu, der Frau des Ölhändlers Gambas, die vor einigen Tagen einem Kindchen das Leben geschenkt hat; sie gestikuliert mit den Händen, als wollte sie zeigen, wie winzig das Kleine war. Mag auch sein, daß sie sich in ihren Französischkenntnissen versuchen, auf die sie so stolz sind, seitdem sie alle mitsammen in die Schwesternschule in Chaleppa gehen. O, sie werden sich immer etwas zu erzählen wissen, auch wenn es bloßer Klatsch sein müßte.

Jetzt begegnen sie zweien ihrer Freundinnen. Die eine, deren Gesichtsform und dunkler Teint verrät, daß ihre Vorfahren unter den türkischen Eroberern zu suchen sind, trägt ein Paar neue Schuhe aus braunem Rauhleder.



Tafel I. Über den Dächern der Altstadt von Chania

Σωμωτ.

Σωμωτ.

Σωμωτ.



Table II. Die Ebene hinter Chania mit den Weissen Bergen
Tafel II. Die Ebene hinter Chania mit den Weissen Bergen

Die hat ihr Vater mit einem der letzten Kaikis mitgebracht, jenen kleinen, mit einem Motor ausgestatteten Seglern, die zwischen Kreta und Athen oder anderen Inseln verkehren. Sie führt sie wohl zum ersten Male aus, denn schon ist sie umringt von ihren Freundinnen, die ihr in eigenartigem Tonfall, aus dem Überraschung, Bewunderung und auch etwas Neid sprechen, „Me ja“ zurufen: „mit Gesundheit“ sollst du sie tragen; sie legen ihr damit auch ans Herz, sich nicht zu stolz in ihnen zu gebärden, damit nicht ein böser Dämon ihr über Nacht Krankheit schicke.

Die Freundinnen haben sich wieder getrennt und gehen fröhlich plaudernd weiter. Inzwischen hat es zu dunkeln begonnen, bald wird es stockfinstere Nacht sein; denn die Dämmerung dauert hier kaum eine Viertelstunde. Dann ist es noch angenehmer auf dem Bolari. Darum trennen sich die Mädchen erst in den späten Abendstunden, nachdem sie sich vorher noch zu einer Vengera, einer Abendgesellschaft, verabredet haben; denken sie doch noch lange nicht ans Schlafengehen in diesen herrlichen Sommernächten. Wenn man um die zehnte oder elfte Nachtstunde auf den Straßen des Bolari wandelt, sitzen jung und alt in fröhlichen Gruppen beisammen. Sie laben sich noch an der erfrischenden Nachtluft, die von Jasmin und andern Blumen der Gärten duftet. Wunderschön ist es, hier zu sitzen. Wenn nur die Mücken nicht wären, die so lange um Ohr und Nase tanzen, bis man sie gefangen hat.

Oft wird es dann noch recht laut in den ruhenden Gärten, wenn die Väter in Dingen der Inselpolitik ihre Meinungen austauschen und die Töchter ein Lied einüben, das sie bei der nächsten Aufführung in ihrem Laientheater zu Gehör bringen wollen. Sie denken nicht an morgen, wenn sie so in fröhlichem Kreise vereint sind: glückliche Menschen,

glückliche Inselbewohner, das Mädchen, das noch in die Schule nach Chaleppa geht, ebenso wie der Alte, der am Markttor sitzen wird. Wenn sich die Gruppen oft spät, um Mitternacht, trennen, wird es endlich still und einsam und völlig dunkel auf den Straßen des Bolari. Nur vom Meer her sieht man kleine Lichter blitzen. Es sind die Fischer, die zu neuem Fang ausfahren.

OMALOS — HORT DER FREIHEIT

Wer nur die Küsten der Insel gesehen, wer nur mit dem heiteren, leichtlebigen Volke der Städte verkehrt hat, dem hat sich Kreta nur zur Hälfte gezeigt. Denn ganz anders sind die Natur und die Menschen im Innern der Insel, anders in Lebensart und Kleidung, in Sitten und Anschauungen, ja selbst in der Sprache. Die Berge Kretas und ihre Bewohner kennenzulernen, war der Zweck meines Aufbruchs nach dem Omalos und den Lefka Ori. Allein schon die Art, wie man in Chania, das mit seinem großstädtischen Anstrich freilich zu allem in Gegensatz steht, was aus dem bäuerlichen Innern kommt, über dieses Gebiet denkt und spricht, erweckt die Neugierde nach diesen Gegenden. Wer nicht dem Bergsport besonders zugetan ist — und das sind die Kretenser der Küste in der Regel nicht —, der geht, obwohl die Entfernung nicht groß ist, in seinem Leben höchstens einmal auf die Omalosebene, und den Weißen Bergen bleibt er am liebsten ganz fern. Fast hat man den Eindruck, daß etwas wie eine heilige Scheu vor diesen schweigsamen Gebirgen und den dunklen Mächten in ihnen im Volke der Küste lebt, eine Scheu, die selbst die Bergbewohner nicht völlig überwunden haben.

Es war ein herrlicher Maimorgen, als ich von Chania Abschied nahm und auf einem alten Lastauto nach dem

schönen Lakki droben in den Vorbergen abfuhr, das den Ausgangspunkt zur Omalosebene bildet. Kaum hat man den Westrand der Hauptstadt, dessen niedrige Häuschen noch keine drei Menschenalter stehen und darum den Namen Nea Chora, Neudorf, tragen, verlassen und ist nach Süden abgebogen, wachsen zu beiden Seiten der Straße dichte Olivenhaine aus der Ebene, die sich südlich von Chania bis zu den Bergen hinzieht. Die uralten Ölbäume werden bald durch schlanke Pappeln und Zypressen überragt, bald wagen sich Feigen- und Lorbeer-bäume unter sie. Wo diese aber fehlen, prangen gelbe Zitronen zwischen dem Grün der Äste, und überall findet sich auch die niedere kretische Rebe. Die blühende Vegetation verwandelt das Land hinter Chania in einen einzigen Garten: Periwolia, die Gärten, heißt denn auch ein Dörfchen eine Stunde südwärts der Hauptstadt.

Nach einer halbstündigen Fahrt lichtet sich der Wald der Ölbäume und fern am Horizont steht ein dunkler Streifen auf, das Mittelgebirge, über dem die schneeigen Gipfel der Lefka Ori erglänzen. Bei dem kleinen Dörfchen Agia kommen wir an einem schilfumwachsenen Stausee vorbei, auf dessen glitzernder Fläche sich einige Wildententummeln. Er betreibt ein Elektrizitätswerk, das Chania zusätzlich mit Strom versorgt. Unweit des Dorfes erregt ein riesiges Gebäude meine Aufmerksamkeit, das in der Landschaft unsäglich fremd wirkt. Die schweren Eisengitter seiner Eingangsporten und die hohen Mauern, die es rings umgeben, lassen unschwer eine Strafanstalt erkennen. Ob sie ihrer höheren Aufgabe nachkommt, verbrecherische Elemente zum Besseren zu bekehren, oder ob sie nur kalt den Zweck erfüllt, sie mindestens eine Zeitlang davon abzuhalten, der Menschheit weiter Schaden zu stiften? Nicht jedem freilich, so erzählt man, sei Gerechtigkeit widerfahren, der hier in Sträflingskleidern zur

Zwangsarbeit auf den umliegenden Feldern angehalten wird oder in seiner Zelle auf die Stunde der Befreiung wartet. Das Zünglein an der Waage der kretischen Justitia habe nicht immer dorthin ausgeschlagen, wo eine wirkliche Schuld lastete; in Zeiten, da viel Blut vergossen wurde, sind oft auch unschuldige Opfer nach Agia gekommen, von Richtern hingeschickt, die dieses hohe Amt besser nicht ausgeübt hätten.

Aus der Ferne grüßt die weithin sichtbare Kuppel der großen Kirche von Alikianu, die wie alle Gotteshäuser der Ostkirche in byzantinischem Stile erbaut ist. Die Zentralbauten, die schon durch ihre Anlage etwas Monumentales haben, heben sich von den umliegenden kleinen Häusern der kretischen Dörfer noch wuchtiger ab. Über ein ausgetrocknetes, mit seinen bleichen Schottern abgestorben wirkendes Flußbett führt eine schmale Brücke nach dem Dorfe, das seinerseits von der Natur mit reichen Gaben gesegnet worden ist. Überall ziehen sich entlang den von Pappeln überschatteten Häusern prächtige Gärten, in denen es zwischen Orangen- und Nußbäumen von Rosen, Jasmin, Hyazinthen und anderen Blumen duftet. Ein solcher ausgedehnter üppiger Garten ist unweit des Dorfes auch die Gegend von Archontiko, wo man einen verfallenen Turm sieht, den Pyrgos des Da Molini.

Es ist eine gar grausige Geschichte, die sich an ihn knüpft, der Dichter Zampelios erzählt sie in seinen „Kretischen Hochzeiten“. Da Molini war im 16. Jahrhundert einer von jenen Herzögen Kretas, die zu ihrem Range das Übermaß von Tücke, Verschlagenheit und Kaltblütigkeit mitbrachten, das die venetianischen Edelleute der Zeit kennzeichnete. Die Stellvertreter Venedigs hatten kein leichtes Spiel auf Kreta, dessen Boden — das ist die Auffassung des genannten Dichters — so beschaffen ist,

daß die Freiheit von selbst aus ihm entspringt, in vollen Waffen, wie aus dem Haupte des Zeus die eulenäugige Athene. Auch damals, im Jahre 1570, hatten sich die Söhne der Insel wieder einmal gegen die Unterdrücker erhoben, viele Wehrtürme zerstört und in zahlreichen kleinen Geplänkeln die Venetianer besiegt. Daraufhin wählten die Aufständischen eine Regierung von vier Männern, an deren Spitze ein Sohn aus dem berühmten Geschlechte der Skordili stand, mit Namen Georgios Kandanoleon, aus dem Dorfe Kustogerako kommend. Von fanatischer Freiheitsliebe beseelt, hatte er den hochfliegenden Plan, nicht nur auf der Insel die Herrschaft Venedigs zu brechen, sondern überhaupt das gesamte griechische Volk von Fremdherrschaft zu befreien, insonderheit vom türkischen Joch. Zu diesem Zwecke hatte er auch schon allenthalben auf dem Peloponnes und in Griechenland Verhandlungen angeknüpft. Dem schlaunen Da Molini war dies alles nicht verborgen geblieben und er sann darauf, wie er den tapferen Kandanoleon und die übrigen Führer, denen er mit Gewalt nicht beizukommen vermochte, mit List bezwingen könnte. Dazu fügte es sich glücklich, daß Petros, der Sohn Kandanoleons, zu Sophia, der Tochter Da Molinis, in heißer Liebe entbrannt war. Der Herzog schickte nun einen Brief an den Vater Kandanoleon, in dem er ihm seine Zustimmung zu einer ehelichen Verbindung ihrer Kinder kundtat. Der junge, unbesonnene und leidenschaftliche Petros hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf die Hochzeit zu dringen. Sie sollte schon einen Monat nach der Verlobung in Alikianu stattfinden.

Vater Kandanoleon wurde es freigestellt, fünfhundert seiner edelsten Leute, in vollen Waffen, zusammen mit ihren Familien zum großen Feste mitzunehmen. Da Molini hingegen trat ganz bescheiden nur mit einem kleinen

Gefolge auf, um so kostbarer waren dafür die Geschmeide und Geschenke der Braut. Unter brausendem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert. Die Gefolgsleute Kandanoions waren darauf im Turme am Archontiko mit den erlesensten Speisen und edelsten Weinen bewirtet worden, nicht ahnend, daß diesen narkotische Mittel beigemischt waren. Wie es der Herzog erwartet hatte, fielen sie bald in bleiernen Schlaf. Nun sah Da Molini die Zeit zum Handeln gekommen. Er hatte schon Botschaft nach Chania geschickt, von wo alsbald ein größerer Trupp bis an die Zähne bewaffneter Soldaten eintraf. Sie hatten leichtes Spiel mit den erschlaferten, traumbefangenen Begleitern Kandanoions. Fast alle wurden sie überwältigt, niedergemetzelt oder in Fesseln geschlagen und abgeführt. Auch Kandanoion selbst, der sich mit einer kleinen Schar der Tapfersten verzweifelt zur Wehr setzte, kämpfte gegen die Übermacht vergeblich, er wurde gleich den übrigen nach Chania gebracht. Während man zweihundert seiner Leute erdrosselte, wurde er mitsamt seinen beiden Söhnen aufgehängt.

Damit ja nicht ein zweiter Kandanoion aus Kustogerako — noch heute kündigt dort eine Höhle mit seinem Namen von dem großen Sohne der Insel — entspringe, ließ Da Molini die Bevölkerung des Dorfes vollständig ausrotten, auch die Frauen und Kinder schonte er nicht. So scheint dieser Gewalthaber aus Venedig an Grausamkeit die anderen blutigen Großen der Dogenrepublik noch übertroffen zu haben. Er kannte den Heldenmut der Kretenser, die er beherrschen sollte, nur zu genau, ebenso aber die Käuflichkeit der eigenen Soldaten und wußte, daß die freiheitsdurstigen Inselbewohner keinesfalls in offener Schlacht zu besiegen, sondern nur durch List zu überumpeln wären. Daß er zur Durchführung seines verruchten Planes in satanischer Weise eine dem Volke von

Kreta so hochheilige Handlung wie eine Hochzeit ausuchte, hat in der bewegten Geschichte der Insel nicht seinesgleichen; in der Weltgeschichte freilich verblaßt auch diese Schandtat vor noch größeren Ruchlosigkeiten. Das nüchterne Ergebnis der Morde war, daß der Aufstand der Kretenser, die ihrer edelsten Führer beraubt waren, zusammengebrochen ist.

Weit schon liegt Alikianu hinter uns, wir sind nunmehr inmitten der Orangen- und Mandarinenhaine von Furnes. Um diese Jahreszeit sind die Bäume fast schon gänzlich ihrer Segenslast beraubt; wer noch um Weihnachten hierherkommt, der kann sich nicht sattsehen an der Farbenpracht, in der die goldgelben Früchte aus dem Dunkelgrün der glänzenden Blätter und vor dem blitzenden Weiß der schneeigen Gipfel im Hintergrunde erglühen. Die Häuser des Dorfes, die durch ihre gediegene Bauart und die gut gehaltenen Dächer den Wohlstand seiner Bewohner verraten, verschwinden fast gänzlich in den weitgedehnten Hainen. In der Gegend von Furnes, dem nahen Skines und von Spilia wachsen die allermeisten der kretischen Orangen; fast die ganze Insel wird von hier aus mit den köstlichen Früchten versorgt, und noch immer bleibt eine genügende Menge zur Ausfuhr. Es gibt auf Kreta mindestens ein Dutzend verschiedener Sorten: süße, bittere, kernlose, dünnschalige, dickschalige und alle die andern, die nur die Besitzer der Gärten selbst zu unterscheiden vermögen, und man wundert sich, daß der Kretenser keinen anderen Namen als Portokallia, Früchte Portugals, für sie gefunden hat. Goldäpfel Kretas hießen sie wohl mit besserem Recht. Neben ihnen wachsen noch in den Hainen Mandarinen, Zitronen und die großen Grapefrüchte, von denen ein Baum oft nur sechs oder sieben zu tragen vermag.

Fast in gleicher Richtung mit unserer Straße, die nun immer schlechter und holpriger wird, läuft von Furnes aus der Weg nach Meskla, dessen sagenhafte Überlieferung gleichfalls mit der Hochzeit des Kandanoleon verknüpft ist. Damals sollen nämlich alle Einwohner auch dieses Dorfes ums Leben gekommen sein, bis auf zwei. Von ihnen wurde noch der eine, als sie auf ihrer Flucht beim Farangi von Sarakina, einer unwegsamen Schlucht, die von Therisso aus nach den Weißen Bergen führt, ankamen, von den Venetianern erschossen. Von dem anderen aber, der allein glücklich entkam, leiten die heutigen Bewohner von Meskla ihre Herkunft ab. Während dieses Dörfchen tief unten inmitten einer romantischen Landschaft liegt, steigt der Weg nach Lakki beständig an. Langsam verändert sich auch das Bild der Landschaft um uns. Bewaldete Hügel, die bald mit kahlen Hängen wechseln, sind an die Stelle der grünen Haine getreten. Oft locken nun an unserem Wege die ersten, nur in höherer Lage wachsenden Sträucher mit köstlichen, erdbeerähnlichen Früchten zum Stehenbleiben. Aber die Straße windet sich noch mehrmals von Hügel zu Hügel, ehe wir nach unserem Ziele, Lakki oder, wie die Söhne des Landes sagen, stus Lakkus, den Gräben, kommen. Der Name kommt wohl von den vielen Tälern, die sich hier in das Mittelgebirge eingraben.

Auf einem Bergabhang verstreut liegen die ersten Häuser des Dorfes, oft so, daß man von der Straße, die mitten hindurch führt, bequemer auf das flache Dach als zu der tiefer gelegenen Haustüre gelangen kann. Dies ist das Dorf, bei dem mir jedesmal, wenn ich hierher komme, höchst seltsam zumute wird. Zunächst scheint es mich immer finster anzublicken, aus den zahllosen Runzeln seiner knorrigen, krummgewachsenen Ölbäume. Allmählich lösen sich seine Züge; immer noch unnahbar, rauscht



Титул III. Пастивец управляет стадом овец на равнине Омалоской долины.

Tafel III. Weidende Schafe auf der Omalosebene

es aus schlanken, dunkeln Pappeln zu mir herab, als spräche eine feste Stimme: Komm ruhig näher, hier soll dir kein Leid geschehen; hier weht der Wind von den Bergen her und macht die Lebensluft klarer und gesünder, nicht mehr wird dich lähmende Hitze drücken; und bist du mir einmal Freund geworden, wirst du mich nie mehr vergessen.

Die Lakkioten sind von der kernigen Art der Gebirgler. Die starkknochigen Männer haben schon jenen trutzigen Blick, jenes stolze Gebaren, das die Söhne der Weißen Berge, die Viehzüchter von Sfakia auszeichnet. Sie sind prächtige Erscheinungen in ihren blauen, vorne an der Brust rot verbrämten Tuchjacken, den schwarzen Pluderhosen, die die Knie freilassen, und den groben Stiefeln. Die Frauen, die hier bisweilen mit einem Krug auf dem Kopf einerschreiten, sind fast ohne Ausnahme schwarz gekleidet und tragen das Mund und Nase verhüllende Tuch. Ihr Benehmen ist nicht frei von Stolz, zeigt jedoch eine eigenartige Scheu, die ihre Schwestern in den Küstendörfern und erst recht in den Städten abgelegt haben. Was sie sonst noch von diesen unterscheidet, ist der eigenartige singende Ton in ihrer Sprechweise, der besonders — und nicht gerade zu ihrem Besten — zur Geltung kommt, wenn sie jemanden rufen. Mag sich auch Lakki schon als echtes Gebirgsdorf erweisen, so ist seine Beziehung zu Chania doch so stark, daß es an der städtischen Kultur teilhat. Sie fällt bei der Natürlichkeit und Gesundheit seiner Bewohner auf äußerst fruchtbaren Boden. Darum ist es nicht verwunderlich, daß gerade dieser Ort, der schon an der Schwelle der Weißen Berge liegt, eine ganze Anzahl tüchtiger Männer, unter ihnen Professoren, Generale, hohe Beamte, der Insel und dem Festlande geschenkt hat, wie sich überhaupt die führende Schicht Kretas vor allem aus jenen Dörfern ergängt, die

an der Grenze zwischen dem Küstenland und dem Hochgebirge liegen.

Weil in Lakki die Straße von Chania zu Ende ist und nur ein schmaler Fußpfad weiter in die Berge führt, müssen wir uns um ein Maultier umsehen, das unser Gepäck auf den Omalos trägt. Es war bald gefunden und auch ein Führer dazu. Antoni stammte eigentlich aus Skordalu, einem kleinen, versteckten Dorfe nahe Lakki, in dem die Orangen so spät reif werden, daß sie auch noch im Mai die Bäume zieren. Antoni hielt sich meist in Lakki auf. Er war früher ein tüchtiger Gendarm gewesen. Doch dann hatte er begonnen, sein allerdings recht geringes Gehalt dadurch zu erhöhen, daß er gerne ein Auge zudrückte, wenn sich dafür bei einem andern der Beutel auftat. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, denn darin hatte er Vorbilder bei gar manchem, der im Range höher stand als er; in der Bestechlichkeit, die alle Klassen und Stände durchläuft und selbst vor den Hütern des Gesetzes nicht haltmacht, zeigt es sich, daß Kreta schon mehr zum Orient als zu Europa gehört. Endlich aber ließ sich Antoni in immer größere Geschäfte, fast schon richtige Unternehmungen ein; dabei wurde sein Treiben so offenkundig, daß er seine schöne Uniform mit der weniger attraktiven Kleidung des gewöhnlichen Zivilisten vertauschen mußte. So war er wieder Privatmann geworden. Nunmehr macht er allerlei Arbeiten, Botengänge und was sich sonst so bietet, und ist, was ihn allgemein in Geltung setzt, über die letzten Neuigkeiten im ganzen Bezirke immer bestens unterrichtet. Wie vielseitig er aber auch sein mag — von Maultieren scheint er nicht viel zu verstehen; das stellte sich später zu unserem Leidwesen heraus.

So ließen wir denn die Täler von Lakki und die verfallenen Türme auf den Hügeln ringsum hinter uns und

stiegen unter der Führung Antonis beständig bergan. Nach vierstündigem, nicht unbeschwerlichem Marsch hatten wir endlich unser Ziel erreicht, den Eingang zum Omalos, der einen der drei großen Hochebenen Kretas. Wenn man von den Anhöhen im Norden des Omalos auf diese Ebene hinabblickt, glaubt man, ein Stückchen mitteleuropäisch heimatlichen Flachlandes mitten in die Berge von Kreta versetzt zu sehen. Über eine Wegstunde lang und nicht ganz so breit dehnt sich hier fruchtbares Land, auf dem das reifende Getreide wogt und sich unter rauschenden Bäumen grüne Matten breiten. Ringsum ist es von Berghängen umgeben, von denen die einen mit hohen Zedern und Zypressen bewachsen sind, während andere nur dürftiges Strauchwerk tragen, das sich als dunkle Flecken von dem steinigen Boden abhebt. In geologisch früheren Zeiten mag hier einmal ein Bergsee gestanden sein, dessen Wasser durch irgendwelche Umwälzungen einen Abfluß fanden. Im Winter, wenn meterhoher Schnee die Ebene deckt, ist alles Leben von ihr verbannt. Erst wenn die kräftigen Strahlen der Frühjahrs-sonne die Erde von der weißen Decke befreit haben, beginnt es wieder lebendig zu werden auf dem Omalos. Dann kommen die Bauern aus Lakki auf dem auch von uns begangenen Pfade, oder durch den Westeingang der Porrosellia die aus Agia Eirini, um nach dem Boden zu sehen, den sie sich hier oben teilen. Eifrig legen sie nun das Erdreich um, damit die Saat bis zum Sommer reife. Sie bedienen sich — denn das Eisen ist auf der Insel rar — einfacher Holzpflüge. Drüben in Selino werden sie erzeugt, aus harter Eiche, in derselben Art, wie sie schon die Ahnen vor Jahrhunderten verfertigt haben. Wenn auf den Heiden des Omalos das erste Grün sprießt, folgen den Bauern die Hirten, die ihre Herden auf niedrigeren Almen in der Nähe des Meeres überwintert

haben. Sie beziehen, am Rande der Ebene, ihre kleinen Hütten, die aus Stein und rohen Holzklötzen einfach gebaut sind und ihnen nur dürftiges Obdach gewähren. Unter diesen schlichten Hirten ist auch Mawrogeni, der noch immer, obwohl er schon die Siebzig weit überschritten hat, alljährlich seine Schafe auf den Omalos treibt. Jetzt ist sein Bart schon recht grau geworden, aber noch vor zwanzig Jahren hat er seinem Namen Schwarzbart Ehre gemacht. Und was seine Frische anlangt, so fühle er sich fast noch so jung wie damals, als er seine Katinjo freite — und seither sind doch bald schon zwei Menschenalter vergangen. Der Hirt führt uns in seine rauchgeschwärzte Hütte, in der nur das Allernotwendigste an Hausrat und sonstiger Einrichtung zu sehen ist. In einer Ecke macht sich seine Frau, die ihn immer hierherauf begleitet, an einem Kessel unter dem offenen Kamin zu schaffen. Nachdem wir eingetreten waren und auf den schweren, von Mawrogeni selbst aus hartem Ambelitsiaholz gezimmerten Stühlen Platz genommen hatten, reichte die Frau uns in einem einfachen Becher, dem Kypello, frische Ziegenmilch und gab uns saftigen Käse zur Bewirtung. Mawrogeni hatte zwar auch Raki hier oben — er müsse jedoch damit haushalten, denn es dauere immer recht lange, bis man ihm wieder frischen aus seinem Dorfe sende. Dabei schmunzelt er eigenartig, der bärtige Mawrogeni, und sein Gesicht, das braun ist, als sei die Haut gerbt, und zahllose Runzeln hat wie ein Lederbeutel, bekommt noch einige Falten mehr.

Er kennt jeden Stein auf dem Omalos, und ebensogut alle die rauhen Gesellen in der Umgebung, die es mit Mein und Dein nicht gerade genau nehmen. Er ist gerne bereit, uns auf der Ebene herumzuführen und uns zu zeigen, was es zu zeigen gibt auf dem Omalos. Er versteht sich darauf zweifellos besser als jeder andere, und dann ist es immer

gut, in diesen abgelegenen Gegenden einen Einheimischen bei sich zu haben, für den Fall, daß einem etwas Unerwartetes zustößt. Wenn es uns nach einem Rebhuhnbraten gelüste, sollten wir unsere Flinten bereithalten; wir würden sicherlich auf eine Schar Rebhühner stoßen. Mawrogeni ist Feuer und Flamme: er werde auch seinen Hund mitnehmen, der sich bei der Jagd ganz besonders, ja außerordentlich geschickt anstelle. Ich war auf die Rasse des Tieres neugierig, aber es erwies sich als ein ganz gewöhnlicher Köter; Rassehunde gibt es auf Kreta allerdings kaum. Zunächst wollte uns Mawrogeni zur Höhle des Tsani am Nordrande der Ebene führen. Es sei darin nicht ganz geheuer, erklärt ängstlich Mawrogenis Frau; er selber hält freilich nichts von solchem Gerede.

Während wir die Ebene überqueren und dabei bald dem Fluge der Alpensegler nachsehen, bald die weidenden Schafe betrachten, kommen wir an dem verlassenem Wachturm am Eingang des Omalos vorbei. Hier, rät uns Mawrogeni, könnten wir bequemer übernachten, falls wir mit seiner engen Hütte nicht vorliebnehmen wollten.

Der Eingang der Höhle, die wir bald erreichen, liegt am Ende einer mit Gesträuch und fleischigem Unkraut bewachsenen Mulde, in der ein schreckhaftes Gemüt nachts gar leicht allerlei Gespenster erkennen mag. Nach einem kleinen Vorraum schließen sich die Felsen zu einem engen Loch, durch das man hindurchkriechen muß, um in die Haupthöhle zu gelangen. Das schwache Licht eines Holzspanes, den unser Führer trägt, zeigt uns, daß sie ziemlich geräumig ist. Von der feuchten Wölbung fallen hin und wieder Tropfen und verstärken den Eindruck lauernder Stille, in der unheimliche Schatten huschen; aber außer einigen Fledermäusen regt sich hier kein Leben. Die empfindlich werdende Kühle treibt uns bald wieder ins Freie, ans Tageslicht, das nun heller und schöner zu erstrahlen

scheint. Weißer, blendend erglänzt nun der Wolakias, dessen schneebedeckten Spitzen im Südosten sich mein Blick gebannt zuwendet.

Mawrogeni ist noch einige Stunden bei uns geblieben — er hat seine Schafe einem jungen Hirten anvertraut — und hat uns vom Leben auf dem Omalos erzählt. Er weiß die Kämme rings um die Ebene zu nennen, den Turli und die Kalopata, er nennt auch die Namen der verschiedenen Herdenbesitzer und erklärt genau, wie weit die Felder der Lakkioten und die der Selinoten reichen. In einem Monat — so lange werde es wohl noch dauern, meint er nach sorgfältiger Erwägung — würden sie wieder heraufkommen zur Getreideernte. Die ist auf Kreta eine mühsame Arbeit, die nicht zum geringsten auf den Schultern der Frauen und Mädchen lastet. Halmbüschel um Halmbüschel muß da mit der Sichel abgeschnitten werden; Sensen kennt man auf der Insel nicht. Das geschnittene Getreide wird nicht wie bei uns in Garben gebunden, sondern zu Haufen zusammengetragen, die auf Esel geladen und zum Aloni gebracht werden, einem ausgesparten Platz mitten in den Feldern, dessen hartgestampfter Lehm Boden mit einer kleinen Steinmauer umfriedet ist. Auf dem hier ausgebreiteten Getreide werden dann, meist von einer Frau, vier Rinder herumgetrieben, die mit ihren Hufen die Halme zertreten, dabei aber auch die Ähren ausdreschen. Nachher wird der Drusch in den Wind geworfen, der die Spreu vom Korne sondert. Die solcherart mühsam gewonnene Frucht bringt der Bauer auf seinem Esel nach Hause. So vollzieht sich, mit nur geringen Unterschieden, in jahrtausendealter Tradition die Getreideernte auf ganz Kreta. Wie die Söhne dieser Insel die Holzpflüge ihrer Urväter verwenden, so ernten sie auch nach deren Art das reife Getreide. Ein geistvoller Grieche hat einmal gesagt, daß in Griechenland das Mittel-

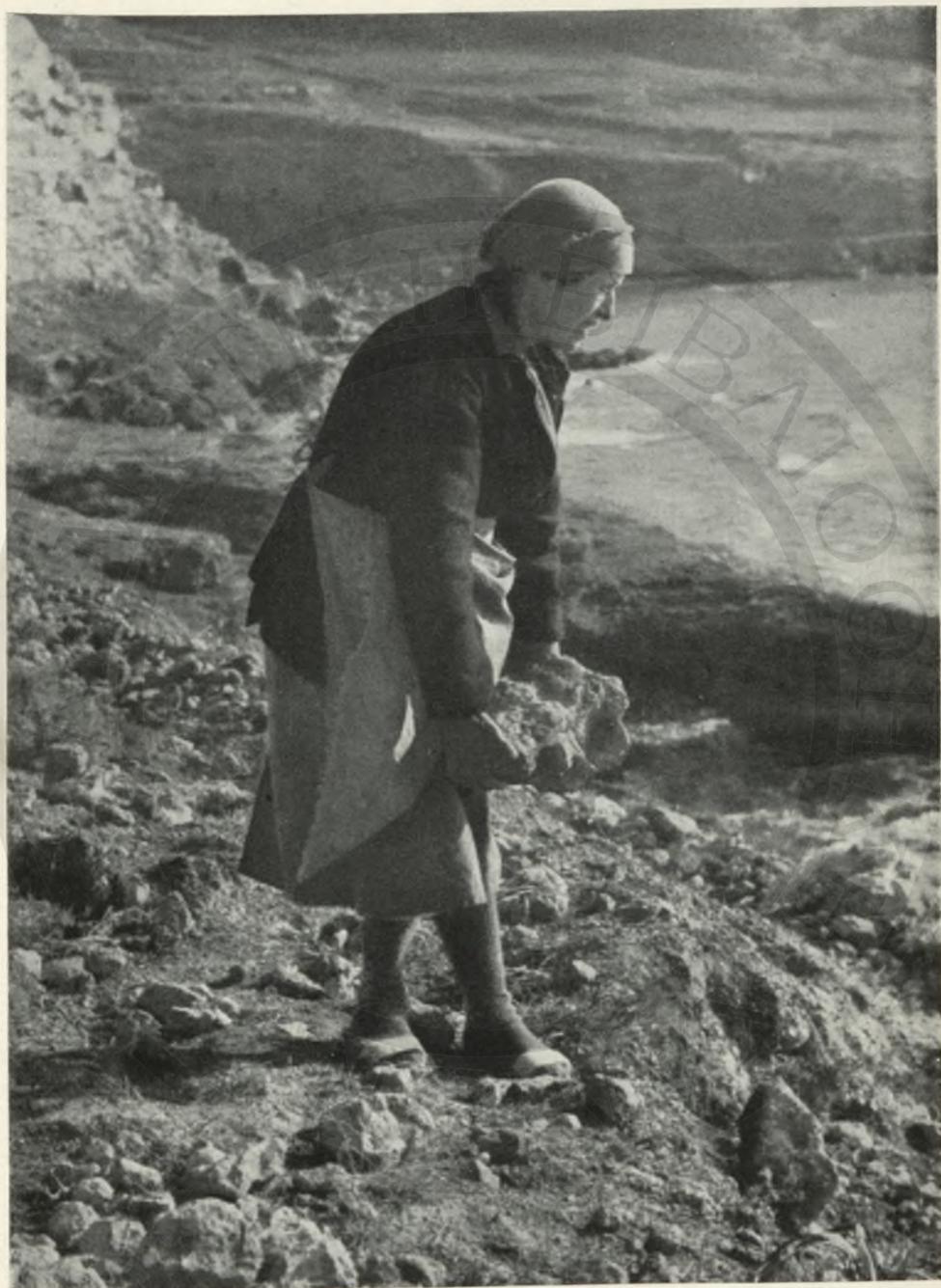
alter erst mit den Freiheitskriegen von 1821 zu Ende gegangen sei. Auf Kreta hat man bisweilen den Eindruck, als hätte das Mittelalter noch immer nicht aufgehört, ja als strecke noch da und dort das Altertum seine knöcherne Hand aus der Erde.

Nur durch leicht zu verteidigende Engpässe zugänglich, hat der Omalos jederzeit als Zufluchtsort gedient, sobald den Bewohnern der umliegenden Bezirke Gefahr drohte. Nur zweimal gelang es den Türken, bis hierherauf vorzudringen. Doch mußten sie beide Male, im Aufstand von 1770 vernichtend geschlagen und im Jahre 1867 aus Angst vor der Umzingelung, schleunigst wieder abziehen. Auf dem Omalos versammelten sich denn auch seit jeher die Wehrfähigen von Selino, Lakki und den Bergen von Sfakia, immer wenn es galt, das Joch fremder Herren abzuschütteln. Von hier aus stießen sie vor gegen ihre Bedränger und zeigten ihnen, was kretischer Mannesmut vermag. In kleinen Scharen, mit dem Kapetanios an der Spitze, auf den Hängen verstreut, lauern sie hinter den Felsspalten auf die Angreifer. Diese, im Vertrauen auf ihre Überzahl, dringen widerstandslos weiter und weiter, plötzlich stürzen, unter geschicktester Ausnützung des Geländes, die Verteidiger ihrer Heimat hervor, bezwingen sie oder fügen ihnen zumindest erhebliche Verluste bei. Die Kampfkraft der Kretenser ist wie viele ihrer anderen Gepflogenheiten durch die Jahrhunderte hindurch die gleiche geblieben. Aber auch heute noch ist sie in den Felsenschluchten dieser Insel zweifellos die beste.

Der Omalos ist zwar allezeit das Herz der kretischen Aufstände gewesen, doch auch auf seinen schwesterlichen Hochebenen weiter im Osten hat das Feuer der Erhebung stets geglimmt. Auf der Ebene von Askifos im Bezirke Sfakia, der kleinsten, dafür aber höchsten unter den dreien — sie liegt 1600 m über dem Meere — wurde im August

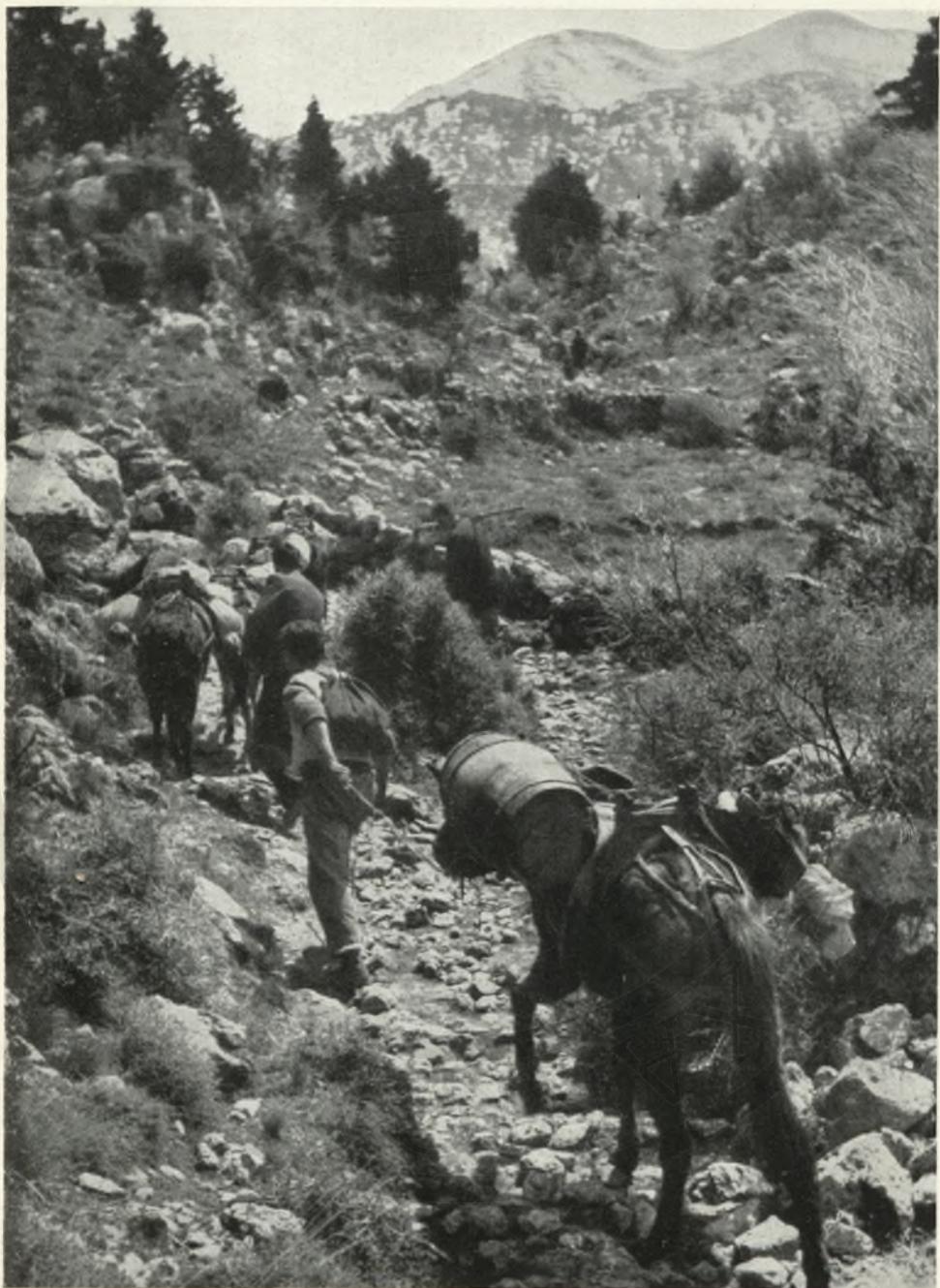
1866 die Fahne der Aufständischen gehißt, die für ihre Befreiung vom Türkenjoch und die Vereinigung mit dem griechischen Mutterlande gegen die Truppen Sakir Paschas in der Gegend von Wrisses in den Kampf zogen. Die Hochebene von Lassithi, die man von Neapolis aus über Lakonia und Tsermiades erreicht, war der Ausgangspunkt der Andarten des Ostteils. Sie ist fast doppelt so groß wie der Omalos und zeigt mit diesem große Ähnlichkeiten. Wie auf dem kleineren Hochland im Westen liegt auch hier im Winter hoher Schnee, dessen Wasser durch einen engen Graben, den Chonos im Nordwesten der Ebene, gegen das Dorf Awdu hin abfließen, doch entfaltet sich hier im Frühjahr die Vegetation prächtiger; wie auf dem Omalos tummeln sich dann weithin die Herden der Schafe und Ziegen. Dank der tieferen Lage — etwa 850 m über dem Meere — gedeihen nicht nur Korn und Gerste, sondern auch Kartoffeln, Gartenfrüchte, Wein und vorzügliche Äpfel. Während sich auf dem Omalos nur vereinzelt Schäferhütten finden, hat Lassithi seit jeher zu dauernder Ansiedlung gelockt, so daß mehr als zehn Dörfer die Ebene umsäumen; das reizende Marmaketo, das etwas kleinere Mesa Lassithi und auf der anderen Seite drüben, an den Ausläufern des Affendis Christos, des höchsten Gipfels des Dikte-Gebirges, die beiden Dörfchen Agi Georgi und Psychro sind mir unter den vielen Namen in besonderer Erinnerung haften geblieben.

Es ist immer lebendig auf der Ebene von Lassithi, nicht so wie auf dem Omalos, wo es jetzt, da es gegen Abend geht, recht stille wird. Mawrogeni, mit dem wir vor seiner Hütte sitzen, hat uns von seinen Kampfthaten im Jahre 1921 erzählt; er war auch dabei damals, als es zum letzten Male gegen die Türken ging. Nun, da er genug geredet zu haben glaubt, will er uns wieder in seine Hütte



29. Einzeln werden die Steine aus dem karstigen Ackerboden getragen

3 Μόνον αὖ γινώσκει δὴ μεταπερθεῖν ἐν
τοῦ γέροντος ἔργου τοῦ ἔργου.



30. Eselkarawane auf dem Anstieg zur Omalos-Hochebene

Καπαβάν τωός έρευς νωρία τινε τριβατα
εϊβ εϊ νιφωδεταρ τωι Αφραγώι.



31. Wo Quellen fehlen, wird der Durst aus dem Tümpel gestillt

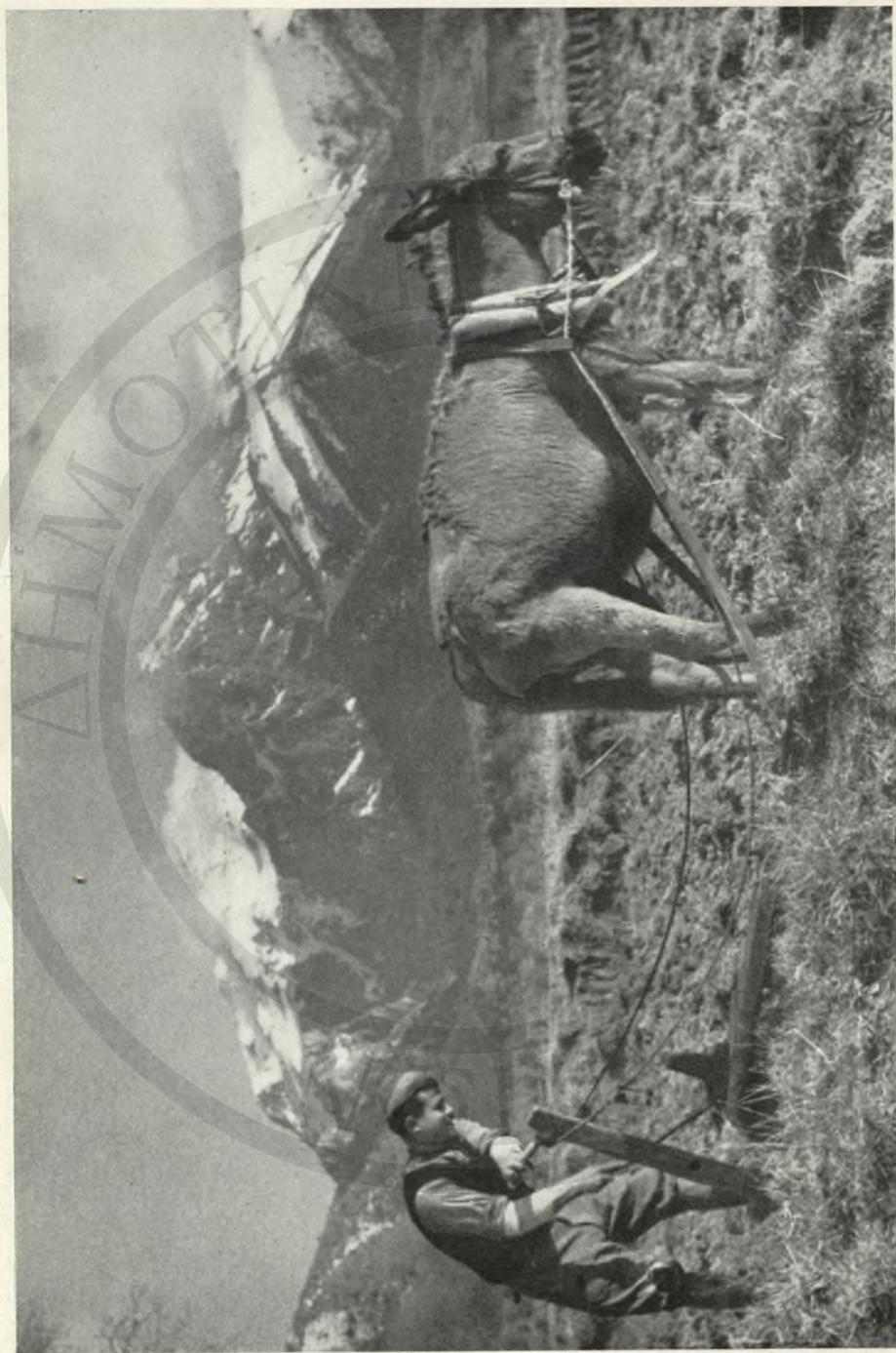
Όπου οὐκ ἔστιν ὕδωρ, ἢ λίξη τὰ κρη-
νῶν ἐν τῷ ἔρειπῳ.



32. Frühling auf der Omalos-Hochebene
"Αροίς" επί του υψηλότερου τμήματος "Ορυγίου".

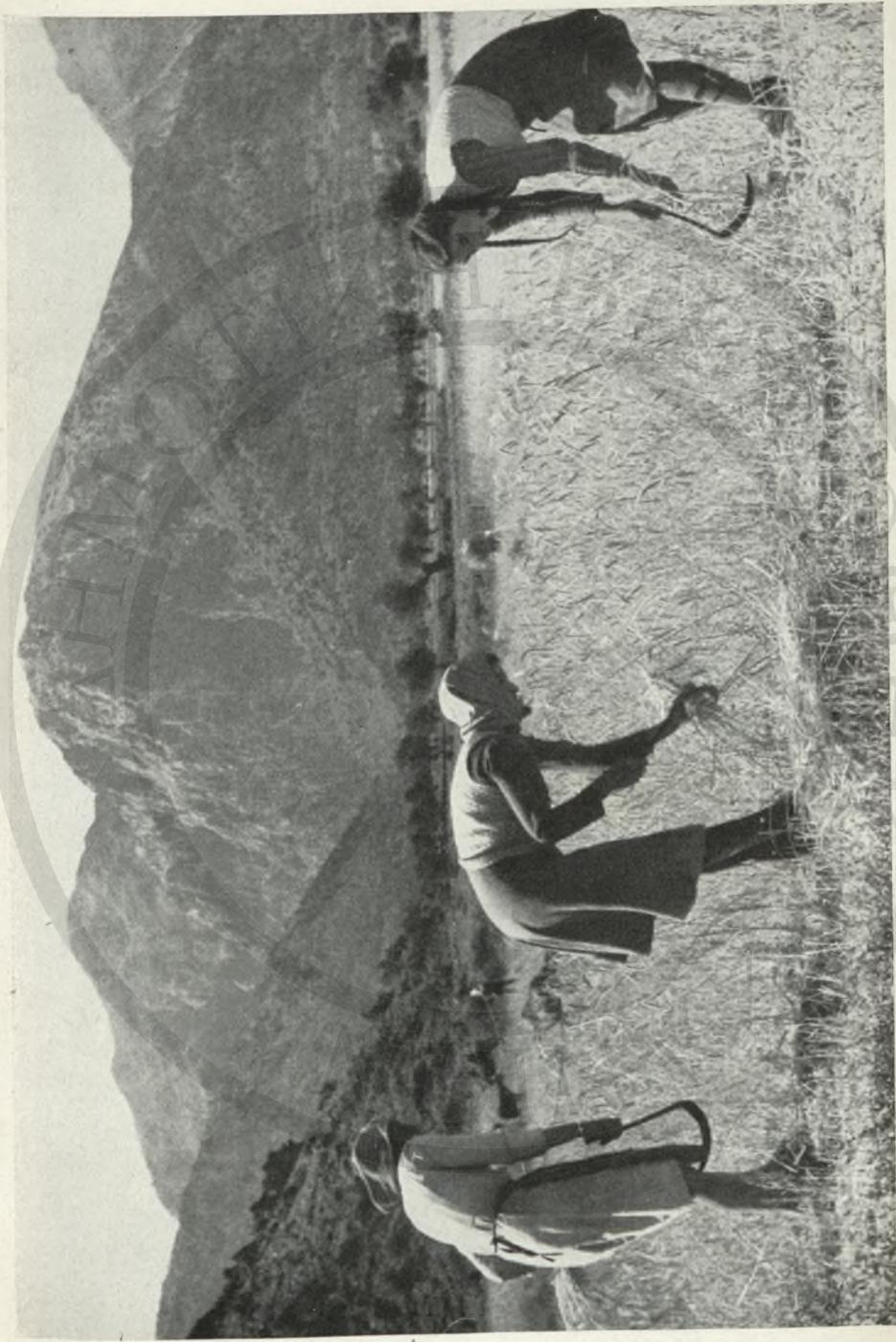


33. Auch die Schafe werden auf die höhergelegenen Weiden getrieben
Інші пробівають ґвізюнах до горах і в горах і в горах і в горах.



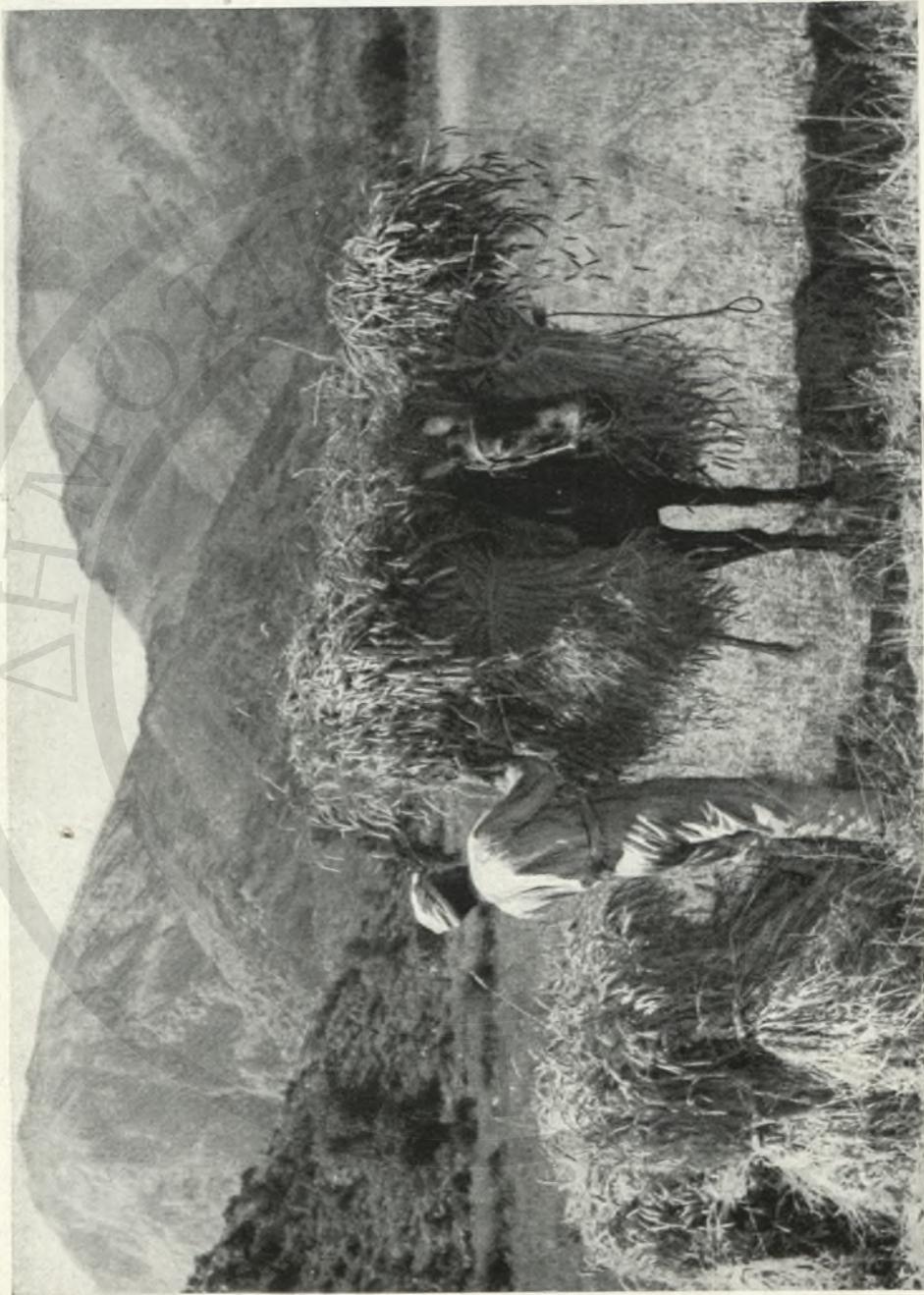
34. Noch heute pflügt der Kreter mit dem Holzpflug, wie seine Ahnen

2 Anóphar ενφερασ αρζωρεσ ε κρησ ηε εζωρο πορορ ως οβ προ-
πορορ εως



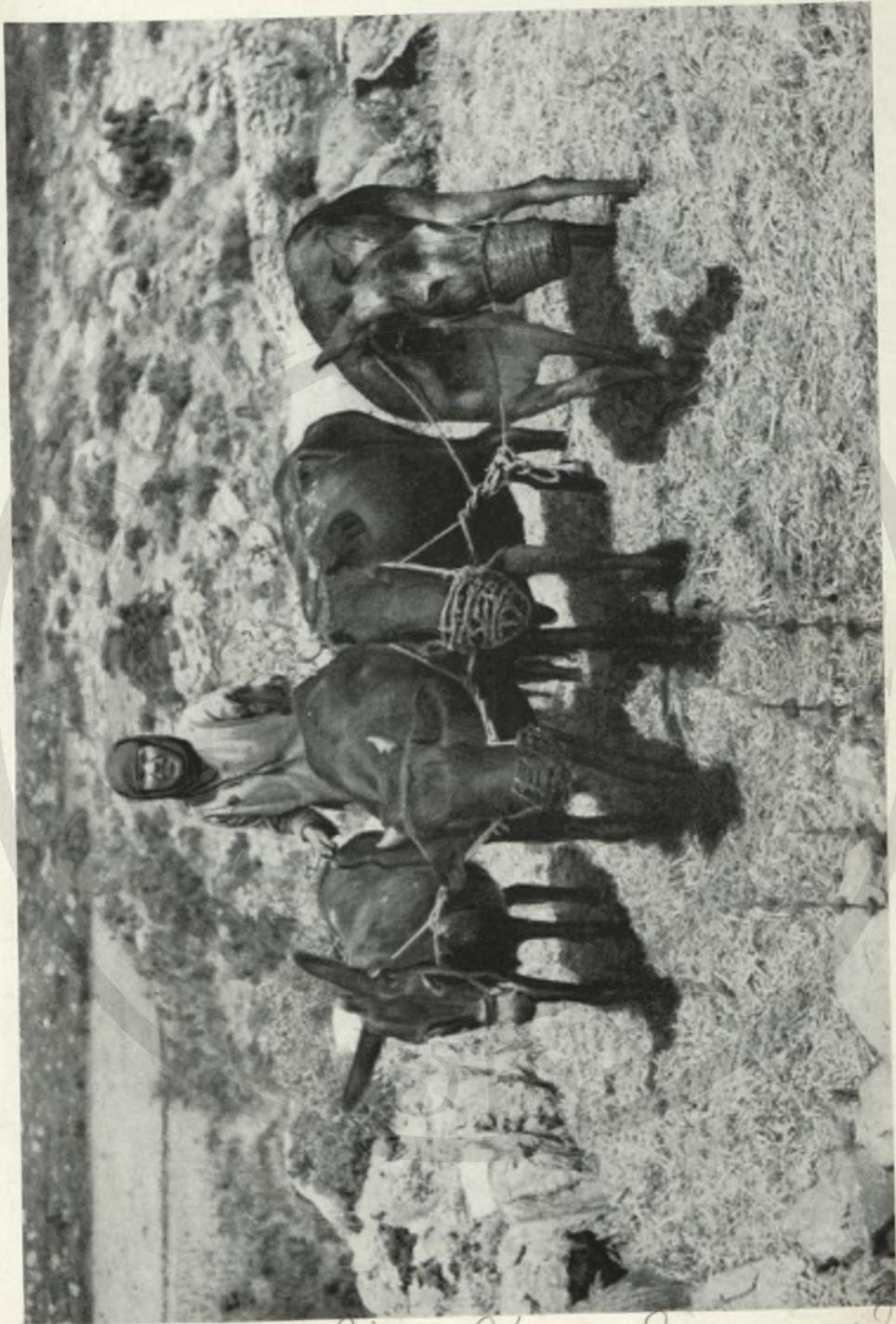
35. Die mühsame Getreideernte auf der Omalosebene ist Frauenarbeit

А мушантас Эодерн арат Эмэ тис тедаротас Лоу 'Аргав Эмэ тис тедаротас - Эрдэс



Μεταφορά των εσόδων επί του σφινξιδίου του Όφραϊ
36. Transport der Ernte auf der Omalos-Hochebene

+



37. Auf einem freien Platz wird das Getreide von den Hufen zusammgekoppelter Muli und Kühe „ausgedroschen“

Ein fuas jendepas desous la jpuribon
 avo ras asjab nur ajerjprer avow
 ein djrej dert.



38. Eine andere Art des Dreschens: ein schlitzenartiges Brett wird über das ausgebreitete Getreide gezogen

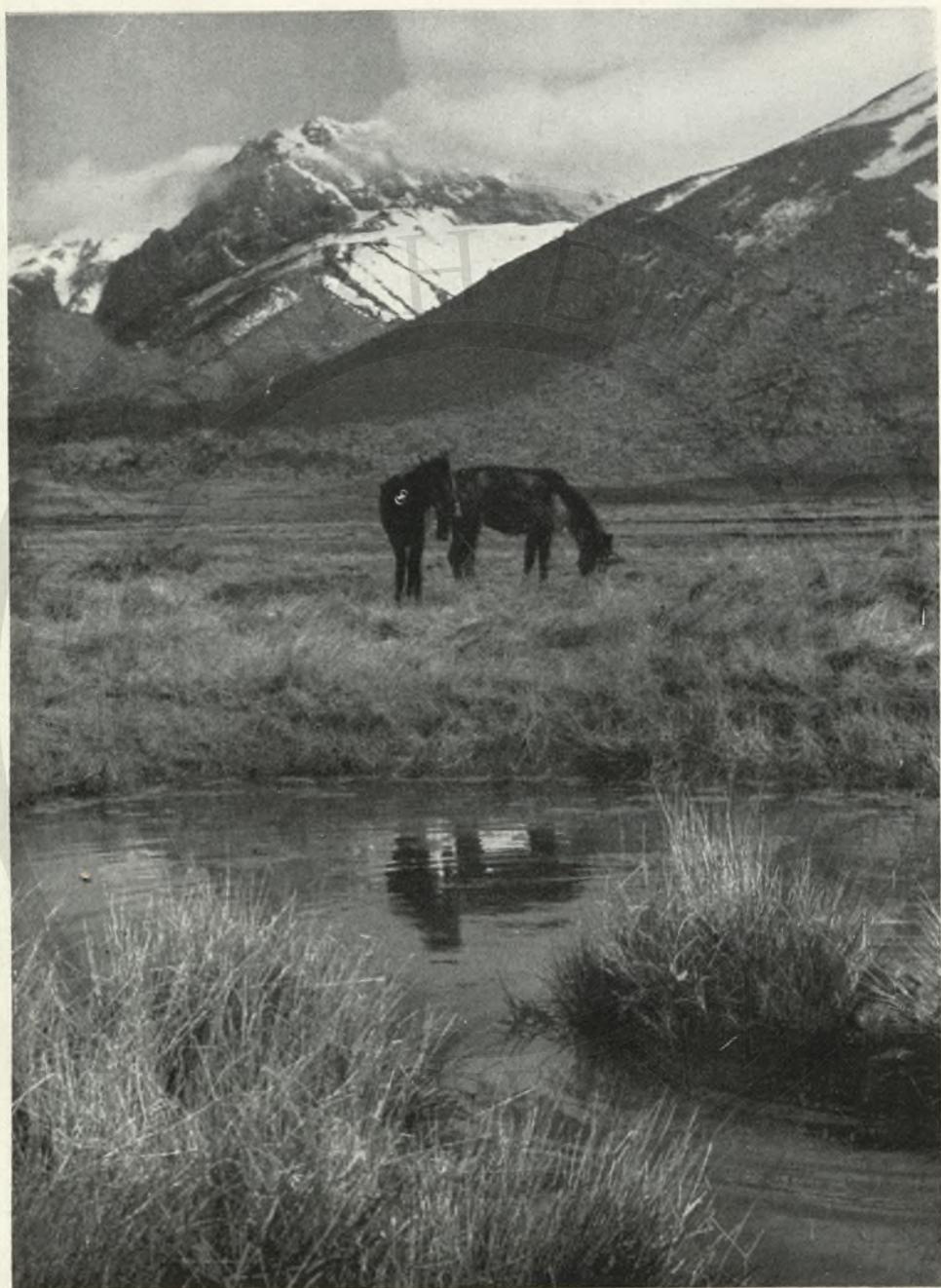
Ein solches
Sprengwerk

Ein solches Sprengwerk, ist ein solches Sprengwerk, ist ein solches Sprengwerk



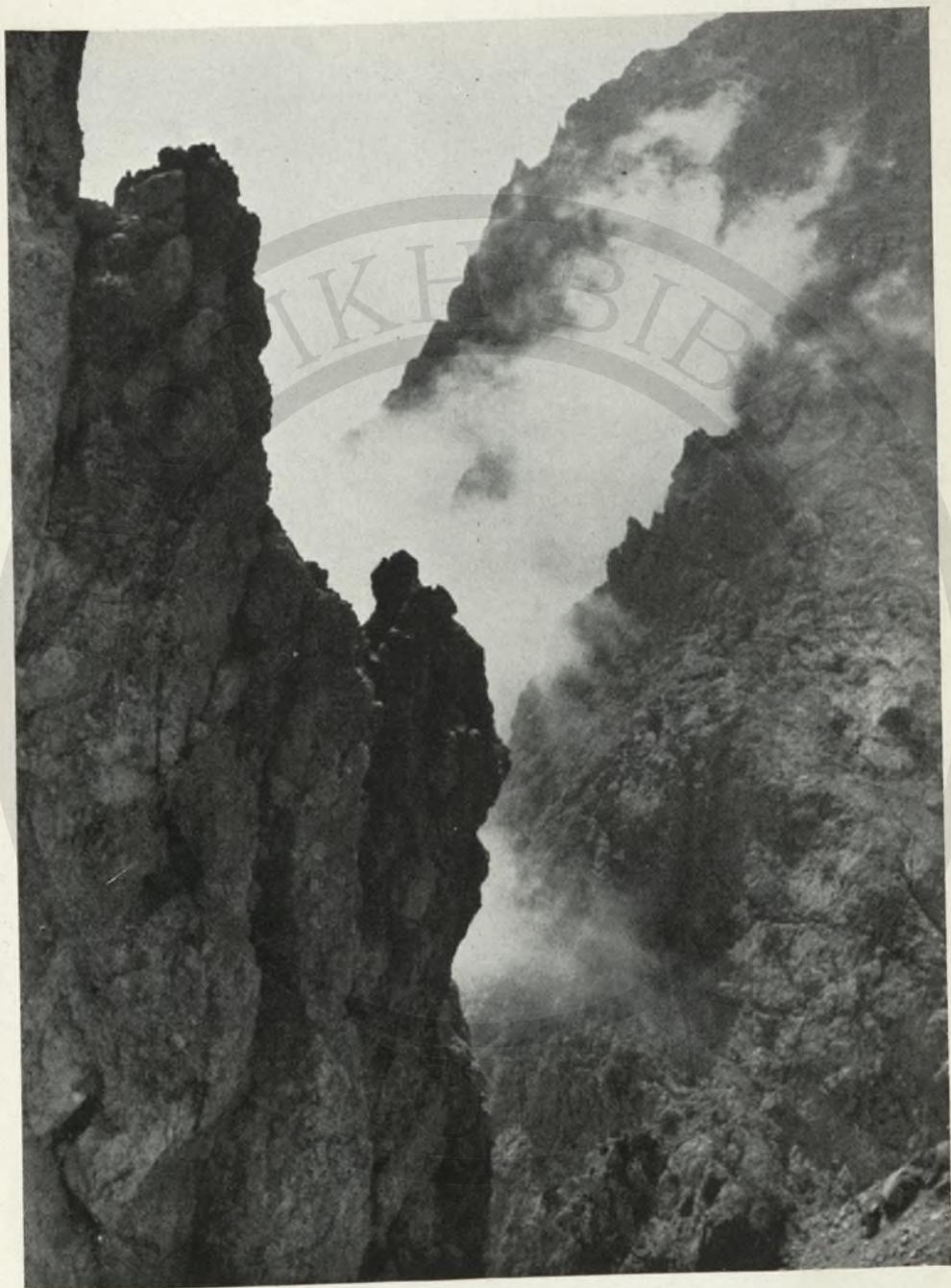
39, Bergbauern und Hirten bewohnen urzeitlich anmutende Steinhütten

Opelbau von Waphtins watomer ist wptroparows watomias



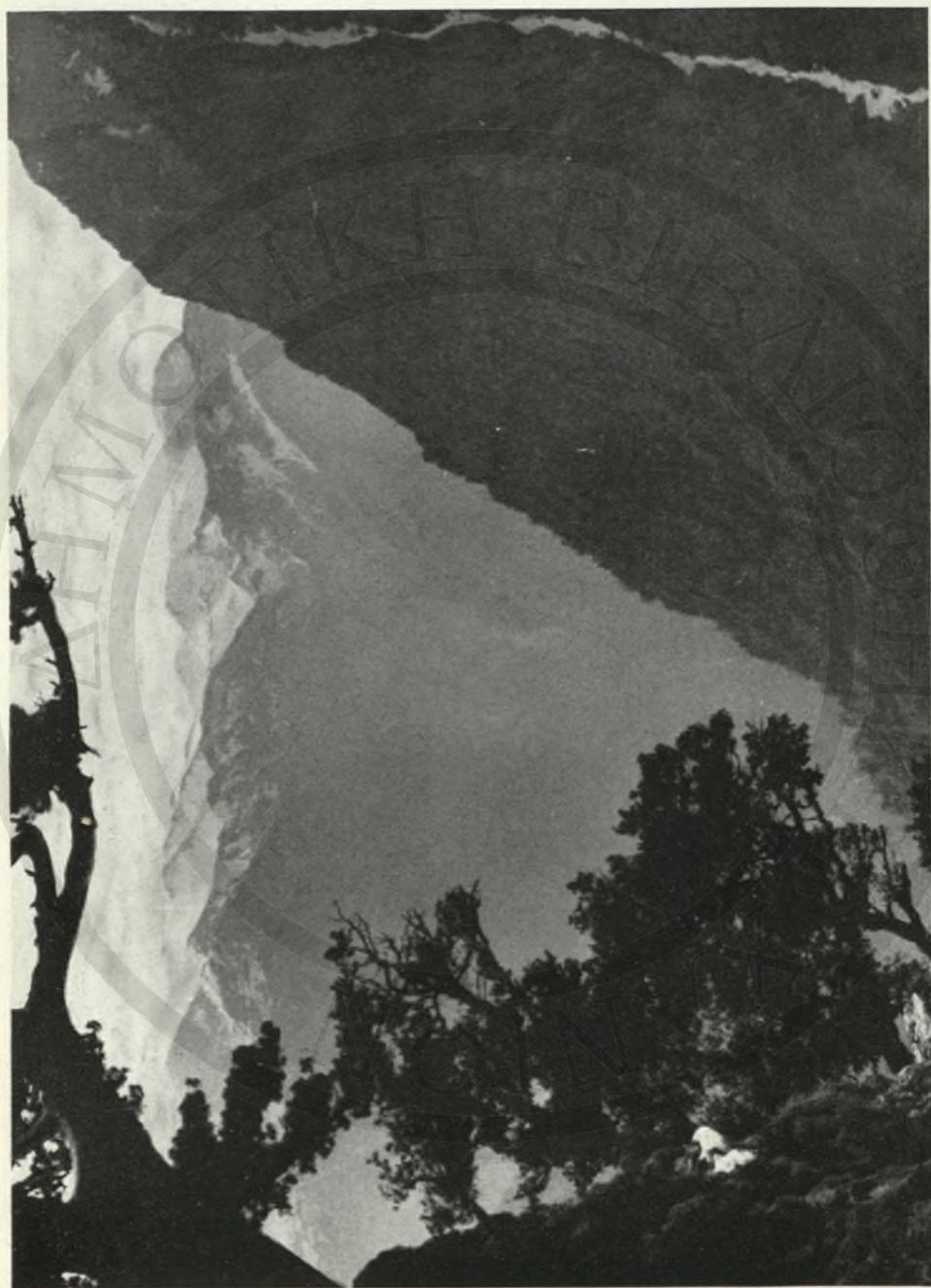
40. Blick von der Omalosebene gegen die Weißen Berge

Ἐκείνη εἰς τὴν περὶ τὴν εἰς τὴν
 μεθυστικὴν τῶν ὄψων.



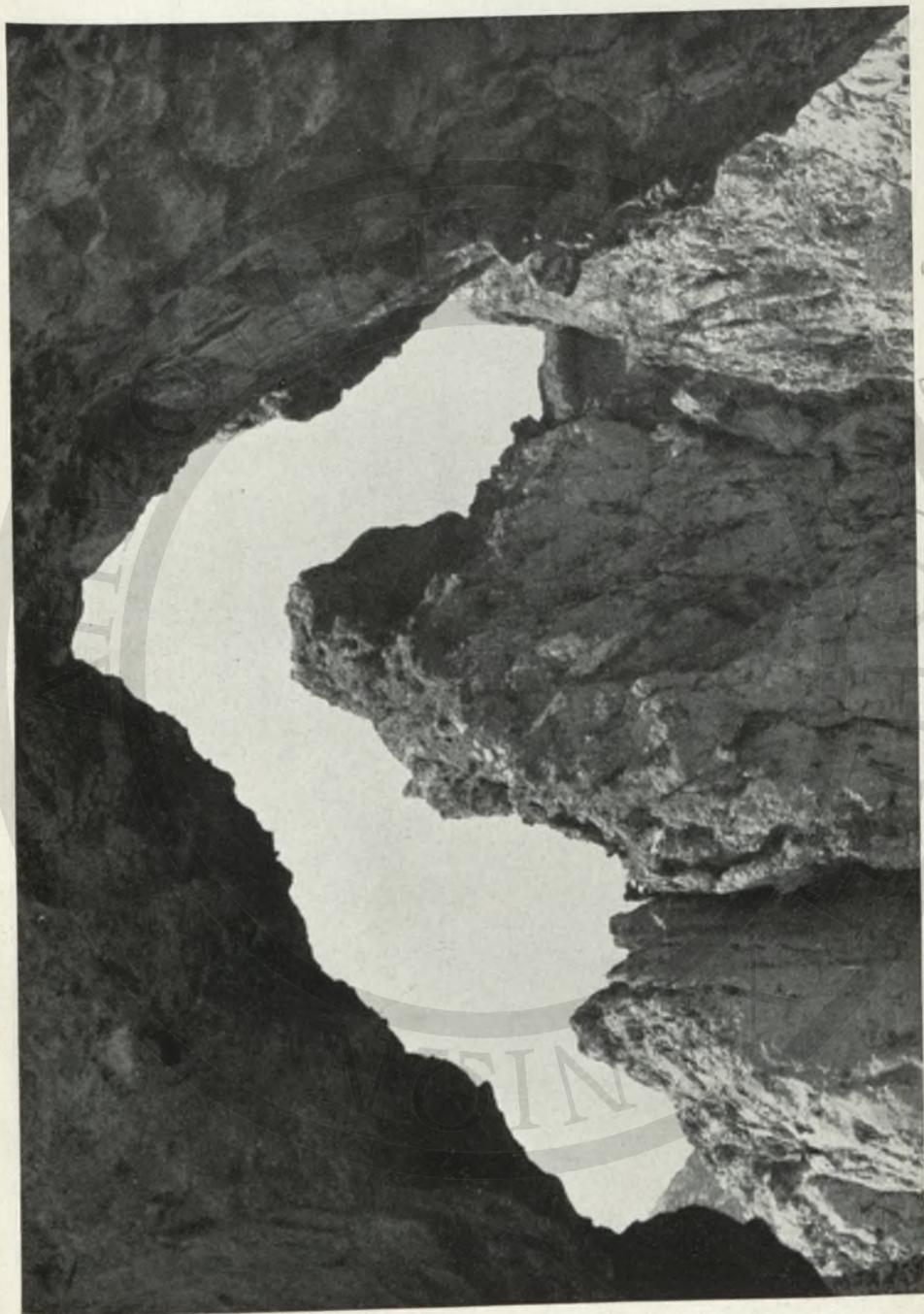
41. Hängende Wolken in der Samariaschlucht

Израи́льские горы это то Пепёггер энд
Лапарсиаб.



42. Blick von der Xyloskala am Beginn der Samariashlucht auf die Weissen Berge

Προσέχθη τὸν Νεμῶνα ὄρεων ἀπὸ τοῦ Λυζοεναγο
ἐπὶ τὴν ἀρχὴν τοῦ Πύργου τοῦ Λαφραγιάς



Евтепово восток от озера Бояница

43. In den Höhlen des Wolakias



44. Großartig, aber auch grausig ist die Landschaft der Samarienschlucht

Αδρὸν μακρὸν καὶ ἐνδοξὸν ἔσται τῶν ἐπιπέδων. Ἰσχυρὸν
εἶναι καὶ κενεῖον εἶναι γὰρ αὐτὸ ἐν Λαγκαδίᾳ.

führen, um uns ein Stück Käse anzubieten, der jetzt noch besser schmecken wird als in der Frühe. Hinter den Zypressen auf den Hängen im Westen ist die Sonne längst untergegangen, auf der Ebene draußen haben sich die Herden friedlich gelagert, alles ist im Frieden. Oder lauert er nur, der Omalos, bis wieder einmal Waffengeklirr ihn aus der Ruhe holt?

DIE WEISSEN BERGE

Langsam nähert sich die südwärts ziehende Eselkarawane, der wir uns angeschlossen haben, dem Rande der Omalosebene. In einem kleinen Abstand trottet unser Maultier hinter den Langohren, wohl unwillig darüber, daß es so zurückgesetzt wird hinter seinen kleineren Verwandten. Oder hat seine Unlust noch eine andere Ursache? Nach Antonis Meinung ist es wohl bepackt.

Er hat, während ich mich von Mawrogeni verabschiedete, diese Arbeit ausdrücklich für sich in Anspruch genommen. Mir schien seine Methode des Beladens freilich etwas sonderbar. Damit die Lasten gleichmäßig verteilt seien, beschwerte er das Tier nämlich auf der einen Seite zusätzlich mit einem großen Steine; dieser würde verhindern, daß die Kisten sich lockerten und hinunterrutschten, überdies ginge auch das Muli so am sichersten.

Während sich von dem Grün des ausgedehnten Weidelandes hinter uns die Schafe der Herden bald nur mehr wie weiße Tupfen abheben, rücken rechts und links die mit Thymian spärlich bewachsenen Hügelketten immer näher. Wo der Ausgang der Ebene liegen muß, scheinen sie sich zu vereinigen. Erst in der Nähe erkennt man, daß sie dort einen schmalen Paß gelassen haben: die Xyloskala, die Holzstiege. So jäh ist hier der Abfall des Geländes in die Tiefe, daß man einst, vor vielen, vielen

Jahren, eine Holzstiege erbaut hat, um in das Farangi von Samaria gelangen zu können. Die Stiege ist längst weggerissen, an ihrer Stelle führt ein steiler, schmaler Pfad in die Tiefe der längsten und wildesten Schlucht von Kreta.

In schauriger Schönheit splittert sich der riesige Graben zum Hochland herauf. Unwillkürlich halte ich ein, starr vor solcher Größe. In den Strahlen der Nachmittagssonne röten sich die fernen Bergrücken, über die schlanken Zypressen auf den Hängen ringsum legen sich schon Schatten. Fast möchte man glauben, an einer der bizarrsten Stellen in den Alpen zu sein, würde nicht das unausgesetzte eindringliche „ste, ste“, mit dem die Eseltreiber ihre Tiere zum Weitergehen anfeuern, vergegenwärtigen, daß es der südliche Himmel des weiten Mittelmeers ist, der über der blitzenden Helle der schneebedeckten Gipfel vor uns blaut. Bedächtig setzen sie Schritt vor Schritt, die Treiber und die Tiere, diese noch sicherer im Abstieg als die Menschen. Im Anfang ist die kühle Stille und düstere Einsamkeit der Schlucht beengend, doch bald geht es auf dem breiter werdenden Pfade wieder munter voran, und schon gesellt sich ein lustiger Begleiter uns zu: das Rauschen eines abwärts eilenden Gebirgsbaches, der sich plötzlich aus dem Berginnern hervorzwängt. Umsäumt von rot blühendem Oleander, stacheligen Königskerzen und duftenden Nelkengewächsen tost er bald tief unter uns, bald wieder, wenn unser Weg sich rasch gesenkt hat, gischtet er knapp daneben, bald kreuzt er in breiterem Bette unseren Pfad. Nicht genug, daß scharfe Felstrümmer und rauhes Geröll das Vorwärtskommen erschweren, scheint auch er noch das Seine beitragen zu wollen, den Abstieg so schwierig wie möglich zu machen.

Nach drei Stunden mühsamsten Marsches haben wir die Hütten von Agios Nikolaos erreicht. Es verdankt seinen

Namen einer nahen Kapelle. Die Schlucht hat sich ge-
weitert, die anfangs kahl herabdrängenden Felsmassen
haben sanfterem Waldgelände Platz gemacht. Über eine
kleine Wiese führt der Weg zum Mitato, einer der Senn-
hütten Thodoris', des reichsten und mächtigsten Vieh-
züchters dieser Berge. Weit über tausend zählen seine
Schafe und Ziegen, und er rühmt sich, die schönsten und
edelsten Tiere im ganzen Gebiet zu besitzen. Die Hirten
achten ihn alle, fast mehr noch fürchten sie ihn aber, und
keiner wagt es, sich an seinen Herden zu vergreifen, wenn-
gleich der Viehdiebstahl in diesen Bergen sonst ein ein-
gewurzelttes Übel ist. Keine Macht des Staates hat es je
vermocht, ihm Einhalt zu gebieten. So sind es die Hirten
selbst, die sich dagegen helfen. Wird einer bestohlen, dann
ruft er, uraltem Brauch gemäß, den als Dieb Verdächtigten
in die nächste Waldkapelle, wo dieser vor dem Bild der
Gottesmutter seine Unschuld durch einen Eid bezeugen
muß; falls es zu einer Kapelle zu weit ist, hat er unter
freiem Himmel den Jahrtausende alten Schwur zu sagen:
„Ni Za, bei Zeus, ich sag es dir und wiss' es du, ich hab dir
dein Schaf nicht genommen.“ Wenn einer diesen Eid seiner
dorischen Vorfahren geleistet, vor dem Bild der Panagia
geschworen hat, dann wagt ihn niemand mehr als Dieb zu
verdächtigen; denn heilig ist dem Hirten dieser Schwur,
keiner hat je falsch geschworen. Er fürchtet die geheimnis-
vollen göttlichen Gesetze, wie sehr er auch die der Men-
schen verachtet, mögen sie noch so hart sein.

In der Sennhütte des Thodoris ist der Tirokomos, ein
Alter, der sich auf die Bereitung des Käses versteht, gerade
dabei, Milch in einem großen Kessel abzukochen. Auf dem
schmalen Raum neben der halboffenen Tür erblicke ich
Melkeimer, Rahmschüsseln und sonstiges Gerät, alles in
bunter Unordnung verstreut, während mir aus dem
Dunkel der Hütte die weißen Reihen des blumentopf-

förmigen Anthotiros, eines wohlschmeckenden Käses, entgegenleuchten. Bald zündet der Alte ein Öllämpchen an, denn schon beginnt sich die Abenddämmerung herabzusinken. Es ist die Zeit, da die Herden zusammengetrieben werden. Die weithin schallenden Flüche der Hirten künden bereits ihr Nahen an. Die Männer haben es nicht leicht in diesen Bergen voller Schluchten und Steilwände, stundenlang suchen sie oft ein verlaufenes Rudel, das mit einem halbwildem Bock davongejagt ist. Da kommen die ersten der Herden dicht aneinandergedrängt, ein buntes Gedränge von Schwarz, Weiß, Braun, Scheckig; langsam und mit milchstrotzendem Euter die Ziegen, ihnen zur Seite die lustigen Zicklein, mit gesenktem Kopf und drohenden Hörnern die zottigen Böcke, dazwischen die wolligen Schafe. Dicht knäueln sie sich vor dem schmalen Eingang der Hürde, die mit Steinen und Astwerk umzäunt ist. Noch ein kurzes Halten, dann stürmen sie einzeln hinein — und nur den geübten Armen der Hirten gelingt es, die Ziegen zum Melken abzufangen. Endlich drinnen, blöken die Schafe noch ein paarmal, als wär' es ihnen nicht recht, in den Hürden eingeschlossen zu sein, dann wird es stille. Langsam verglimmt das Feuer, das der Alte vor der Hütte angezündet, bei dem sie alle gemeinsam das Abendbrot verzehrt hatten. Hirten und Herde bereiten sich zur Ruhe.

Wieder frisch, ziehen wir am nächsten Morgen in der noch immer wenig wegsamen Schlucht weiter. Wir sind nun allein, die Eselkarawane war noch am Vorabend nach Samaria weitergezogen. Antoni meint, auch wir würden nun bald das kleine Dorf, nur zwei Wegstunden unterhalb von Agios Nikolaos, erreichen. Wir hatten noch nicht einmal die Hälfte des Weges zurückgelegt, da überraschte uns unser Muli durch besondere Bockbeinigkeit. Es blieb an einer Stelle, wo unser Pfad ein kurzes Stück in dem

steinigen Bette des Gebirgsbaches verschwand, plötzlich stehen und war durch nichts zum Weitergehen zu bewegen. Was es wohl hatte? Es konnte doch noch nicht müde sein von der kurzen Strecke Weges. Ich nahm daher an, daß etwas mit der Beladung nicht stimmte, doch Antoni wollte davon nichts wissen, fing vielmehr zu schimpfen an und wild auf das Maultier einzuschlagen, bis dieses mit einem jähen Satz in das Wasser sprengte und dort unsere Kisten, natürlich auch Antonis Stein, der das Gleichgewicht halten sollte, ablud. Da halfen freilich alle seine Anrufungen der Panagia nichts. Wir mußten die Kisten einzeln herastragen und das Muli von neuem beladen. Es war nur gut, daß Antonis Gefährten von gestern nicht mehr da waren, sie hätten ihm sicherlich zugerufen: „Kakomoiri Antoni, du Unglücksrabe Antoni, hast du 's noch immer nicht gelernt, einen Esel zu bepacken?“ Antoni ließ sich nun dazu bewegen, keinen Gleichgewichtsstein mehr zu verwenden, und so kamen wir endlich heil nach unserem Ziele, nach Samaria, dem Dorf der Hirten und Jäger.

Im Rücken von einer gewaltigen, überhängenden Wand geschützt, von vorne nur durch eine schmale Brücke über den tief eingeschnittenen Bach zugänglich, liegen die paar alten Häuser da, und etwas abseits die verwahrloste Ölmühle. Inmitten der Bergriesen, zwischen dürftigen Gärten und hohen Maulbeerbäumen ist hier ein Wohnsitz urwüchsiger Geschlechter, eine Kultstätte uralter Sitten. Die Häuser der fünf oder sechs Familien, die es hier gibt, unterscheiden sich kaum voneinander. Unvermittelt gelangt man aus dem Hof hinter dem Garten in den Wohnraum, das Katogi, dessen kleine Fenster nur ungenügend Licht einlassen. Ein paar plumpe Stühle, aus hartem Holz gezimmert, ein eichener Tisch, ein paar alte Regale und eine Heiligenecke, das ist die ganze dürftige Einrichtung.

Der Kamin in der Ecke zeigt an, daß hier während des Winters gekocht wird, während in der schönen Jahreszeit das Pyromachi, ein kleiner, lehmgebrannter Herd außerhalb des Hauses, benützt wird. Düsterer noch als das Katogi ist die Vorratskammer, das Magase, mit seiner Vielfalt von irdenen Krügen, in denen Milch, Käse, Öl und Honig aufbewahrt werden. Die größten von ihnen ähneln den mannshohen Amphoren, in denen die Untertanen des Minos aufspeicherten, was das fruchtbare Land schenkte. Eine Holzterrasse führt zwischen Wohnraum und Vorratskammer hinauf zum Anogi, dem Schlafzimmer. Ich bin überrascht von den wunderschönen schwarz-roten Decken, die allenthalben ausgebreitet sind, über der langen Bank, den schwarzen Truhen, den Schlafstellen. Meist steht hier auch der altertümliche Webstuhl, auf dem sich die Tochter des Hauses gerne zu schaffen macht, falls sie nicht gerade, wenn all die andern Hausarbeiten getan sind, ihren Seidenraupen frische Maulbeerblätter bringt. Die lehmgestampfte Terrasse, auf welche die solcherart meistens müde Weberin manchmal hinausgeht, gewährt einen Blick nach dem Unterdorf, dessen halb zerfallene und von Unkraut überwucherte Häuser einst die Wohnstätte der streitsüchtigen Katsanewas waren, bis diese, nach einem gräßlichen Morde innerhalb der Familie, das Dorf auf immer verließen und ihr Heim der Verödung preisgaben.

Jenseits des Baches fällt mein Blick auf eine kleine Kapelle, vor der sich die ersten Messebesucher drängen. Es ist Sonntag und es soll ein Mnimosyno, eine Totenmesse, gleich für zwei Familien gelesen werden. Eben ist der oft vergeblich erwartete Pope eingetroffen, ein paar Säumige kommen noch hinterdrein. Dicht gedrängt stehen nun jung und alt, die ganze Gemeinde. Die Messe hat begonnen. Lautes Gebet dringt von den Lippen der Andächtigen aus

dem engen Raum und wird nur von den gezogenen Tönen des Psaltis, des Vorsängers, unterbrochen. Alle halten sie in ihren Händen schmale, dunkelgelbe Kerzen. Ein jeder zündet die seine nach der Wandlung an, der feine Geruch des verbrannten Bienenwachses erfüllt bald die Kapelle. Sobald die Messe zu Ende ist, läßt sich die Gemeinde auf dem Steinsockel rund um die Kapelle nieder; ein Teller mit Koliwo, einer Speise aus gekochtem Weizen, die mit Honig, Mandeln und Rosinen versüßt wird — sie ist von den Angehörigen des Toten bereitgestellt worden — wartet schön bezuckert auf jeden; ein Glas mit Wein kreist in der Runde. Jeder trinkt und wünscht dabei dem Toten, daß Gott ihm verzeihe. Dann kehren sie heim in ihre Häuser. Der Verwandten und Geladenen aber harren noch manche Leckerbissen im Hause des Verstorbenen. Die Tafel ist reich bedeckt mit Fleisch, Salaten, Fladen, die mit Käse gefüllt sind, und dem nie fehlenden Wein. Vorerst haben die Männer Platz genommen, während die Frauen immer wieder neue Gerichte bringen und die Becher vollschenken oder, sofern sie nicht zum Hause gehören, zurückgezogen warten: in ihren einfachen, dunklen Kleidern wahrhaftig ein Bild der Geduld und Entsagung. Erst wenn sich die Männer sattgegessen haben, kommen sie an die Reihe und müssen mit dem vorlieb nehmen, was jene übriggelassen haben.

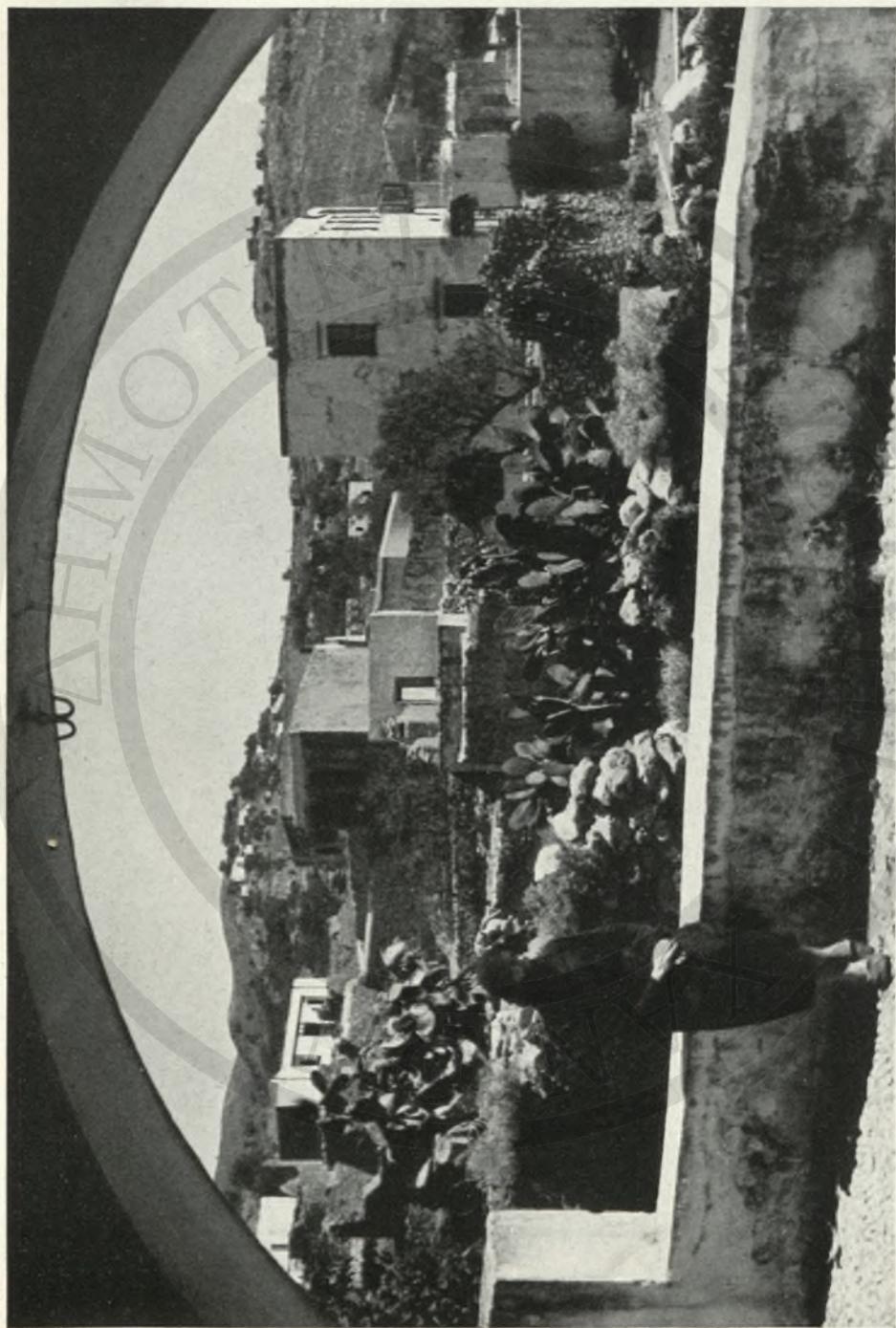
Am Nachmittag ist der Herdenbesitzer Thodoris ins Dorf gekommen. Er ist nur selten hier, meist weiß man nicht, wo er sich gerade aufhält. Bald ist er auf diesem Berge, bald auf jenem, immer aber ist er zur Stelle, wenn man ihn am wenigsten erwartet. Aus einem entlegenen Mitato hat ihn heute die Nachricht heruntergeführt, daß ein Agrimi gesehen worden ist. So nennen sie die Bezoarziegen, die außer den Schluchten des Kaukasus nur noch die Felsen der kretischen Berge beleben. Es soll der vierjährige Bock

sein, den Thodoris im Vorjahre angeschossen hat; sein Bruder Stawros hat ihm das durch einen Hirtenknaben sagen lassen. In Stiefeln, mit einem abgetragenen Wrako und einer ärmellosen Jacke bekleidet, eine alte Büchse über den Schultern, kommt er jugendlichen Schrittes einher. Fast ist eine gewisse Hast in seinem Gange erkennbar. Er scheint es immer eilig zu haben und sich keine Ruhe zu gönnen. Vielleicht war es diese Unrast, die ihn in seiner Jugend nach Athen geführt, wo er durch seine schlanke Gestalt und schmucke Tracht solchen Eindruck auf den Herausgeber der „Akropolis“ machte, daß er sein Bild in die Zeitung setzte. Man erzählt sich auch, daß Thodoris bisweilen in Chania, mit einem Agrimikitzchen an der Leine, spazieren zu gehen pflegte. Die Stadtmädchen sahen sich dann gern nach dem hübschen, jungen Samarioten um. Und auch er hatte seinen Blick auf ein reiches Bürgermädchen geworfen, ja er wollte sie sogar, nach seiner Väter Sitte, in die heimatlichen Berge entführen. Doch ist es ihm nicht gelungen, und fast hätte die Sache ein böses Ende genommen; denn der Vater der Erwählten war ein gar strenger Polizeibeamter, der keinen Spaß verstand. Ob er es sich damals schwor, der Thodoris, sein Leben lang den Frauen aus dem Wege zu gehen? Seine jüngeren Brüder jedenfalls möchte er schon gerne verheiratet wissen. Thodoris hat seiner Mutter Käse und Ziegenfleisch mitgebracht. Die alte Frau empfängt ihn mit Vorwürfen: warum er sich denn so selten sehen lasse, nicht einmal zum Mnimosyno sei er gekommen, wo doch der selige Tsatimos der Taufpate seines Bruders Jannis gewesen sei; so lange werde er den Agrimis nachsteigen, bis er sich den Hals breche, wie der selige Wardi aus Agia Rumeli, den sie damals so lange gesucht hätten. Thodoris nimmt die Worte seiner alten Mutter diesmal ruhig hin, wenn er sonst auch gelegentlich recht heftig wird und dabei manches



45. Besucherin aus dem Bergdorf

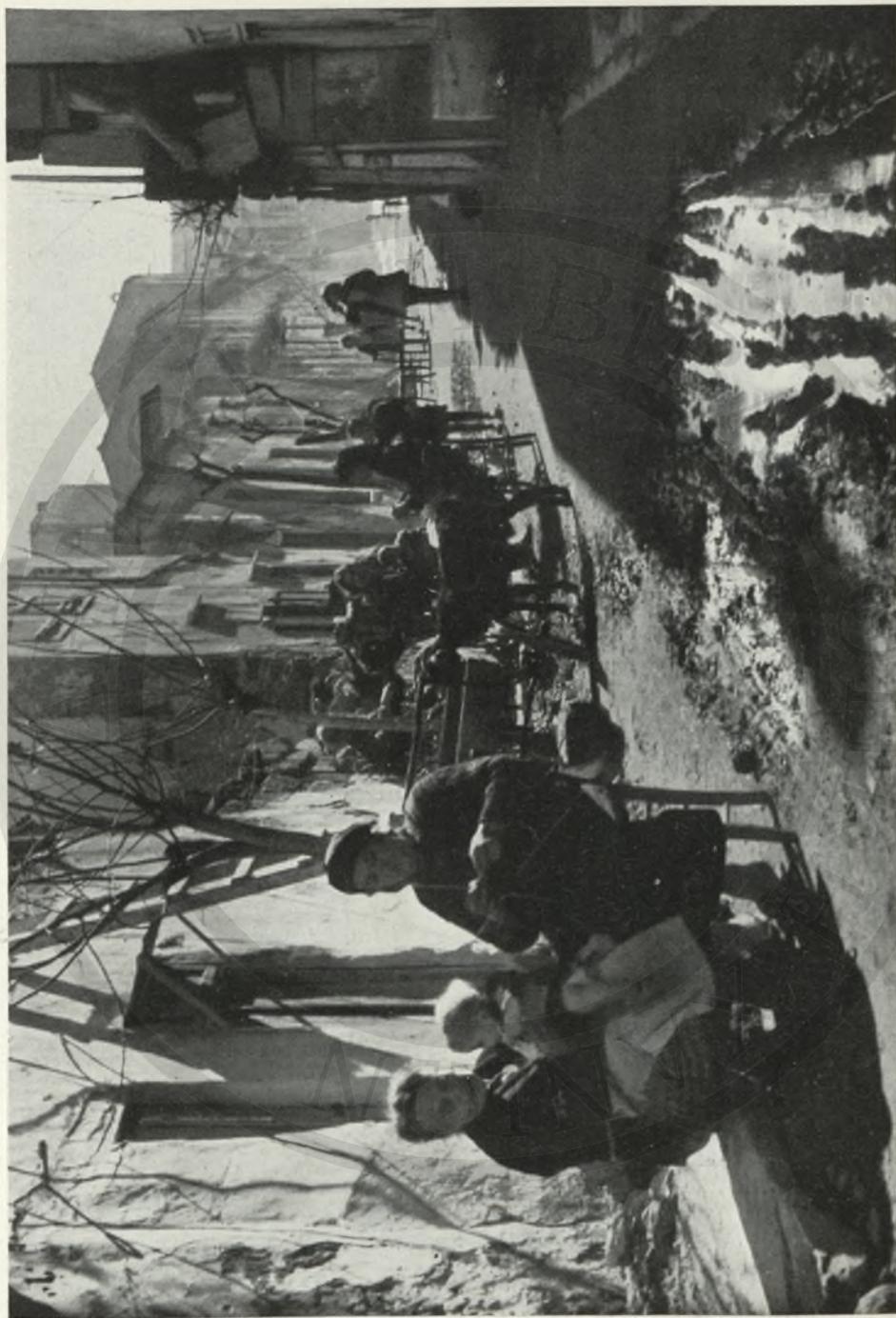
Επισκέπτρια ἐν τῷ παραστάθμῳ χωρίῳ.



46. Jedes der flachen Steinhäuser ist von Mauern und Kakteenzäunen umgeben

Губернатор
в 1911 г. в 2-м этаже

Гидравлический стан для цоколя воды

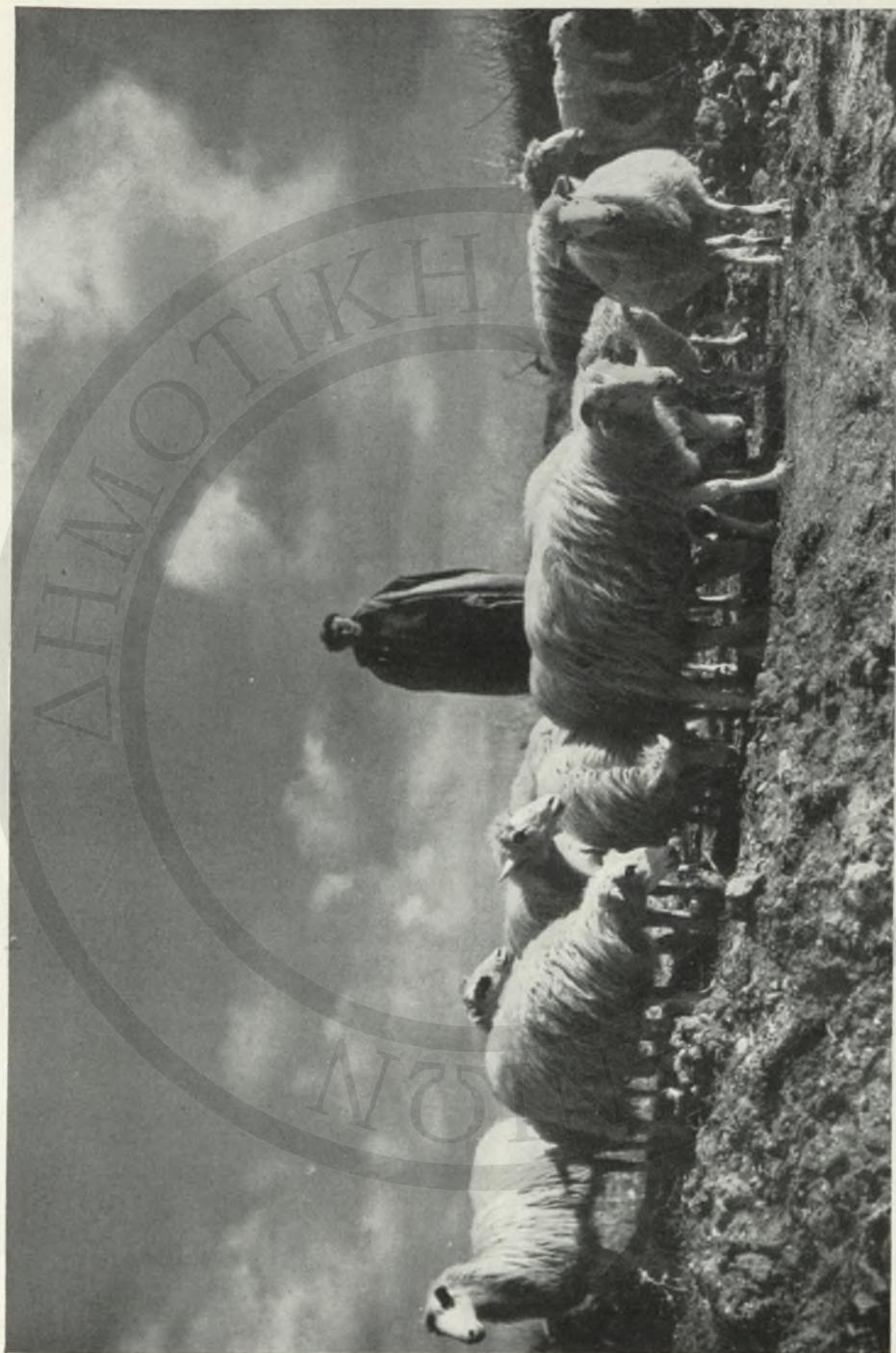


47. Vorfrühling in der Dorfstraße
Трої рана берізею су одор хрипиво



48. Ein Glas Ziegenmilch für den Gast

„Eran wawipe jügd wüjds Fini Ios Los 201“



49. Der Hirt und seine Herde — seit Urzeiten das gleiche Bild

Ο ποιμένας και το ποίμνός του - από την εποχή των αρχαίων



50. Schafschur

Հարսի
թորում



51. Spinnende Frauen

Spinnende Frauen



52. Hausweberei

✓ *Αργεϊός ομιός,*

Κ. 2



53. Eine Patania, ein hausgewebter Teppich

51
Mitarbeiter des Instituts für
Kunstgewerbe und Kunsthandwerk
des Reichsinstituts für
Kunstgewerbe und Kunsthandwerk
des Reichsinstituts für
Kunstgewerbe und Kunsthandwerk



54. Das Bergdorf Lakki an der Nordseite der Weißen Berge

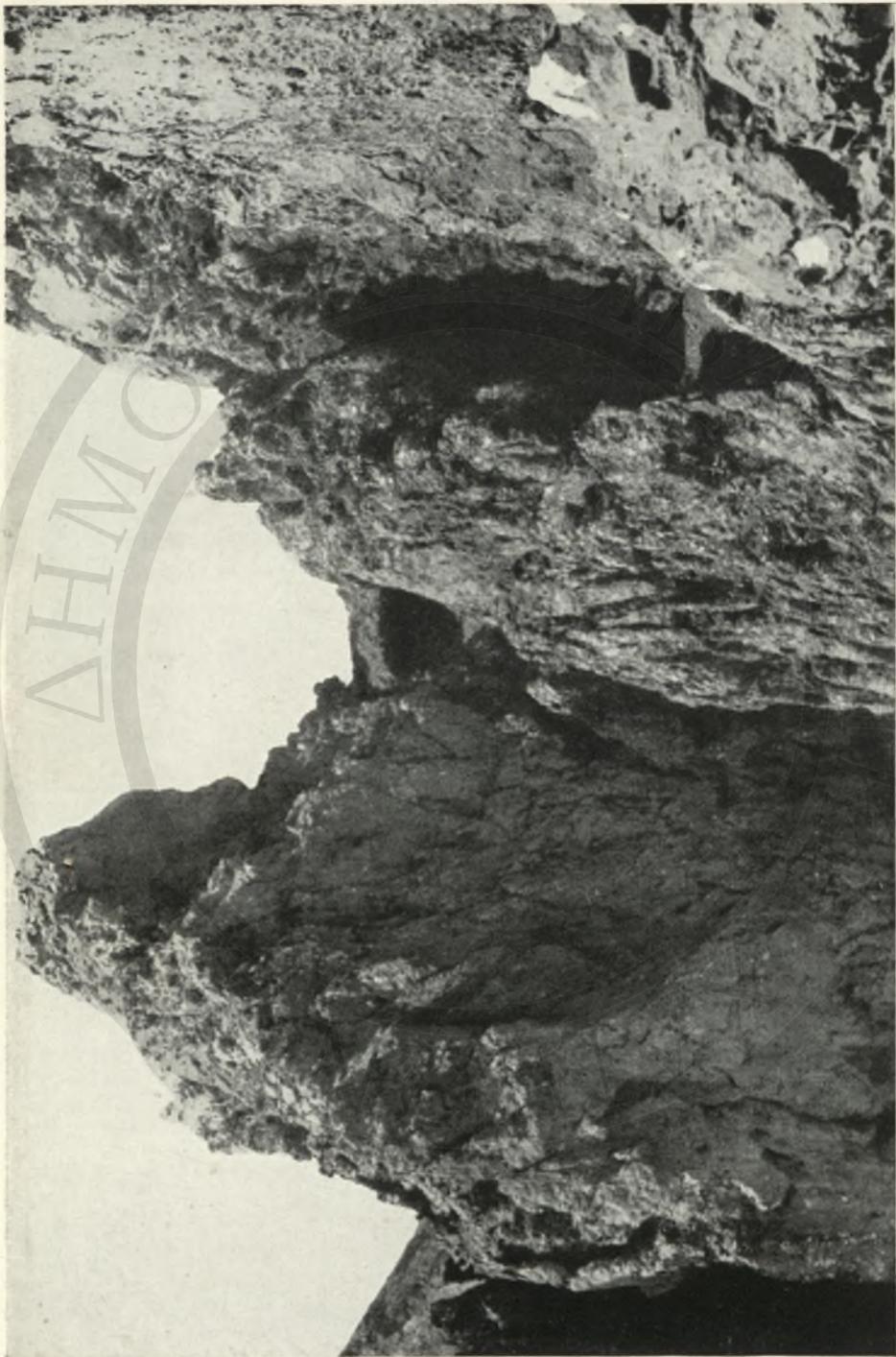
То Гурпюр Намунан Үсб Гур Бопюрт Гурпюр Гур Намунан - Дрент.



55. Blick auf die Weissen Berge — Kakteen und Schnee

van Dier

Haus der Derrin Opert



56. Im wildesten Teil der Weißen Berge

Exposition für das Jahr 1903

Opfer

alte Stück in Trümmer schlägt. Stawros hat inzwischen den Nachbarn Sifis gerufen, einen hageren Dreißiger, dessen blaßgelbes Gesicht verrät, daß er oft vom Fieber geplagt wird. Sie erzählen Thodoris von dem Bock. „Es muß der Vierjährige sein“, beginnt Stawros, „den du im Herbst damals getroffen hast, denn er lahmt am linken Lauf. Oben in der Gremnara, der Steilwand hinter dem Prinias, hab ich ihn gesehen. Er ist aber verteufelt scheu: haben da die Ziegen ein paar Steine ins Rollen gebracht, schon war er weg.“ Thodoris läßt seinen Bruder ruhig reden; er hält nicht viel davon. Wie kann man auch einen jungen Mann ernst nehmen, der da zu sagen pflegt: „Laß mir meinen Schlaf, mag auch alles hin sein.“ Er wird nicht so Unrecht haben, wenn er ihn als Tembelis, als Faulenzer, bezeichnet. „Du wirst wieder einmal eine rothaarige Ziege für einen Agrimibock angesehen haben“, läßt sich Thodoris endlich vernehmen; „wenn du doch nur bei deinen Bienen bliebest.“ Doch da versichert auch Sifis, daß es wirklich ein Bock gewesen sei, und da läßt Thodoris sich überreden, am nächsten Morgen in die Gremnara aufzusteigen.

Noch vor Sonnenaufgang verlassen wir das Dorf. Außer den beiden Brüdern und Sifis ist auch Gero Wardi mitgekommen, ein kleines Männchen, das schon weit über die Sechzig ist, im Klettern aber uns anderen durchaus nicht nachsteht. Antoni dagegen, mein Maultiertreiber, ist im Dorf geblieben, er will warten, bis wir wieder abgestiegen sind. Durch einen kleinen Hain von Ölbäumen, über abgeweidete Almen, aus denen Steinblöcke als Vorboten kommender Felsmassen hervorragen, schlängelt sich der Pfad in die Höhe. Bald verliert er sich zwischen dem losen Geröll einer weithin ansteigenden Halde, deren Blöße nur durch ein paar knorrige Kiefern auf halber Höhe verdeckt wird. Der ermüdende Aufstieg wird durch einen letzten

Blick auf die winzigen Häuser des tief unten liegenden Dorfes und auf die kahlen Buckel der gegenüberliegenden Pachnesgruppe, deren Ränder schon von den ersten Sonnenstrahlen liebkost werden, belohnt. Nach einer kleinen Rast geht es mit frischen Kräften wieder aufwärts, über das gefährliche Zonari, einen schmalen Felsengürtel, unter dem ein tiefer Abgrund gähnt. Dann führt der Pfad in den Schatten eines Eichenwaldes, der dem Priniassberge seinen Namen gegeben hat. Haufenweise sind noch die Eichelschalen vom Vorjahr zu sehen, wenn sie nicht von hohem Gras überdeckt werden. Da und dort ragt ein Felsblock empor, dicht von Moos überwachsen, dessen Spalten dem Dachs einen willkommenen Unterschlupf bieten. Über Geröll und Sand, zwischen alten Baumstrünken und wunderschönen Blumen führt der Pfad am Rande eines ausgetrockneten Bachbettes weiter. Plötzlich bleibt Theodoris stehen und bedeutet uns, dasselbe zu tun. Sein scharfes Auge hat am gegenüberliegenden Rande zwischen ein paar Felstrümmern einen Iltis entdeckt. Der hat seinen Schlupfwinkel verlassen, um von der wärmenden Sonne beschienen zu werden, oder vielleicht ist er auch gerade von einem Beutegang zurückgekehrt. Blitzschnell ist er wieder hinter den Felsen verschwunden, und wir setzen unseren Aufstieg fort.

Die Landschaft wird immer wilder, die Felstrümmer immer größer. Nun scheinen gar zwei mächtige, hochragende Felsen den Weg zu versperren. Über ihre glatten, mit Algen und Moos bewachsenen Wände tropft unaufhörlich das Schneewasser, das sich irgendwo weiter unten zwischen den Steinen verliert. Wir müssen seitwärts an den Wänden vorbeiklettern, um weiterzukommen. Langsam verschwindet der Wald, nur mühsam drückt sich noch da und dort eine kleine gekrümmte Kiefer zwischen das scharfe Felsgestein. Wir nähern uns der Stelle, von der aus Staw-

ros den Vierjährigen gesehen haben will: ein Sattel, auf dem ein paar Felsplatten im Schutze einiger Bäume einen herrlichen Ausblick über das zypressenbewachsene Tal tief unten gewähren, hinter dem sich die Hunderte von Metern aufsteigende kahle Felsenwand der Gremnara türmt; weiß leuchtet von ihrem obersten Teile noch der Schnee herüber. Angestrengt späht Stawros hinüber in die Wand, während wir das großartige Bild genießen. Wie eine silberhaarige Alte mit von Runzeln zerfurchtem Gesicht sieht sie uns an, die Gremnara. Sie haben viele Gesichter, die Weißen Berge: dunkel und bärtig der Prinias mit seinen Wäldern und Schluchten; vollbackig und gutmütig der Pachnes mit seinen runden Kuppen und sanften Hängen; lieblich und rosenwangig der Wolakias mit seinen blühenden Wiesen.

„Weiß nicht, was mit dem Sakra von einem Bock heut los ist!“ läßt sich nun Stawros vernehmen. „Glaub, wir müssen noch näher an die Wand heran.“ „Gehn wir“, ist die lakonische Antwort Thodoris'. Es ist ihm jedoch anzumerken, daß er noch mehr auf dem Herzen hätte. Nachdem wir eine weitere Stunde auf gefährlichem Pfade über bröckeliges Gestein geklettert sind, ist eine Wiglistra, ein Felsenhochstand, erreicht, zweimal tausend Meter über der Ägäis, deren glitzerndes Blau vom Süden her zu uns heraufleuchtet. Vor uns, über dem Tale, kreisen die Felsengeier, zwitschernde Steinschmetzer und gurrende Ringeltauben sind unsere Gesellschafter in dieser luftigen Höhe.

Ein freudiges „Na tus — da habt ihr ihn!“ entfährt dem Munde des Stawros, der immer nur nach dem Vierjährigen Ausschau gehalten hat. Doch hat er an dessen Stelle nur drei junge, einjährige Böcke entdeckt. Unbeirrt äsen sie auf einer kleinen Felsenwiese, als ob sie wüßten, daß ihrer Jugend keine Gefahr droht. Die Agrimi, dieses edle Wild,

das einst zu Hunderten diese Berge bewohnte, haben sich nun in die einsamsten Schluchten und wildesten Wände zurückgezogen, nur selten zeigen sie sich noch den grausamen, mordenden Menschen. Agrimi, wie süß erklingt dieser Name dem Ohre des Fremden; in dem des Bergsohnes erweckt er nur einen Strom von Erinnerungen an ungezählte Stunden morgendlichen Pirschgangs und läßt ihn aufwallen im Fieber der Jagd.

Es ist schon spät am Nachmittag geworden. An einen Abstieg in das Dorf ist nicht mehr zu denken, da die Nacht hereinbrechen würde, noch ehe das Zonari überquert ist. Eine Felsenhöhle weiter unten soll uns daher als Nachtlager dienen. Thodoris hat uns vorausgeschickt, während er noch zurückgeblieben ist, unwillig darüber, daß der Vierjährige, wohl Böses ahnend, seine Felsenspalten nicht verlassen hat. Schweigend steigen wir ab. Bald ist die Höhle erreicht. Wir tragen etwas Holz zusammen, um ein Feuer zu machen. Da bricht sich auf einmal ein Schuß in den Wänden. Sollte Thodoris doch noch den Bock erlegt haben? Doch nein, da kommt er schon, über die Schulter eine der halbwilden Ziegen geworfen, wie sie hier im Gebirge herumklettern. An ihr hat er seine Jagdlust befriedigen müssen.

Während wir das Feuer angezündet haben, um uns gegen die kalte Abendluft und die Mücken, die einen selbst hier heroben im Gebirge verfolgen, zu schützen, hat sich Thodoris an seine Ziege gemacht. Unten am Bein ritzt er ein kleines Loch und bläst nun Luft ein, zwischen die Haut und das Fleisch, damit sich das frisch geschossene Tier leichter abziehen lasse. Wie flink ihm das alles von der Hand geht! Kaum hat er die Ziege an einem Zypressenast aufgehängt, ist sie auch schon vom Felle befreit und ausgeweidet, und eh wir es uns versehen, setzt er uns schon die geröstete Leber vor, der bald noch weitere Leckerbissen

folgen. Ja, er versteht sich auf seine Arbeit. Thodoris ist ein Jäger, wie selten einer in den Bergen von Samaria war. Nach kurzer Dämmerung ist es Nacht geworden auf dem Prinias. Doch wir sitzen noch lange rund um das Feuer, und während wir ab und zu ein Stück von der am Spieß gebratenen Ziege nehmen, lauschen wir, was uns Thodoris von seinen Jagden berichtet. Erst zu später Stunde strecken wir uns auf unser hartes Lager. Ruhe hat sich nun über die Eichen des Prinias gesenkt, auf die der Vollmond in blaßgelber Helle herunterlächelt, als wollte er uns sagen: Seid unbesorgt, ich hüte euch; ihr seid mir näher als die Menschen unten an der Küste.

Als die ersten Sonnenstrahlen über den Pachnes kriechen, rüsten wir zum Aufbruch. Thodoris, der das Ziegenfell und den Rest des Fleisches in sein Sakuli, den Rucksack aus schwarz-rottem Tuche, gepackt hat, will uns in das Gebiet des Wolakias führen. Da droben soll es viele Hasen geben, nach denen es besonders Gero Wardi gelüftet. Wieder geht es auf engem Pfade einige hundert Meter höher, über Felsblöcke und Schutthalden, vorbei an schwindelnden Abgründen. Dann bietet sich, nicht mehr allzu weit von den Gipfeln, ein prächtiges Bild, fast möchte man es für einen Traum halten: Zwischen stämmigen Eichen breitet sich weithin eine sonnige Matte, über die eine Saat von blaublühenden Wicken und samtener, weißer Malotira gestreut ist. Bis hier herauf muß man steigen, um diese Blume zu finden, die unserem Edelweiß ähnelt und einen heilkräftigen Tee geben soll. Reges Leben herrscht hier heroben: Über unseren Köpfen schwirren die Alpenbraunellen, und ein paar Schritte weiter stoßen wir auf ein Perdikanest hinter einem kleinen Strauche; von drüben dringt das Gurren von Felsentauben zu uns herüber.

Die blühende Matte rings um uns ist der Ausgangspunkt zu den Gipfeln des Wolakias. Sie locken uns aber nicht,

wir wollen vielmehr zu dem einsamen Sapimenos, dessen Gipfel, weiter westwärts, zu den höchsten der Weißen Berge zählt. Auf dem Wege dahin treffen wir in der Nähe eines Passes, der nach dem Süden der Insel führt, auf Rusjos, den Bruder des Sifis, der von Agia Rumeli seine Schafherden bis hier heraufgetrieben hat. Freudig begrüßt er uns hier oben in der Einsamkeit und labt unsere durstigen Kehlen mit Joghurt, das er in einer zusammengenähten Schafhaut aufbewahrt. Gestärkt steigen wir auf den kahlen Kegel des Sapimenos, der sich in heller Farbe von der bunt blühenden Matte und den übrigen Bergen abhebt. Ein stolzes Gefühl ergreift mich, als ich den Gipfel erreicht habe, ich bin fast so stolz wie dieser Berg selbst, der schon undenkbare Zeiten auf das Land zu seinen Füßen schaut. Während mein Auge weithin nach dem Rande der Insel im Westen und Norden blickt, wünsche ich mir, für einen Augenblick einer jener Geier zu sein, die nicht an diese kleine Spitze gebunden sind, sondern hinüberfliegen können nach den äußersten Felsen von Kap Spatha oder nach Akrotiri, dessen steinige Höhen in der Ferne sichtbar sind. Wenn der sagenhafte Daidalos auf seinem Fluge hier vorbeikam, dann hat er auf dieser Spitze sicherlich verweilt, um ruhevoll hinabzublicken auf das weite grüne Land des kretischen Westens.

Als wir spät am Abend mit müden Beinen und manchen Rissen in unseren Kleidern in Samaria ankommen, höre ich, daß sich Antoni mit seinem Maultier nach seinem Heimatdorfe Lakki aufgemacht hat, da er keine Lust verspürte, mich nach der Südküste zu begleiten. Er hat mir damit keine großen Sorgen bereitet; denn schon oben auf den Bergen hatte sich Sifis angeboten, mit mir nach Agia Rumeli zu gehen, um den Honig zu holen, den ihm sein Bruder schon vor langer Zeit versprochen hatte. Sifis er-

wies sich als zuverlässiger Führer in diesem beschwerlichsten Teile der wildschönen Schlucht von Samaria. Hatte schon auf dem Wege von der Xyloskala nach dem Dorfe das Wasser des Baches oftmals unseren Pfad überquert, so ist nun ganze Strecken lang überhaupt kein Pfad zu sehen, wir müssen in den Schottern am Rande des Flußbettes vorwärtsziehen. Es wird immer düsterer da unten, die Felswände zu beiden Seiten rücken immer näher zusammen, bis sie sich schließlich, etwa eine Stunde südlich von Samaria, zu einer Klamm von zwei Meter Breite verengen. Als wäre der Blitz in den Felsen gefahren und hätte einen tiefen Spalt gerissen, so klaffen nun die Wände beiderseits senkrecht in die Höhe, während am Grunde das Wasser hindurchbraust. Im Frühjahr, nach der Schneeschmelze, schwillt der Wildbach hier zu einem reißenden Strom an und verriegelt den Weg nach dem Süden vollständig. Jetzt freilich brauchen wir uns nur die Schuhe auszuziehen und mit aufgekrempeelten Hosen durch die Enge zu waten. Trotzdem sind wir froh, als wir dieses Tor passiert haben. Hinter ihm ist das Bild mit einem Schlage verändert; Veilchen und Anemonen, Epheu, Oleander und dazwischen grünes Moos sprießen aus der Erde. Nicht allzulange mehr, und wir sehen es hinter den ersten Bäumen von Agia Rumeli schon in der Ferne blitzen: Es ist das südliche Meer. Wir haben die Insel durchquert.

VOM SÜDLICHEN MEER UND SEINER KÜSTE

Nach dem Glauben der alten Griechen hat Apollon das Licht aus der düsteren Schlucht von Samaria gebracht. Es ist in der Tat, als ob man aus der Finsternis in das Licht träte, wenn man aus der engen Felsenklamm herauskommt und gegen Agia Rumeli blickt. Dieses Dörfchen ist überaus idyllisch, niemand würde es nach dem schauri-

gen Farangi so erwarten. Seine alten Häuschen sind von schmucken Gärten umgeben und von mächtigen Platanen, wie von Feigen- und Maulbeerbäumen überschattet. Blühende Sträucher umsäumen den Wildbach, der nun in geregeltem Bett durch das Dorf fließt und sich etwa eine Viertelstunde unterhalb in das Meer ergießt. Dem Wasser des Baches gleich zieht es auch mich zum Meer, das ich nun schon längere Zeit missen mußte. Ich eile hinab in dem Tale, das immer breiter und heller wird. Die Hänge verlaufen langsam in der Küste. Schon bin ich nahe am Meer, liegt da, in einer schottrigen Mulde, ein verendeter Esel; der gedunsene Leib ruht auf dem Rücken, die Beine starren in die Luft. Es ist wie eine Anklage gegen seinen Herrn, der, wie so mancher auf Kreta, gefühllos und undankbar gegen die Kreatur, ihn nicht einmal verscharrt hat. Welch ein störendes Bild inmitten der idyllischen Natur dieses Ortes!

Je näher ich an die Küste herankomme, desto dichter wird der Oleander, dessen Blüten, von unzähligen Bienen umsummt, einen wunderbar süßen Duft ausströmen. Einsam stehe ich am Strande. Während eine linde Luft vom Meer her liebkosend um meine Wangen weht, lausche ich dem leisen Plätschern der Wellen, das wie Sirenengesang lockt, mich in die kühlenden, so lang entbehrten Arme des Wassers zu werfen. Schon beim Entkleiden sehe ich draußen einen dunklen Körper auftauchen. Sogleich denke ich an die Mahnung Sifis', mich ja nicht allzuweit hinauszuwagen, um nicht ein Opfer der gierigen Haie zu werden, die hier nahe an die Küste herankommen. Bei näherem Hinsehen scheint es mir aber eher der Rücken eines Delphins zu sein. O, diese lieblichen Tiere! Von ihrer Zutraulichkeit berichten schon die Schriftsteller der Antike. Ob er vielleicht kommt und, wie einst den Palaimon, das Söhnchen der Ino, ans rettende Ufer, so mich hinüber-

trägt nach jener dunklen Stelle, die sich weit draußen aus dem Meere hebt, nach der Insel Gawdos, oder gar nach ihrem Töchterchen, der kleinen Gawdopula, die ganz schüchtern ihr Köpfchen aus den Wellen hebt. Auf Gawdos fristen, wie ich höre, ein paar Familien ein recht kümmerliches Dasein; aber ist es nicht paradiesisch ruhig? Nach dem Bade sitze ich auf einer Steinplatte des Ufers. Ich lasse mich von der Sonne bescheinen und hänge dabei den verschiedensten Gedanken nach: Bald befinde ich mich noch auf den Höhen des Prinias, bald schon auf der Wanderung nach dem Kirchlein des hl. Paulus, das, etwa eine Wegstunde ostwärts, auf einsamer Höhe an der Küste dort steht, wo der Apostel an das Land gestiegen sein soll, bald wieder kommt mir die Göttin Britomartis in den Sinn, die „süße Jungfrau“, die, wie die Sage erzählt, von Minos verfolgt, sich in das Meer geworfen und in ein Netz verwandelt hat, worauf sie fortan von den Fischern Diktyнна genannt wurde — jetzt, dort! ist es nicht eine Nereidengestalt, die sich im Wasser bewegt? Natürlich nicht. Es war eine Schlingpflanze von eigenartig heller Farbe, die mich getäuscht hat. Wohl nur, weil ich schon zu lange wie ausgesetzt am Rande des Meeres bin, gaukelt mir die Phantasie allerlei Bilder vor, die ins Nichts zer-rinnen, sobald meine Augen schärfer zusehen. Es ist höchste Zeit, daß ich in das Dorf zurückkehre, wo sich Sifis schon um mich sorgt, mich vielleicht gar ertrunken wähnt.

Im Hause von Sifis' Bruder Rusjos werde ich von dessen Frau empfangen, Rusjos selbst weilt noch immer in den Bergen bei seinen Schafen. Sie setzt mir Honig und Mandeln vor und zieht sich dann zurück in eine Ecke, zu ihrer schon bejahrten Mutter, mit der sie sich in dem altertümlichen Dialekt dieser Berge unterhält. Ich möchte gerne etwas aufzeichnen von dem, was sie da zusammen plau-

dern, und frage daher die alte Frau, ob sie nicht auch mir etwas zu erzählen wüßte. Nach einigem Drängen läßt sie sich dazu bewegen und beginnt mit der Geschichte vom Pappas und der Pappadia; doch bemüht sie sich offenkundig, der Umgangssprache möglichst nahezukommen, was meiner Absicht gerade zuwider ist. Als ich sie daher bitte, doch so zu sprechen wie zuvor mit ihrer Tochter Kalliopi, verweigert sie es: sie kenne das schon, es seien schon öfter welche bei ihr gewesen; was sie sage, komme womöglich in Bücher oder gar in die Zeitung, und dann lache ganz Chania über ihre albernen Worte, und ich solle sie überhaupt mit solchen Dingen verschonen, sie sei schon zu alt dazu; ihre Tochter, die könnte ich fragen, die spreche genau so echt wie sie. Doch auch diese scheint keineswegs geneigt zu sein, sondern meint, ich solle mich doch an die Männer wenden, die wüßten viel schönere Geschichten als ihre Mutter und sie. Der Nachbar drüben, der Stawrudakis, das sei ein alter Jäger, an dem würde ich die reinste Freude haben.

Da mir Sifis erklärt, die Frauen würden es hier alle so machen, gehen wir zum alten Stawrudakis hinüber, bei dem ich tatsächlich mehr Glück habe. Außerdem wird mein Besuch bei ihm noch dadurch belohnt, daß er mir etwas Besonderes zu zeigen vermag: In seinem Hofe springt nämlich ein lustiges Agrimikitzchen herum, das er erst vor kurzem eingefangen hat, während ein zweites entlang dem Zaune auf und ab geht und uns mit anscheinend traurigen Augen anblickt; es denkt wohl an seine Mutter, der es allzfrüh entrissen wurde. Stawrudakis allerdings erklärt ganz nüchtern, es habe eine Darmverstimmung, weil ihm die zarten Gräser, die es auf den grünen Pesulia der Berge finde, fehlten. Aber zweifellos sehnen sich beide nach der Freiheit, die ihnen der alte Jäger nicht so schnell zu geben gedenkt. Wenn er schon

den ausgewachsenen Tieren nicht jeden Tag nachstellen kann, will er wenigstens diese jungen vor Augen haben, und sie sind auch wirklich ganz entzückend in ihrem braunen Fell mit den schwarz-weißen Streifen zwischen den Augen.

Vom Meer her kommt in fliegender Hast ein Bursche gelaufen, schon ist er bei den ersten Häusern des Dorfes. Was er nur will, daß er in solcher, hier ungewohnter Eile ist? Sogleich erfahren wir es: Er hat an einem Berghang in der Nähe der Küste mit seinem Bruder Schafe gehütet, da sah er, wie ein Kaiki in die Bucht von Agia Rumeli einfuhr, dem kurz vor der Küste zwei Männer entstiegen und in einem Boote ans Land ruderten. Das ist eine Seltenheit in Rumeli, denn das Dorf hat keinen Hafen, so daß auch schon die kleineren Segler in der Regel nur drüben in Lutro einlaufen. Daher hatte der Hirtenknabe nichts Eiligeres zu tun, als von der Ankunft des Kaikis zu berichten. So ersetzt er gleichsam das Telephon, das von der Küste her zum Dorfe gelegt sein müßte; wobei es dahingestellt bleiben mag, ob durch diese technische Einrichtung das Dorf schneller von dem in Kenntnis gesetzt würde, was an der Küste vorgeht, als durch den kleinen Melde-läufer, der keineswegs im Auftrag, sondern aus eigenem Antrieb handelte, wie es jedes andere dieser Naturkinder an seiner Stelle auch getan hätte.

Die beiden Männer sind inzwischen im Dorf eingelangt. Sie stammen aus Sfakia und suchen hier einen Verwandten auf, der dem Diomataris, dem jüngeren der beiden, dessen Vater der Kaikibesitzer ist, einen neugeborenen Sohn aus der Taufe heben soll. Der Verwandte aus Agia Rumeli war schon lange dazu ausersehen; nun ist es endlich so weit, ihm den genauen Tag des Familienfestes mitzuteilen. Die beiden Boten wollen sich hier nicht länger aufhalten, sondern gleich wieder zu ihrem Kaiki zurück-

kehren. Das kommt mir sehr gelegen, und ich frage Diomataris, ob er mich nicht mitnehmen wolle. Ohne weiteres willigt er ein. Ich raffe eilends meine Sachen zusammen, und wir gehen hinunter an die Küste. Da, vor der schmalen Steinbrücke am Ortsausgang, erwartet mich eine Überraschung, ich will meinen Augen kaum trauen: Die hohe Gestalt ist niemand anderer als Thodoris, der Gewaltige der Weißen Berge. Wie er hierher kommt, ob er sich im Dorfe aufgehalten hat, ob er gerade aus den Bergen abgestiegen ist? — ich weiß es nicht. Er sieht mein erstauntes Gesicht, verwehrt aber jede Frage und macht sie überflüssig durch die Mitteilung, er sei hier, um von mir Abschied zu nehmen, da ich nicht mehr nach Samaria zurückkehrte. Er umarmt mich und küßt mich auf beide Wangen. Sollte ich, sagt er leise, fast ein wenig scheu, einmal in Not geraten, so müßte ich es ihn wissen lassen; seine Hilfe sei mir gewiß, wo auch immer auf der Insel ich mich befände. Darauf wendet er sich rasch zum Gehen. Als er schon nicht mehr zu sehen ist, meint Diomataris mit feierlicher Stimme: „In dem hast du einen guten und mächtigen Freund“. Thodoris hat den beiden Sfakioten wohl gefallen, er ist einer ganz von ihrer Art.

Auf dem Kaiki werden die beiden schon erwartet. Kaum sind wir daher aus dem Boote in den Motorsegler geklettert, geht es gleich frisch voran, allerdings, und zu meinem nicht geringen Leidwesen — in westlicher Richtung. Das Kaiki fährt nämlich nicht, wie ich angenommen hatte, nach Sfakia zurück, sondern nach Paläochora weiter. Ich muß mich damit abfinden, wengleich ich allzugern in die Heimat des Diomataris gekommen wäre, von der ich schon so viel gehört habe. Ihr Besuch sollte mir erst viel später vergönnt sein. Als ich dann über Askifos in das Gebiet von Sfakia kam, wurde ich unwillkürlich an die Landschaft von Samaria erinnert. Es waren

dieselben dunklen Zypressenwälder und grünenden Almen, dieselben zerrissenen Bergkämme und wilden Felsschluchten wie die, aus denen ich jetzt eben gekommen bin; nur der romantisch gelegene Ort selbst, die Chora von Sfakion, zeigte ein besonderes Gepräge: Auf felsigem Küstenabhang liegen wie Steinblöcke seine Häuser und blicken, Zitadellen gleich, weit aufs Meer hinaus. Es ist, als wollten diese stolzen Sfakioten es einer dem anderen zuvortun und setzten darum jeder sein Haus noch ein Stück höher als der Nachbar. Selbst in der Bauart scheint sich ihr trutziges, widerspenstiges Wesen kundzutun; denn zu all dem Biedersinn und der Tapferkeit, durch die sich die Sfakioten auszeichnen, kommt noch, daß sie auch überaus eigensinnig und rachsüchtig sind, daß sie eine besondere Behandlung brauchen. Und wenn in den vergangenen Jahrhunderten die Bewohner dieser Berge an den jeweils fremden Herren, denen sie stets ein Dorn im Auge waren, ihren Mut kühlten, so sind es jetzt Angehörige des eigenen Stammes, die oft bis zur Vernichtung ganzer Familien einander befehlen; wie in Sfakia wird sonst nirgends mehr auf der Insel die Blutrache geübt.

Dank seiner Sittenstrenge hat sich der Stamm der Sfakioten im Gegensatz zur übrigen Bevölkerung der Insel durch die Jahrtausende rein erhalten; in den hohen schlanken Gestalten seiner Männer und Frauen glaubt man noch die alten Dorer einhergehen zu sehen, und auch in der Sprache haben sie noch vieles aus der Zeit ihrer Ur-ahnen bewahrt. So lebt im Munde dieser Hirten noch mancher altgriechische Ausdruck fort, der den Kretensern der Küste kaum mehr verständlich ist — vor allem auf dem Gebiete der Hauswirtschaft und Viehzucht. Wie die Sprache, konnten sich in der Abgeschlossenheit der Berge auch die alten Sitten und Gebräuche erhalten. So mag es wohl eine Erinnerung aus der Zeit der Eteokreter gewesen

sein, wenn die Sfakioten, wie der Wiener F. W. Sieber erzählt, der damals die Insel bereiste, noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in ihrer Nationaltracht, mit Pfeil und Bogen und einem breiten Schwerte ausgestattet, an Festtagen den wilden Tanz der Pyrrhiche aufführten. Kein Wunder, daß dieses Volk den türkischen Eindringlingen den zähesten Widerstand entgegensetzte; länger als hundert Jahre nach der Eroberung der übrigen Insel durch die Soldaten des Halbmonds haben sich die Sfakioten ihrer vollständigen Freiheit erfreut, erst im Jahre 1776 gelang es den Türken, die natürliche Felsenfestung von Sfakia zu erobern. Immer aber hat sich, auch noch in der Folgezeit, dieser Bezirk ein großes Maß von Unabhängigkeit und Selbstverwaltung bewahrt.

Nun sind meine Gedanken doch noch ostwärts gewandert, unser Kaiki jedoch fährt in entgegengesetzter Richtung, der Nachmittagssonne entgegen. Es rührt sich kein Lüftchen, ruhig gleitet das Fahrzeug durch das dunkelblaue Wasser, das sich nur hinter unserem Kiele zu weißen Wellen kräuselt. Es wird kaum ein Wort zwischen uns gesprochen, die beiden Sfakioten sind recht einsilbige Burschen. So herrscht eine fast unheimliche Stille auf dem Schiff, daß es mir vorkommt wie auf einer Totenbarke, die den Leichnam eines Unglücklichen an Bord hat, der in den Bergen abgestürzt ist, und ihn nun zur Bestattung fährt.

Das Bild der Küste hat sich kaum verändert, obwohl wir nun schon bald zwei Stunden ganz in ihrer Nähe dahinfahren, so daß uns oft ihr Schatten deckt. Steil ragen ihre Felsen in die Höhe, die sich unmittelbar am Wasser zu lieblichen Grotten wölben oder uns aus bizarren Formen anblicken. Manchmal werden sie von dunklen Kiefern- und Zypressenwäldern abgelöst, die nahe an das Ufer herabsteigen. Dieses ist das bleibende Bild der Südküste, vom Westrand der Insel bis hinab zur Bucht von Tym-

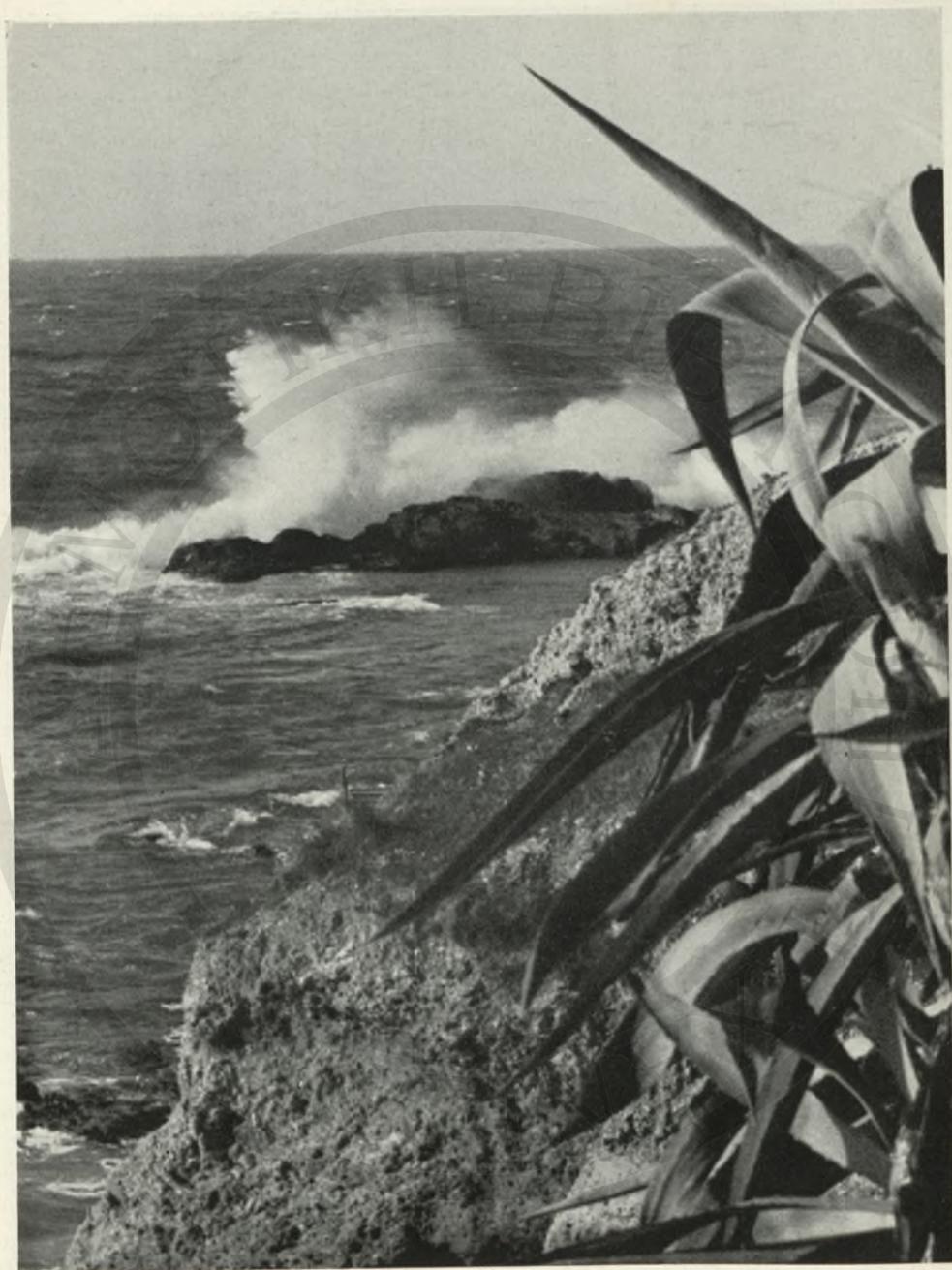
paktion. Da erst, am Eingang zur fruchtbaren Messara-Ebene, der Kornkammer Kretas, weichen die Felsen einer sandigen Flachküste, um aber schon nach kurzem wieder in gleicher Stärke wie vorher, bis zum Ostrand hinüber, dem Meere zu trotzen.

Aus einer dunklen Randung von Nadelbäumen lösen sich nun die Häuser von Suja, der einzigen Ortschaft auf der Strecke zwischen Agia Rumeli und Paläochora. Das Dörfchen ist in den Aufständen des vorigen Jahrhunderts durch die Tapferkeit seiner Kämpfer berühmt geworden. Heute ist nichts mehr übrig von diesem seinem Glanz, es wird höchstens noch gelegentlich erwähnt, daß die Hirten dieser Gegend ihre Schafe doppelt gut hüten müssen, wollen sie am Abend noch alle zählen, die sie frühmorgens auf die Weide treiben.

Nun, da unsere Fahrt langsam dem Ende zugeht, werden auch Diomataris und sein Begleiter weniger wortkarg. Sie unterhalten sich miteinander, jedoch nur halblaut, so daß ich nicht alles verstehen kann; es scheint sich um ihre Geschäfte zu drehen. Vielleicht überlegen sie, wie sie einen ihrer Kompagnons übervorteilen sollen; denn die Sfakioten sind gar geriebene Kaufleute, wenngleich sie dem Mammon nicht so ergeben scheinen wie sonst die Händler auf der Insel. Langsam steuert unser Kaiki der kleinen Halbinsel zu, an deren Ende ein Leuchtturm in das Meer hinausragt. In sonnigem Glanz liegt da das alte Paläochora, dessen dichtgedrängte Häuser sich als heller Streifen zwischen dem verschiedentonigen Grün ausnehmen, dem dunklen der Wälder des gebirgigen Selino im Hintergrunde und dem hellen des seichten Wassers im Hafen vor uns. In seinem Schutze schaukeln ein paar kleinere Boote, an der Mole wird ein Segler ausgeladen, der kurz vor uns in die Chora, wie die Einheimischen oft für Paläochora sagen, eingelaufen ist. Sie gebrauchen auch

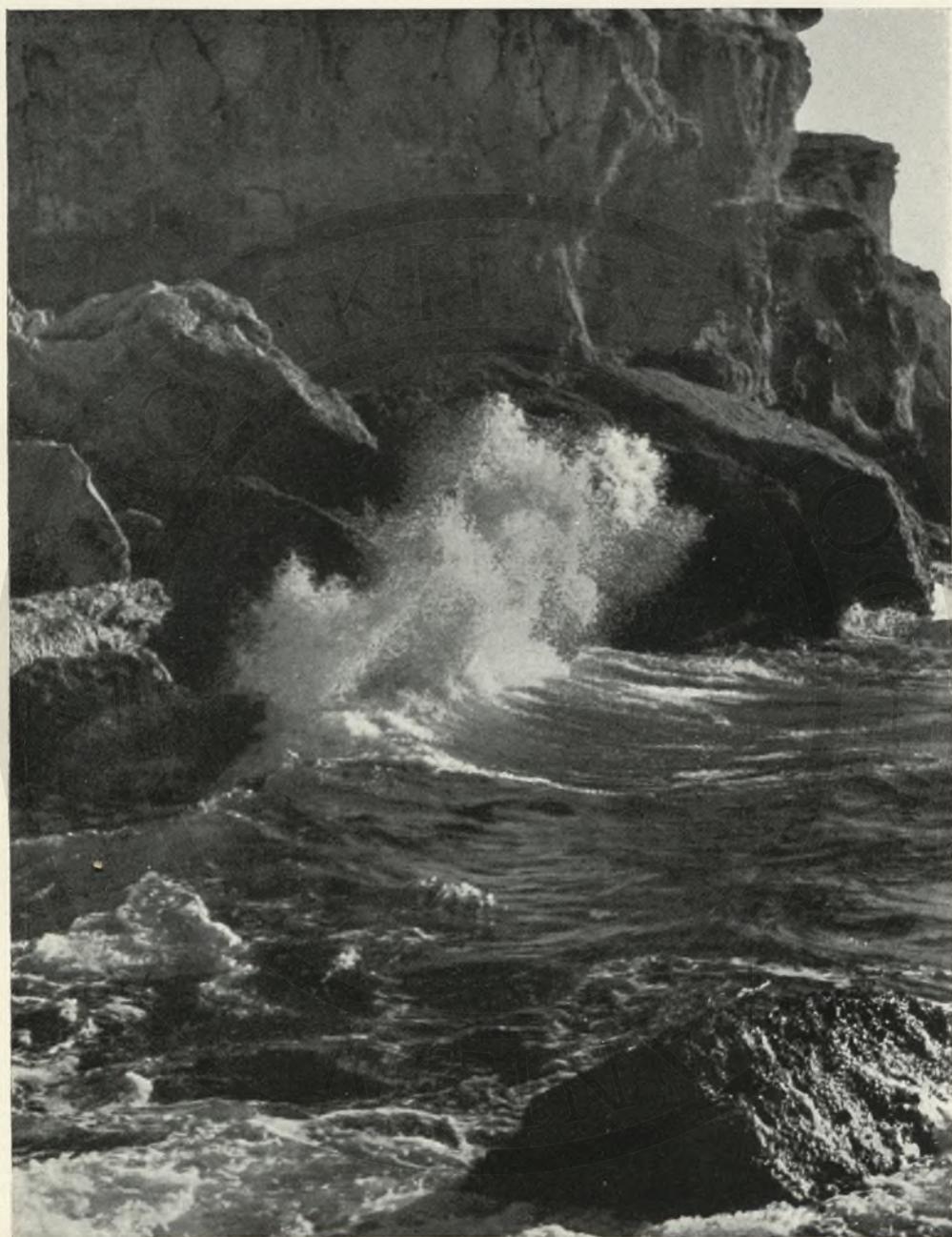
manchmal den Namen Kastelli Selinu, der von der Feste herrührt, welche die Venetianer im Jahre 1280 hier errichten ließen, um die Bevölkerung von Orna, wie damals der gebirgige Bezirk von Selino hieß, leichter beherrschen zu können. Die Herren Venedigs saßen fest in diesem Kastell, bis es 1539 von den räuberischen Scharen Chair-eddin Barbarossas zerstört wurde. Eine Felsplatte in der Nähe des antiken Kantanos unweit des Dorfes Kadros, die heute noch den Namen Barbarossa Batella trägt, erinnert an den Piratenhäuptling, der damals ganz Selino verwüstete.

Auf dem Marktplatz hält ein Lastauto. Es scheint kurz vor der Abfahrt zu stehen, denn es ist umdrängt von ein paar malerischen Gestalten, Bauern aus den umliegenden Dörfern, die mitkommen wollen. Ich erkundige mich, wem das Fahrzeug gehöre und wohin es bestimmt sei, da ich denselben Wunsch hege wie die bärtigen Selinoten um mich herum. „Es gehört dem Laos von Kandanos“, ist die Antwort, die mir erteilt wird, „und bis dahin fährt es sicher, vielleicht auch weiter.“ Dem „laos“, dem Volk von Kandanos gehört es also. Die Bewohner dieses Dorfes müssen recht wohlhabend sein, wenn sie sich sogar ein Gemeindeauto leisten können; um so etwas dürfte es sich ja handeln. Doch da sieht mich der Alte neben mir schelmisch an und meint, es gehöre nicht dem Volk und nicht der Gemeinde, sondern einem Ölhändler aus Kandanos, der nur allgemein Laos genannt werde, weil er sich einst als Abgeordneter mit großem Erfolg für die Bevölkerung seines Dorfes eingesetzt habe. Dann nimmt er mich am Arm und zeigt auf einen großen, städtisch gekleideten Herrn, der eben über den Platz geschritten kommt. „Da hast du schon den Laos, jetzt werden wir gleich fahren.“ Und als dieser beim Auto angelangt ist, führt er mich zu ihm und erzählt ihm das ulkige Mißverständnis. Der Öl-



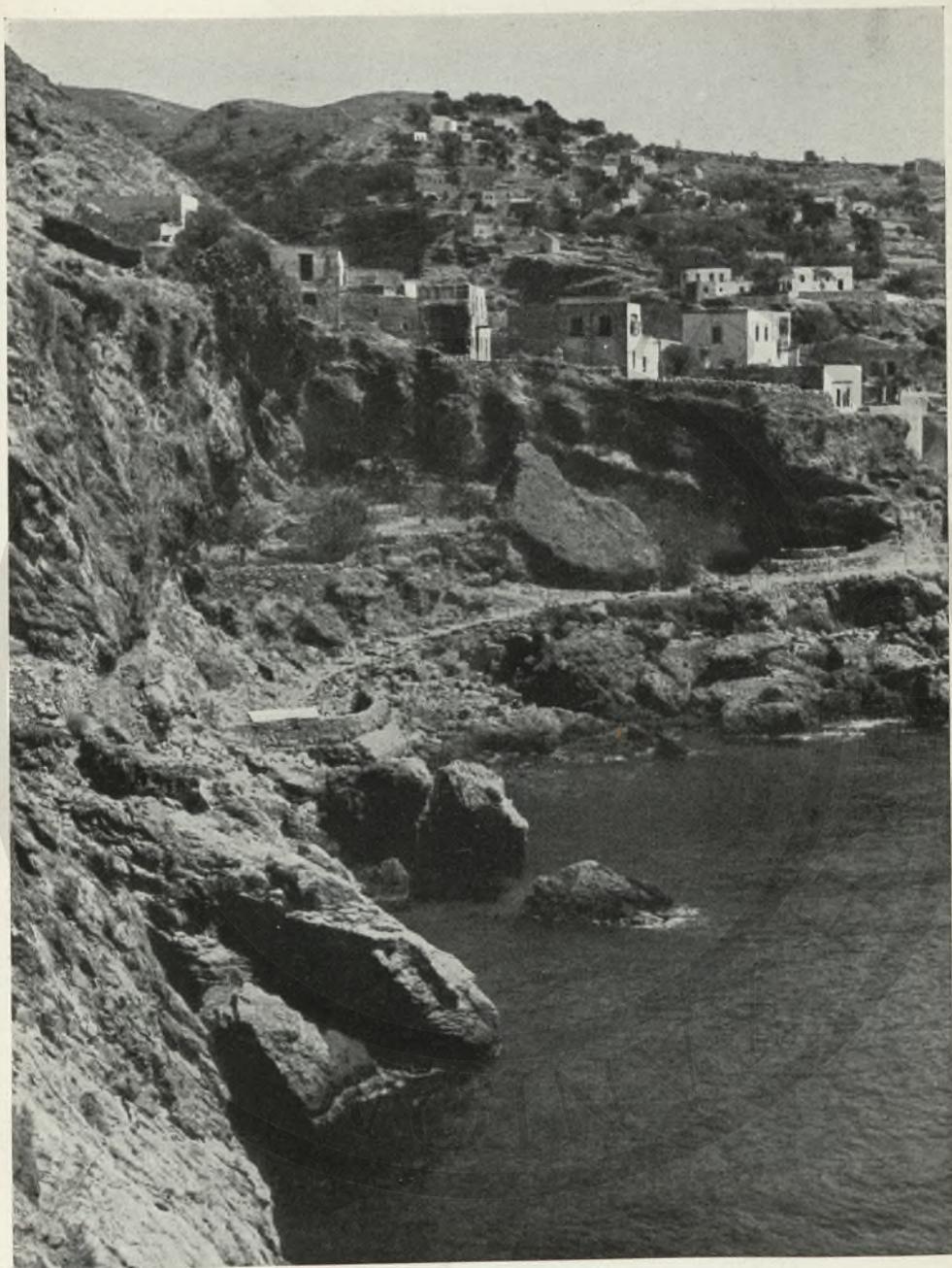
57. Winterstürme an der Küste

Deep winter storm example of the
major



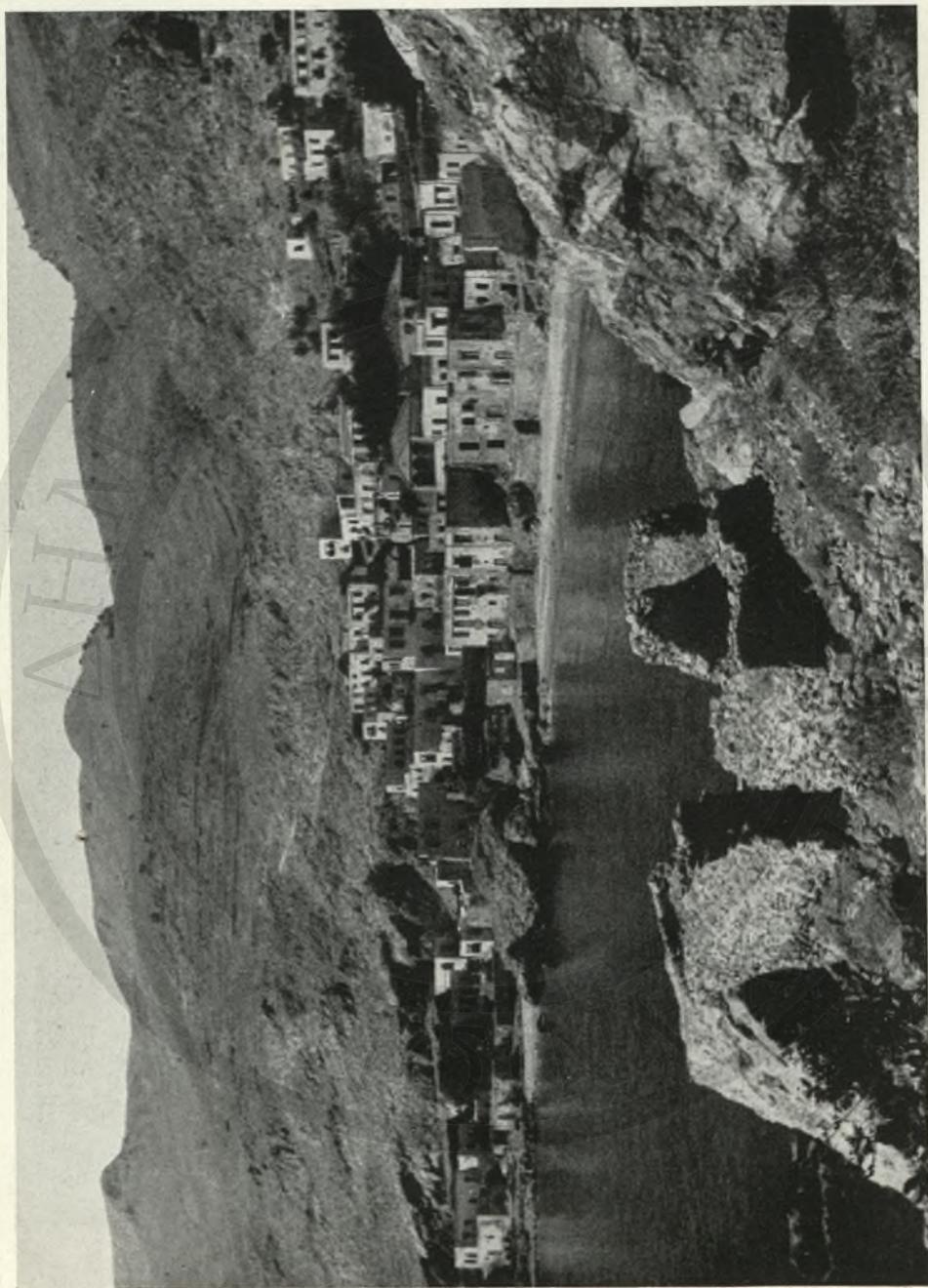
58. Der ewige Kampf zwischen Wasser und Fels

Ο αιώνας αγών μεταξύ ύδατος
και βράχου



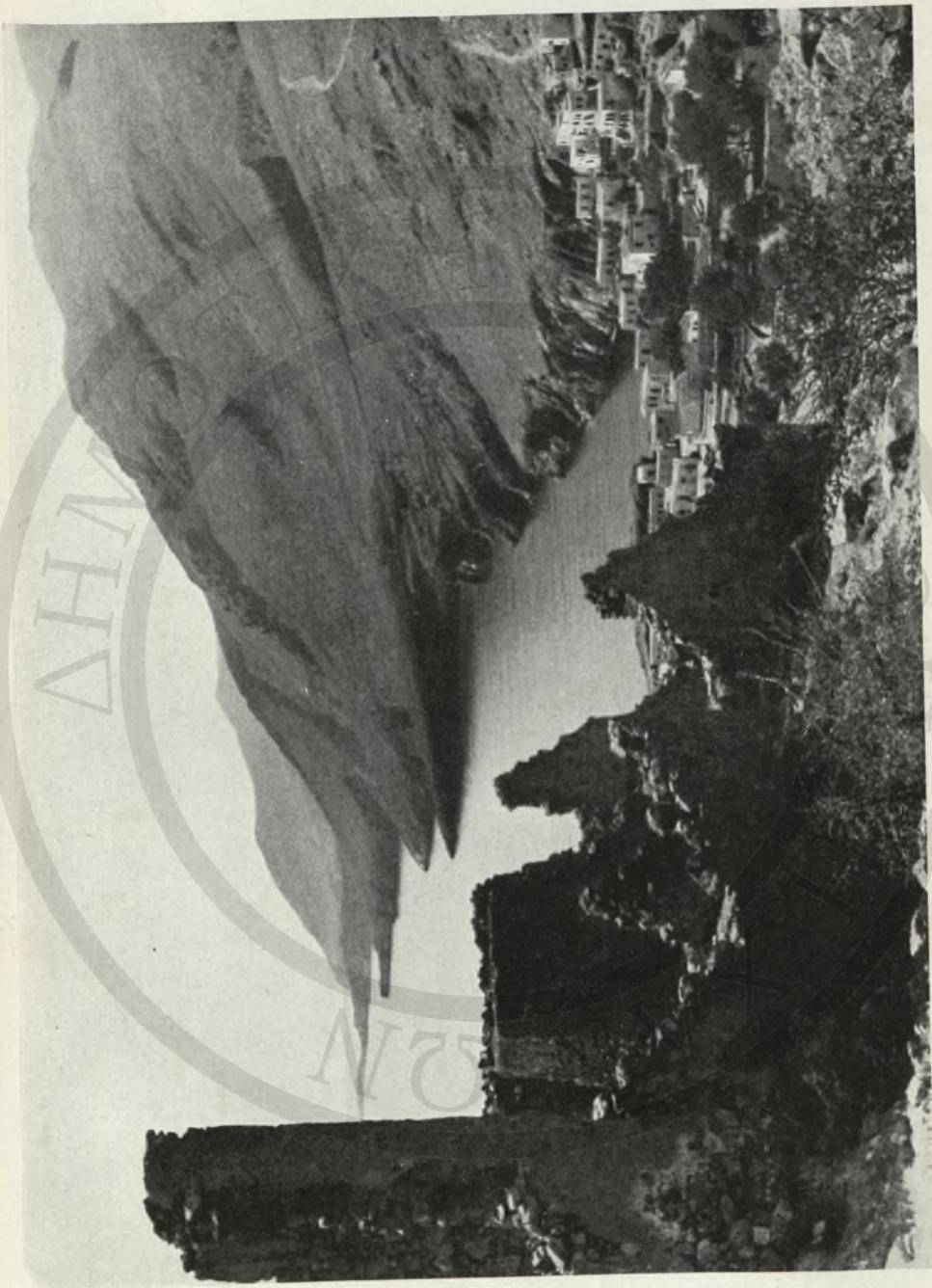
59. Sfakia an der Südküste

Σφακία ἐπὶ τῆς νότιας παραλίας.

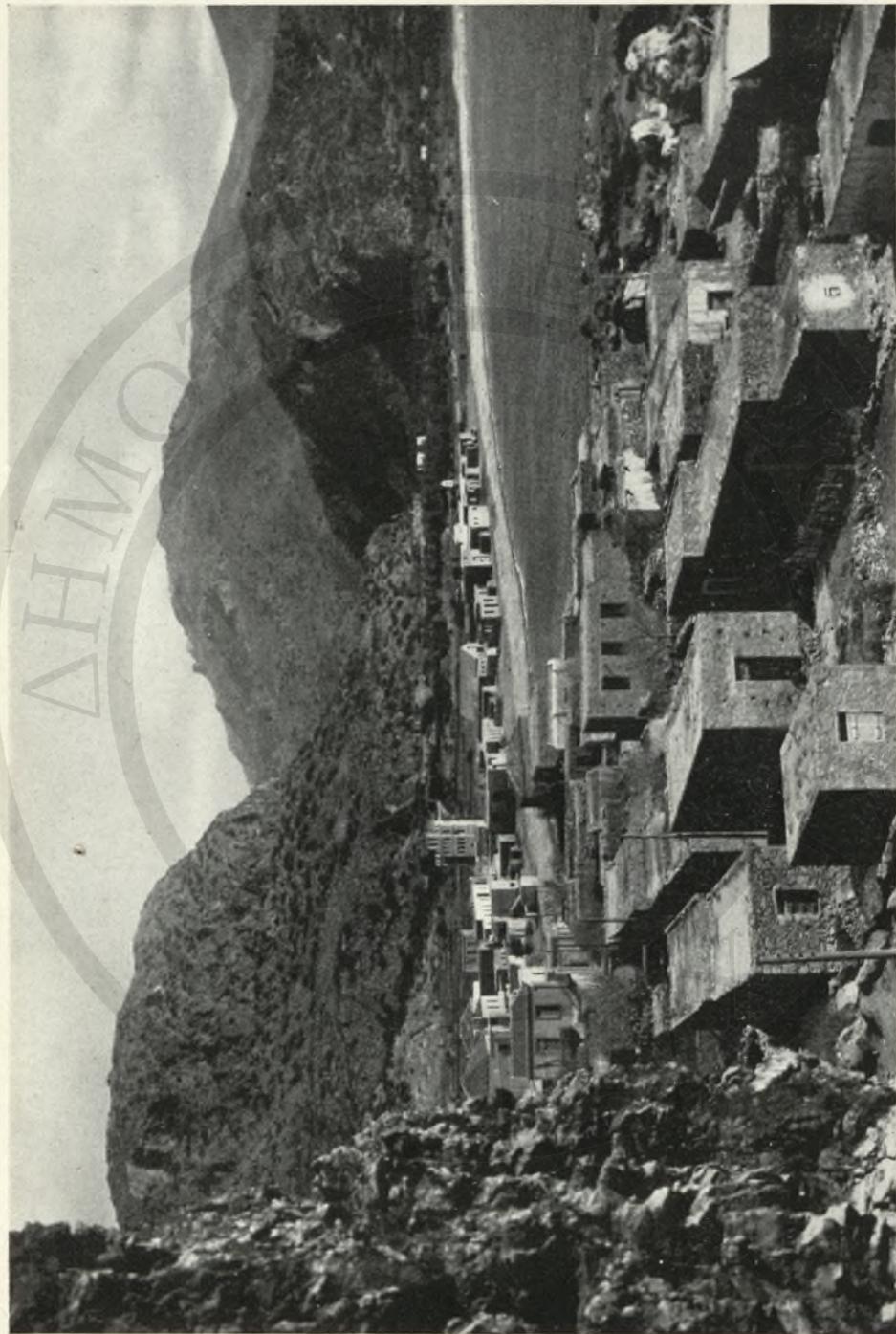


60. Sfakia, von dem die meisten Freiheitskämpfe gegen die Türken ihren Ausgang nahmen

Σφακία, από τα ελάχιστα χωριά σε ορεινά
 γέφυρες από βράχια. Έκτισαν τον τόπο τους



61. Blick auf Sfakia!
Koray's Lymanis



62. Paläochora im äußersten Südwesten der Insel

Παλαιόχωρα εἰς τὸ νότιο-δυτικώτατον ἀκρογώγιον τῆς Κρήτης.



63. Während der Regenzeit

Hand der Herren Frauen & Kinder bis beynah



А Норвегия Папагийн урван тоо Тунангийн
64. Дие Сидкюсте им Моргенлихт

händler lächelt: „Wenn es auch kein Gemeindeauto ist, so können Sie trotzdem mitkommen“, und ich darf sogar vorne neben ihm Platz nehmen. Ich beglückwünsche ihn zu seinem ehrenden Beinamen; die Verdienste um seine Heimat müßten wirklich sehr groß sein, wenn er sich solcher Beliebtheit erfreue. Die Zeit, meint er, da er im politischen Leben eine Rolle gespielt habe, liege schon lang zurück, aber er tue noch immer, was er könne, für das seit jeher schwer heimgesuchte Kandanos; schon so viele Kämpfe seien um seinen Heimatort ausgefochten worden — klingt es nicht wie Klage aus seinen Worten? — bald sei es von den Türken, bald von den Aufständischen beherrscht, oftmals zerstört, meist nur notdürftig wieder aufgebaut worden.

Während unserer Unterhaltung sind wir schon tief in das Selinotenland hineingekommen, dessen Landschaft voll Eigenart und Abwechslung ist. Während sie mit ihren Felswänden und den bewaldeten Bergrücken in der Nähe der Küste noch deren rauhe Züge trägt, erscheint sie weiter im Innern in einer unbeschreiblichen Lieblichkeit. Junger, saftiggrüner Laubwald begleitet uns zu beiden Seiten der Straße, an der dann und wann eine alte Mühle in dem anheimelnden Schatten einer Pappel zum Verweilen einlädt; Bienengesumme, Vogelgezwitz und das liebliche Plätschern eines kleinen Baches sind die Musik, die die Natur zu einer solchen Rast beisteuert. Eine eigenartige Stimmung erfaßt mich, wenn ich in das herrliche Land des grünen Selino hineinblicke, unwillkürlich werden in meinem Gedächtnis Verse aus Liedern Eichendorffs, von des Wanderns Lust und Freude, lebendig, und wahrhaftig, ich wäre viel lieber durch das Tal des Wlithias nach Kandanos gegangen, um die Schönheiten dieses Bezirkes langsam zu genießen, als eilends auf dem Auto dahinzufahren.

Kandanos liegt in einer fruchtbaren Ebene, die vor allem der Ölbaum beherrscht, in der aber auch Wein gedeiht und Getreide gebaut wird. Wie blühend die Natur rings um Kandanos sein mag, dem Ort selbst sieht man es deutlich an, daß er sich immer noch nicht von den schweren Zeiten erholte, die er einst durchgemacht hat, von denen noch manches zerfallene Haus kündet, dessen Besitzer zu arm waren, um es wieder aufzubauen.

Das Auto des Laos hält vor der Ölmühle des Ortes, wo es mit Pirina beladen werden soll. Dann würde es weiterfahren, doch bis zu diesem Aufbruch nach Chania würden noch zwei oder drei Stunden vergehen. Laos lädt mich daher in sein Haus, wo uns zusammen mit einem Glas Rotwein aus den Gärten ein stärkender Imbiß geboten wird, und führt mich dann zu einer immergrünen Pappel, von der er mir schon während der Fahrt erzählt hat. Diese Pappel, die nahe bei einer ausgemauerten Quelle steht, scheint auf ein ansehnliches Alter zurückzublicken und gilt als eine Art Wahrzeichen von Kandanos. Daraufhin macht Laos mit mir einen Spaziergang zu einem befreundeten Imker, dem Kutsojannis, der etwa eine halbe Stunde weit von Kandanos eine große Anzahl Bienenstöcke besitzt; dort würde ich die Süßigkeit bekommen, die er mir in seinem Hause schuldiggeblieben sei. Der Honig, den uns Kutsojannis samt den Waben vorsetzt, scheint mir fast ebensogut zu sein wie der von Akrotiri, der auf Kreta als der beste gilt.

Ich dränge zur Rückkehr nach Kandanos, weil ich hoffe, daß das Auto schon längst beladen ist, aber Laos erklärt, daß wir uns nicht zu beeilen brauchten; er kenne schon seinen Stelios, der säße jetzt sicherlich irgendwo in einer Taverne, wenn er nicht gar schlafe. Auf keinen Fall aber würde er abfahren, solange sein Herr nicht zurück sei. In der Tat steht das Auto vollbeladen da, vom Fahrer aber

ist keine Spur zu sehen. Kaum nähern wir uns aber der Mühle, da kommt er eilends um eine Ecke gelaufen; er habe noch zu Hause nach dem Rechten sehen müssen. Ich bitte den Volksfreund von Kandanos, mich doch zu besuchen, wenn ihn sein Weg wieder einmal nach Chania führe. Dann geht es los nach dem Norden.

Noch lange geleitet uns das liebliche Lächeln der Landschaft von Selino; je mehr wir uns aber dem Bezirke Kissamu nähern, mit um so herberen Zügen blickt uns die Natur an. Sobald wir jedoch über die Ortschaft Kakerpetros, deren Name „schlechter Fels“ sprechend genug ist, hinaus sind, ist nichts mehr zu sehen von blühenden Wiesen und schattigen Hainen, kahle, höchstens mit Heidekraut bewachsene Flächen ziehen sich entlang der Straße, in einiger Entfernung zur Rechten begleitet uns eine lange Kette von Steilwänden. Sie haben eine eigenartig dunkelgraue, fast bläuliche Färbung, die mir besonders auffällt, weil ich noch das helle Grau der Weißen Berge in Erinnerung habe. Die Aussicht ist durch lange Zeit verdeckt, obwohl wir in ziemlicher Höhe dahinfahren. Da bietet sich in einer Kurve ganz unerwartet ein herrlicher Blick, hinüber auf die Bucht von Kissamu mit den Häusern von Kastelli, das gleich dem Kastelli an der Südküste seinen Namen den Venetianern dankt, welche die auf dem Boden des antiken Kissamos gelegene Stadt im 16. Jahrhundert befestigten. Doch kaum habe ich so richtig hingeblickt, ist das Bild auch schon wieder verschwunden, so daß ich fast glauben könnte, nur eine Fata Morgana gesehen zu haben. In Wukolies, das wir nach einer kurvenreichen Abfahrt in die beginnende Ebene erreicht haben, muß der Fahrer anhalten, denn es hat ihm sein Kubaros, sein Gevatter, der zufällig auf der Straße ist, gewinkt. Er will mitkommen, er hat ein Schaf nach Chania zu bringen. Während er in sein Haus läuft, um das Tier zu holen, sagt der Fahrer zu

mir: „Er macht mir immer den größten Spaß, wenn ich hier durchfahre. Jedesmal hat er etwas anderes auf dem Herzen. Unlängst mußte ich ihm ein Faß Wein mitnehmen. Aber glaubst du, er hätte ihn mich auch nur kosten lassen, dieser alte Geizhals? Das nächstemal werde ich ihn einfach nicht sehen, auch wenn er mitten auf der Straße stehen sollte.“ Nach dieser Offenheit, die mir beweist, daß die mitteilungsbedürftigen Chauffeursseelen sich in allen Ländern gleichen, verspreche ich ihm, ihn in Chania entschädigen zu wollen für das Gläschen, das ihm sein Kubaros noch schulde. Inzwischen ist dieser zurückgekommen und klettert mit einer Behendigkeit auf das Auto, die man seinem Alter kaum zutrauen würde. Indem er sich mit seinem Schafe in der Pirina niederläßt, ruft er mit krächzender Stimme: „Chade, trawa — los, fahr zu!“ Der Fahrer hat nur darauf gewartet, und es kommt mir vor, als beschleunige er sein Tempo, um die unliebsame Belastung wieder loszuwerden. Wie im Fluge nähern wir uns der Küste, von der das Blau der Bucht von Kolimwari herüberglitzert; auf der Halbinsel von Rhodopu sind ein paar Häuser des gleichnamigen Ortes zu sehen. Doch wir kehren diesem felsigen Vorgebirge den Rücken und fahren über das kleine Dörfchen Malemes weiter in östlicher Richtung. Ständig geht es der Küste entlang, oft so nahe am Meere, daß das Geräusch der brandenden Wellen mit dem Lärm unseres Motors in eins verhallt.

Bald hinter Malemes sieht man, wie sich zu dem dunklen, kahlen Felsen, der schon längere Zeit vom Meer herüberstarrt, ein viel kleinerer auf dem Lande gesellt, der jedoch mit hellen Häusern besetzt ist. Der eine ist die Insel Theodoru, die keine menschliche Behausung trägt, sondern nur Tieren, Kaninchen und Wildziegen in Höhlen eine Zufluchtsstätte vor den Geiern gewährt, der andere erhebt sich mitten in der reizenden Ortschaft Platantias, die durch

ihre schattigen Weinlauben einladend wirkt. Bald sehen wir noch andere Felsen, rotbraun leuchten sie im Lichte der sinkenden Sonne. Es sind die Felsen von Akrotiri, die uns die Nähe der Hauptstadt künden. Sie wird mich von neuem mit ihren Reizen bezaubern, nach der Zeit, die ich sie nicht gesehen habe; sicherlich aber werden die ersten Freunde, die mir begegnen, stehenbleiben, mich etwas vorwurfsvoll ansehen und sagen: „Dir muß es gut gefallen haben da droben bei den Hirten, daß du so lange ausbliebst; und wir glaubten schon, dich zu einem Chanioten gemacht zu haben, ehe du in die Berge zogst.“

URALTER ABERGLAUBE UND GLAUBE

Neujahrstag! Ein stürmischer Nordwest hat sich in der Silvesternacht erhoben. In hohen Wellen peitscht das Meer gegen die felsigen Klippen, und sein Tosen raubt den Bewohnern der nahen Häuser den Schlaf. Erst gegen Morgen wird der Wind schwächer, noch immer aber ist das Meer aufgewühlt und hat sein tiefes Blau gegen ein schmutziges Grün vertauscht. Nur langsam durchbrechen ein paar zaghafte Sonnenstrahlen den umwölkten Morgenhimmel. Ich bin von einem befreundeten Rechtsanwalt zum Mittagessen geladen. Auf dem Wege dahin rufen mir Bekannte, denen ich begegne, ein freudiges „Chronia polla!“ zu — noch viele Jahre mögen dir beschert sein — jenen Wunsch, der, wohl auch sonst gebraucht, am Beginn eines neuen Jahres aber am sinnvollsten ausgesprochen wird. Man erwartet mich schon. Die Tafel ist mit duftenden Blumen geschmückt, die auch um diese Jahreszeit Kretas Gärten zieren. Während die Hausfrau in der Küche auserlesene Gerichte bereiten lassen hat, ist der Herr des Hauses stolz darauf, noch einen alten, besonders guten Wein aus Kissamo aufzutischen zu können. Eine Atmosphäre

der Freude und des Dankes darüber, wieder ein Neujahr erleben zu dürfen, durchdringt das ganze Haus, aber auch eines leisen Bangens vor der Zukunft. Am deutlichsten ist es der Hausfrau anzumerken, als sie nach dem Mahle ihrer Obliegenheit nachkommt, die Wasilopita, den Neujahrskuchen, zu zerschneiden. Nach uralter Sitte ist in ihm eine Silbermünze eingebacken. In wessen Stück sie sich findet, dem wird das Glück im kommenden Jahre besonders hold sein. Gespannt sind aller Augen auf die teilende Hand gerichtet, in der fast etwas wie ein leises Zögern zu erkennen ist. Nun ist der Kuchen geschnitten. Wem wird wohl Fortuna lächeln, indem sie ihm jetzt die Drachme schenkt? Wir beginnen das feine Backwerk zu essen, da — ich will es nicht glauben — muß ich sie in meinem Stück entdecken. Aus dem Munde aller übrigen schallt es mir: „Guri, guri“ zu, Glück, Glück wird es dir bringen. Ich muß das Geldstück mit den Kuchenresten, die sich nicht ganz entfernen lassen, in ein Stückchen Papier wickeln und an mich nehmen. Ich kann nicht recht glauben, daß hier blinder Zufall gewaltet hat, und wage zögernd meine Gedanken über eine wohlwollende Absicht vorzubringen, doch wird dies mit Entrüstung zurückgewiesen. Trotzdem behielt ich den Eindruck, daß dieses Schicksalsspiel nicht so ganz ohne Zutun meiner Gastgeber gelang. Wenn ich aber damit recht habe, dann ist dieser Zug wohl der Ausdruck vollkommenster Gastfreundlichkeit, die sogar das „Glück“, das ängstlich erstrebt im Hause bleiben soll, dem Gaste zuteilwerden läßt. O, dieses Wunder der kretischen Gastfreundschaft! Sie wohnt im Hause des Kaufmanns wie in der Hütte des armen Bergbauern, der für sich Chorta, Kräuter, sammelt, um dem Gaste sein Brot vorsetzen zu können. Immer noch gelten hier die Gebote, die Zeus Xenios, der gastliche Himmels-gott, den Sterblichen aufgetragen hat.

Gleich der Gastfreundschaft hat sich beim kretischen Volke auch sonst noch mancher Brauch, manche Sitte der Urväter erhalten. Als Inselbewohner, die vorwiegend von Landbau und Viehzucht leben, sind die Kretenser von den Auswirkungen überfeinerter Zivilisation fast unberührt geblieben. Ihr Leben ist daher in vieler Hinsicht noch sehr natürlich: So bekunden sie Lust und Leid, Freude und Trauer offen und stark, Ereignisse wie Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse schneiden noch tief in den Gang der Zeit ein, zerreißen den Alltag. Schließen zwei den Bund für das Leben, ist es nicht nur ein Freudenfest für die Familie, sondern eines für die ganze Gemeinde, zu dem man alles nur mögliche aufbietet und das oft einige Tage währt. Da wird dann nicht nur ein Schaf, sondern gleich ein ganzes Dutzend geschlachtet, reichlich fließt der Wein, laut und lang hallen die Lieder der Feiernden. Und wenn die Stimmung steigt, werden gern die Junggesellen in spitzen Madinaden verspottet; denn man läßt der Liebe noch den von Gott gegebenen Zweck: die Ehe; wer unverheiratet und kinderlos bleibt, steht nicht in allzu hoher Geltung auf Kreta. Bei den Alten, die an der Hochzeit teilnehmen, werden leicht Erinnerungen wach an andere solche Feste, die sie in ihrer Jugend miterlebt haben. Dann erzählen sie, daß damals — wie überall so auch dort: in der guten alten Zeit — der Aufwand viel größer gewesen und daß weit mehr gesungen und getanzt worden sei. Die Söhne der Insel wissen aber nicht nur zu feiern, sondern kennen auch den Schweiß und die Härte der Arbeit, obwohl sie sogar hier ihren besonderen Rhythmus haben und jedem hastigen Jagen abhold sind. Wer aber sieht, wie sie sich in den Städten und Dörfern, auf dem offenen Land, in den Bergen und auf dem Meer redlich um das oft kärgliche Brot mühen und dabei glücklich sind, der bekommt Achtung vor diesem Inselvolke.

Der Kretenser ist nicht leicht unterzukriegen, er ist vielmehr äußerst zäh und immer bereit, den Kampf aufzunehmen — mag er auch ungleich sein — und ihn oft mit blutiger Härte zu Ende zu kämpfen. Denn Scheu vor dem Tode kennt er nicht. Er ist sogar dann noch zuversichtlich und guten Mutes, wenn andere schon lange verzagen; „Gott ist groß“ und seine Hilfe versiegt nie. Es ist ein starkes, kindliches Vertrauen, mit dem er sich an seinen Herrgott wendet, der keinen im Stich läßt, und an die „Panagia“, die hilfreiche Mutter. Die Bewohner der Insel sind in der Regel tief religiös, mag es dem oberflächlich beobachtenden Fremden auch anders erscheinen. Mit ihrem echt südländischen Temperament nehmen sie ein Stück von dem Lärm und dem Leben der Straße in die Gotteshäuser hinein, in denen man vielleicht die feierliche Stille vermißt, die in unseren Kirchen herrscht; oder man kann auch Zeuge werden, wie ein Psaltis, ein Vorsänger, wenn ihm die Fortsetzung seines Textes entfallen ist, einfach erklärt: „Ich weiß nicht mehr weiter“, und die Umstehenden vergnügt in leises Gelächter ausbrechen. Das besagt aber nichts gegen ihren Glauben, dessen Verwurzeltheit sich schon in den zahlreichen Beteuerungen, Schwüren und Redensarten offenbart, in denen Gott, Christus und die Heiligen angerufen werden. Es ist das der Sprachgebrauch des gesamten Volkes, ohne Unterschied von Stand und Rang, und noch heute lebendig, im Gegensatz zu uns, wo Ähnliches vielfach einer vergangenen Zeit angehört.

Die Heiligen und ihre Verehrung spielen im religiösen Leben der Kretenser wie der orthodoxen Griechen überhaupt eine besondere Rolle. Bekanntlich werden im griechisch-orthodoxen Kultus heilige Männer und Frauen nie in Reliefs oder Statuen, sondern nur in gemalten Bildern dargestellt und angebetet. Man ist nun überrascht, wenn

man vor solchen Bildern in den Kirchen der Städte, der Dörfer und auch in einsamen Bergkapellen zahlreiche plastische Weihgeschenke aufgestellt sieht. Sie zeugen von dem Dank der Gläubigen, die in ihrer Not, wohl auf die Fürbitte dieser Heiligen hin, erhört worden sind. Eine besondere Art dieser „tasima“ genannten Weihegaben, zu denen man sich durch Gelübde verpflichtet, sind aus Wachs oder Metall geformte Darstellungen von Händen, Füßen, Augen und anderen Körperteilen, deren Heilung erfolgte. Oft werden auch Figuren von ganzen Kindern oder Tieren am Heiligenbilde aufgehängt.

Manchmal ist religiöser Glaube mit magischen Vorstellungen eng verbunden, Vorstellungen, wie sie im Volke von altersher lebendig sind. Das Christentum hat nämlich die abergläubischen Bräuche, mit denen man sich schon zu Homers Zeiten gegen die Mächte der Finsternis wandte, nicht vollständig auszumerzen vermocht und hat sie daher in ein anderes Gewand gekleidet. Da gibt es uralte Beschwörungsformeln, mit denen man Krankheit und Unheil von Mensch und Tier zu bannen versucht, Zaubersprüche gegen ein böses Auge, gegen Rotlauf und Schüttelfrost, gegen Schlucken und Nasenbluten, apotropäische Formeln gegen Läuse und Ameisen, zum Schutz von Schafen und Ziegen, von Gärten und Maulbeerbäumen. Alle diese Githeies oder Desies genannten Sprüche beginnen aber mit der Anrufung Gottes, Christi, der Panagia oder irgendeines Heiligen. Zudem muß der Beschwörende — sollen die Formeln ihre magische Kraft nicht verlieren —, während er sie dreimal heruntersagt, je nach dem besonderen Falle mit der Hand, einem Stein oder einem Stück Holz das Kreuzzeichen über den Kranken oder den zu beschwörenden Gegenstand machen. Bei den Desies — ihr Name kommt von deno, das soviel wie binden be-

deutet — werden vielfach Knoten in ein Tüchlein geknüpft, während man den Spruch hersagt.

Daß sich das Volk gegen Verschreien und bösen Blick zu schützen sucht, daß es also noch immer an unheilstiftende Dämonen glaubt, soll ein kleines Erlebnis bezeugen. Es war in Chania, im Hause eines mir bekannten Rosinenfabrikanten. Es herrschte Festtagsstimmung, weil die Hausfrau Geburtstag hatte. Schon waren zahlreiche Gratulanten aus dem Freundes- und Bekanntenkreis dagewesen, die meisten hatten sich aber nicht lange aufgehalten, sondern nur ein Gläschen Likör und den Geburtstags-Chalwas gekostet, eine auf türkische Art hauptsächlich aus Mandeln und Honig bereitete Süßigkeit. Die länger Bleibenden gesellten sich zu der lustig plaudernden Runde im Speisezimmer. Etwas verspätet kam eine vornehme Dame, es war die Schwester der Hausfrau, um zusammen mit ihrem dreijährigen Töchterchen, das nicht hatte zu Hause bleiben wollen, „Chronia Polla“ zu wünschen. Ich konnte mich nicht zurückhalten, ein paar Worte des Wohlgefallens über die Kleine zu äußern, die ebenso schön zu werden versprach wie die Mutter. Doch damit hatte ich Böses angestellt; Mutter und Tante fielen mir in höchster Angst ins Wort, ich solle doch so etwas nicht aussprechen, damit würde ich das Kindchen verschreien, zum Urheber von Krankheit und Unglück werden. Ich war fassungslos; als ob sie zustimme, nickte jedoch auch die kleine Bebitsa und spielte, verlegen über das Aufsehen, in dessen Mittelpunkt sie stand, mit ihrer Halskette, an der ein Chaimali, ein Amulett, baumelte. Wie andere ähnliche bestand es aus einem Stückchen Kohle, Fingernägeln und anderem Erprobten, die in ein Tuch genäht waren. Man pflegt solche Talismane nicht nur Kindern, sondern auch jungen Tieren umzubinden, um sie gegen den Einfluß böser Geister zu schützen. Manchmal hat man zu

diesen Zaubermitteln mehr Vertrauen als zu den Ärzten, von deren Kunst im allgemeinen nicht allzuviel gehalten zu werden scheint.

Vom Glauben beseelt, daß magische Kräfte in allen Bereichen des Lebens und der Umwelt wirksam sind, beachten die Kretenser noch streng die Gebräuche, die sich an gewisse Gegenstände des Hauses und Feldes, an Kräfte der Natur, an bestimmte Tage der Woche und an die Feste des Jahres knüpfen. Groß ist die Bedeutung des Wassers auf Kreta, wie in allen südlichen Ländern; nur wer es einmal in solch heißen Ländern entbehrt hat, kann seinen Wert ermessen. Er begreift dann auch, daß in einer Madinade ein Mädchen seiner Schönheit wegen als „kryo nero“, frisches Wasser, angesprochen wird. Man vermeidet es, mit einem leeren Krug in ein kretisches Haus zu treten; denn das ist von Unheil sowohl für das Haus als besonders für dessen Tochter, da ihr Bräutigam dann mit leeren Händen kommt. Man läßt daher den Krug vor der Türe stehen oder versucht, noch ein paar Tropfen auszuschütten, ehe man hineingeht.

Auch beim Brotbacken hält man sich an besondere Gebräuche. Der Sauerteig und das Mehlsieb sollen wohl behütet werden vor dem Sternenlicht. Bevor das Brot in den Ofen gegeben wird, pflegen die Frauen — so erzählte man mir — eine Handvoll Salz hineinzustreuen, dies schütze vor dem Einfluß böser Mächte, durch den das Brot mißraten könnte. Sind die Laibe eingelegt, dann hockt sich die Backende vor den Ofen, damit sie „aufgehen“. Dieser Hocksitz ist charakteristisch für die Kretenser, überall kann man sie in dieser Stellung antreffen, vor ihren Häusern auf den Dörfern und am Marktplatz in den Städten. Vor allem sind es die Angehörigen der niederen Stände, die den Hocksitz gerne einnehmen; gleich den Orientalen vermögen sie stundenlang so zu verweilen.

Mit dem Wasser, das die Frauen zum Reinigen des Backtroges benützen, pflegen sie sich auch zu waschen, da es die Schönheit fördere. Dagegen vermeidet man es, die Seife aus eines anderen Hand zu nehmen, nachdem er sich gewaschen hat, das führe ganz sicher zu Zwistigkeiten. Besonders aber sollten sich die Mädchen hüten, ihrem Geliebten, der sich zu waschen oder zu frisieren wünsche, Seife, Kamm oder Spiegel von Hand zu Hand zu geben, wenn sie nicht einen Streit heraufbeschwören und seine Liebe verlieren wollen.

Während das Verschütten von Wein Glück bedeutet, treffe Unglück den, der Raki oder Öl ausgieße. Als Glückszeichen gilt auch ein schwarzes Huhn, dagegen verheißt die weiße Henne Unglück für die Herden des Hauses. Kräht die Henne ähnlich einem Hahn, dann sterbe jemand aus der Verwandtschaft. Auch eine Fleischfliege, die im Hause herumbrummt, verkünde Krankheit oder Tod. Betritt ein Huhn das Haus und schlägt es mit den Flügeln, dann sei ein Gast zu erwarten; umkreist es einen Jäger, so werde ihm das Jagdglück hold sein.

Nicht jeder Wochentag sei gleich günstig für die verschiedenen Arbeiten des Hauses. Als Unglückstag im allgemeinen gilt der Dienstag. Mittwoch und Freitag unterlasse man das Brotbacken und Säen von Hülsenfrüchten, die sich dann nicht weichkochen ließen; wer vorwärtskommen wolle im Leben, der vermeide es, sich an diesen Tagen die Fingernägel zu schneiden. Beim Viehverkauf am Montag, Donnerstag oder Samstag behalte man ein paar Haare sowie den Strick, an dem das verkaufte Tier angebunden war, für sich zurück.

Auch den verschiedenen Festen des Jahres sind eigene Gebräuche eigen. Wie überall und vor allem im Süden, so ist auch auf Kreta die Faschingszeit erfüllt mit Lustbarkeit und Vergnügen. In den Häusern werden bald da, bald

dort kleine Maskenfeste abgehalten, die keine lange Vorbereitung verlangen. Doch nicht nur auf das Heim beschränkt sich die Faschingsfreude, sie dringt auch hinaus auf die Straße. Da sind es besonders die Kinder, die auf ihre Art Karneval feiern. Sie haben sich aus Holz, alten Kleidern und sonstigem Firlefanz ein Ungetüm zurechtgemacht. Es sieht so aus wie ein Kamel und wird von den Stärkeren durch die Straßen gezogen, während die übrige Schar unter viel Lärm und Gejauchze hinterhertollt. Wenn die Dunkelheit einbricht, ist die Zeit für die Maskerade der Jungen gekommen. In bunten Kostümen und mit maskierten Gesichtern ziehen sie singend und musizierend dahin. Meistens sind es lauter Mädchen, wenngleich sich manche von ihnen als elegante Herren zurechtgeputzt haben. Kommt ihnen jemand entgegen, sperren sie ihm tanzend den Weg. Und wie sie sich da drehen, mag die Straße noch so holprig sein! Da haben sie gerade Giorgo, einen hübschen Burschen, umringt, und eh er sich's versieht, ist er von einer der Masken geküßt und gleich darauf von einer anderen. Im Karneval können sie sich manches erlauben, was sonst der Anstand einem kretischen Mädchen verbietet, sogar einen Fremden zu küssen, und wahrlich in anderer Stimmung als zu Ostern, wenn man sich nach der Auferstehungsfeier den Friedenskuß gibt. Aber morgen schon werden sie den Giorgo wieder kaum anblicken, sollte er ihnen zufällig auf der Straße begegnen. Schon wegen der stets wachsamen Augen der Eltern, die meist für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Herzensangelegenheiten der Kinder zu regeln. Sie haben das gewichtigste Wort zu sprechen, und oft treffen sie die Wahl, wenn es gilt, dem Kinde den Gefährten fürs Leben zu finden.

Ist es da so verwunderlich, wenn sich die junge Kretenserin den Moiren überantwortet, jenen zauberhaften Wesen,

die über das Schicksal entscheiden? Glaubt man schon ganz im allgemeinen, daß die Moiren das Leben bestimmen, so mißt man ihnen besonders in Angelegenheiten von Heiraten schwerstes Gewicht zu. Das zeigt sich in zahlreichen Wünschen und sprichwörtlichen Wendungen, in denen Moira fast soviel wie Heirat bedeutet. Ja, die Moiren sind es, von denen das Glück in der Ehe abhängt. An sie wenden sich die Unverheirateten, wenn sie etwas über Namen und Stand ihrer Zukünftigen erfahren wollen, und ihnen vertrauen, wenn das alte Jahr zu Ende geht, sich die Mädchen — aber oft auch Burschen — an, jene mit folgendem Spruche:

Kalenderanfang Januar,
goldenschöner immerdar.
Wenn bald du nach Ägypten ziehst,
und dort der Moiren Moiren siehst,
die sich baden, die sich kämmen —
siehst du dann auch die Moire mein,
gebadet und gekämmt gar fein
wie ein goldnes Püpplein:
will sehen kommen sie, ihr sag',
daß sie mir sprech', wenn ich sie frag',
und ich von meinem Zukünftigen träumen mag.

Mit einem ähnlichen Spruch ruft man auch den hl. Theodor an, damit er als Sendbote zu den Moiren diene, und im Ostteil der Insel soll man sich den hl. Johannes, den Vorläufer, zum Fürsprecher bei den Schicksalsgöttinnen nehmen. Mit seinem Feste am 24. Juni, das ein Freudentag inmitten der sommerlichen Arbeit auf den Dörfern ist, verbindet sich überhaupt allerlei uralter Aberglaube. Der Heilige hat denn auch den Beinamen Klidonas, der auf das altgriechische „kledon“ zurückgeht, das sich in der Bedeutung Vorzeichen, Vorbedeutung schon bei

Homer findet. Das Volk freilich weiß seinen Namen anders zu deuten, es bringt ihn in Zusammenhang mit „kleidono“ — schließen und „xekleidono“ — öffnen; der Mund des Zacharias, des Vaters des Johannes, soll nämlich geschlossen gewesen sein und sich erst bei der Geburt des Johannes geöffnet haben. Die Tätigkeit des Öffnens und Schließens spielt daher auch bei den an diesem Tage angestellten Orakeln eine besondere Rolle. Schon der Vorabend ist erfüllt mit allerlei Bräuchen und festlicher Freude. Gleich unseren Sonnwendfeuern leuchten da auf den Feldern die Funares auf, Feuer, die man aus Strohhäufen oder dünnen Ästen entzündet hat. Nach des Volkes Glauben stellen sie das Feuer dar, das Elisabeth anzündete, als sie Johannes gebar. Sobald es dann dunkel geworden ist, huschen zwei Mädchen, die denselben Namen tragen sollen, mit einem Krug zum Brunnen des Dorfes, um das „amilito nero“, das unbesprochene Wasser, zu holen. Sie gehen hintereinander, kein Wort darf ihrem Munde entgleiten, sonst würde das Wasser seine magische Kraft verlieren und sie müßten umkehren und frisches holen. Oft kostet sie das große Überwindung, wenn die Burschen des Dorfes ihren Gang entdeckt haben und sie durch allerlei Neckereien zum Sprechen bringen wollen. Ist es den Mädchen geglückt, sich in den Besitz unbesprochenen Wassers zu setzen, dann tragen sie es in das Haus, in dem der Klidonas — so bezeichnet man auch das Orakel — stattfinden soll. In einem geräumigen Zimmer oder in der Halle scharen sich alle, die über ihren Zukünftigen etwas erfahren wollen, um den Krug mit Wasser, vor dem ein erstgeborenes Mädchen, Maria mit Namen und noch vor der Pubertät stehend, mit gekreuzten Beinen sitzt. Jede und jeder von den Anwesenden hat sein Klidoniko, einen für den Krug bestimmten Gegenstand — in der Regel sind es Früchte —, mitgebracht und durch irgendein Zeichen

kenntlich gemacht. Während nun mit dem Gesang von Madinaden begonnen wird, legt das kindhafte Mädchen vor dem Krüge bei jedem Distichon ein Klidoniko in den Wasserkrug. Sind sie alle drinnen, wird dieser „geschlossen“, indem man ihn mit einem roten Tuch bedeckt und darauf einen Schlüssel legt. So stellt man ihn ins Freie und läßt ihn während der Nacht vom Mondlicht bescheinen. Noch vor Sonnenaufgang des kommenden Tages wird er wieder ins Zimmer getragen. Im Laufe des Morgens wird dann der Klidonas „geöffnet“. Das kindhafte Mädchen, das sich wieder vor den Krug gesetzt hat, nimmt nun unter dem Gesang der Anwesenden wieder die Klidonika heraus, und zwar so, daß der Besitzer des entnommenen Gegenstandes jeweils die nächste Madinade zu singen hat. Aus dem Inhalt des Distichons ersieht man eine Andeutung des künftigen Schicksals. Sowohl beim Hineingeben als auch beim Herausnehmen der Klidonika achten die Mädchen darauf, ob vor und nach ihnen ein Bursche gekommen ist. Trifft dies zu und haben beide den gleichen Namen, so ist dies auch der Name des künftigen Ehemannes.

Neben diesem Krugorakel suchen die jungen Leute auch noch durch andere magische Gebräuche, teils an demselben Tage, teils zu anderen Festen, einen Blick in die Zukunft zu tun. So lassen die jungverheirateten Frauen einen Sack voll frisch geernteter Gerste am Vorabend des Klidonasfestes im Hausflur stehen. Davon nehmen die Mädchen insgeheim — nur so ist der Zauber wirksam — ein paar Körner und gehen damit an einen Kreuzweg, wo sie die Körner in die Erde streuen und dabei den hl. Johannes anflehen, den ihnen zum Manne Bestimmten zu schicken, damit sie schon mit ihm zusammen ernten, was sie gesät. Bei einer Verlobung oder Hochzeit pflegt man Kufetta, das sind hausgemachte weiße Bonbons, zu verteilen. Sie

sollen, unter das Kopfkissen gelegt, bewirken, daß man vom künftigen Ehepartner träumt. Um etwas über die Vermögensverhältnisse des Mannes zu erfahren, legen die Mädchen drei Saubohnen, eine geschält, eine nur vom Faden befreit und die dritte ungeschält, unter den Kopfpolster. Beim Erwachen nehmen sie aufs Geratewohl eine heraus; ist es die geschälte, werde der Mann arm sein, ist es die ungeschälte, werde er reich sein, treffen sie die dritte, sei ihnen ein Witwer bestimmt.

Mit einer Schale voll Klidonaswasser und einem Spiegel pflegen die Neugierigen zu einem Brunnen zu gehen. Sie schütten das Wasser hinein und lassen die Sonnenstrahlen so auf den Spiegel fallen, daß sie auf das Brunnenwasser reflektiert werden. Dabei wenden sie sich mit einem Spruche an die Nereide, an die Quellnymphe, ihnen ihren Zukünftigen zu zeigen. Sei ihnen einer bestimmt, dann sähen sie ihn im Wasser, stürben sie aber unverheiratet, dann blicke ihnen ein Leichenzug aus dem Wasser entgegen. Die Nereiden, die auch Aneraides genannt werden, denkt man sich als wunderschöne Jungfern voll Fröhlichkeit und Lebenslust, die in weißen Gewändern des Nachts zu Bächen und Brunnen wandeln und dort ihre Wäsche waschen. Neben diesen harmlosen Wesen in den Brunnen sollen aber auch bössere Dämonen vor allem Berge und Höhlen bewohnen. Sie kämen zu gewissen Zeiten aus ihren Verstecken hervor, um ihre Possen mit den Menschen zu treiben. Sie hockten ihnen auf, prügelten sie, füllten ihnen den Ranzen mit Laub oder ließen den Inhalt ihrer Taschen zu Kohlen werden. Manchmal fände sich dann aber ein Schlaukopf, der wieder ihnen einen Streich spiele. So erzählt man sich auf dem Omalos und in den Bergen von Samaria von einem wackeren Hirten, zu dem, während er sich am Spieß etwas Fleisch briet, ein Katachanas, ein gefräßiger Vampir, gekommen sei

und ihn nach seinem Namen gefragt habe. Der gewitzigte Hirte habe geantwortet: „o kyriapatos mu“, was soviel heißt wie: „ich, der Herr selber“. Als nun der Unhold sich anschickte, ihm den Braten wegzunehmen und ihn darn selbst zu verschlingen, habe ihm der Hirte das heiße Fleisch ins Gesicht geschlagen, daß er geblendet davongelaufen sei. Von den anderen Dämonen gefragt, wer ihm dieses Leid angetan habe, wäre er auf seine Antwort „o kyriapatos mu“ zu seinem Schmerz nur noch ausgelacht worden. Der Katachanas wird auch Wrikolakas genannt, ein Wort, das auf die slavische Bezeichnung für Werwolf zurückgeht. Nach dem Volksglauben werden zu Wrikolaken alle, die ungetauft gestorben sind, ein gewaltsames Ende gefunden haben oder nicht ordnungsgemäß bestattet worden sind. Ein dem Katachanas verwandtes Wesen ist der Kalikantsaros, ein Dämon struppigen Aussehens, der in den zwölf Nächten zwischen Weihnacht und Theophanie sein Unwesen treibt.

Eine Erinnerung an die Schreckenszeit der Eroberung Kretas durch die arabischen Sarazenen lebt darin weiter, daß Unholde, die alte, im Boden verborgene Schätze hüten sollen, als Arapides bezeichnet werden. Unter Sarakini versteht man Dämonen, die in eisernem Panzer auf Pferden durch die Nacht reiten und jeden töten sollen, der sich nicht mit einem brennenden Span zur Wehr setze. Man meint, daß sie die Eingänge ihrer Höhlen gut gegen alle Eindringlinge bewachen. Vielfach endlich denkt man an keinen bestimmten Dämon mehr, der an diesem oder jenem Orte sein Unwesen treibe, sondern man hält beispielsweise einen Berg nur deshalb für verhext, weil von ihm viele abstürzen oder durch ihn sonst irgendwie zu Schaden kommen.

Doch begegnen auch solche immerhin schon halb aufgeklärte Vorstellungen öfters einem überlegenen Lächeln,

dem die Worte zu folgen pflegen: „Wie kann man so etwas noch glauben!“ Freilich neigen auf Kreta auch kühlere Verstandesmenschen recht leicht zum Glauben an Dämonen, wie der humorvolle kretische Schriftsteller Joannis Kondylakis in seinem köstlichen Buche „Als ich Lehrer war“ schildert: Da war ein ungeduldiger Liebhaber namens Nifon, der sich lange Zeit vergeblich bemühte, mit seiner angebeteten Asimo, einem Dienstmädchen bei einem alten Pensionisten, zusammenzukommen. Endlich nützt er am Weihnachtsabend die gute Gelegenheit, während der Hausherr in die Kirche geht, und schleicht zu seiner Geliebten in die Küche, um sich endlich und, wie er glaubt, ungestört dem Glück hingeben zu können. Allzufrüh jedoch kehrt Asimos Herr zurück, die Liebenden sind in Gefahr, entdeckt zu werden. Nifon, der unerkant davonkommen will, faucht und lärmt wie ein leibhaftiges Ungeheuer und braust auf allen Vieren aus dem Hause, daß der Alte entgeistert an der Türe Halt sucht, und auch die verblüffte Asimo weiß nicht mehr: der da entwich — war es ihr Nifon, oder am Ende doch ein Kalikantsaros? Wahrhaftig, so ist es in diesem Lande: die alten Bräuche und Vorstellungen sind wohl nicht alle und nicht überall gleich lebendig, im größeren Teil der Bevölkerung wurzelt der überkommene Glaube an magische Wesen und Kräfte aber noch fest und tief.

DES VOLKES STIMME IM LIED

Es ist wohl die üppige Natur mit der malerischen Pracht ihrer Erscheinungsformen, die den Kretenser zum Künstler macht, sein Farbensinn und seine Veranlagung zu formschöner Gestaltung wird aus der Landschaft dieser leuchtenden Insel geboren. Die dem Volk eigene

Begabung zur Malerei hat einst jene große Schule des byzantinischen Stils entstehen lassen, die ihren Sitz in der Kirche Agia Aikaterini im Chandax hatte, in der wohl Domenikos Theotokopulos seinen ersten Unterricht in der Pinselführung genossen hat; in den Bildern dieses unter dem Namen El Greco berühmten Meisters aus dem 16. Jahrhundert vereinigt sich venetianischer Farbenklang mit griechisch-byzantinischer Geistigkeit und mystischer Verklärtheit, die aus der Religiosität seiner zweiten Heimat Spanien geboren scheint. Seine Malereien — die Kreuzigung und Auferstehung Christi, die Himmelfahrt Marias, der hl. Petrus, der Kardinal Tavera, um nur einige zu nennen — lassen uns mehr von dem Geiste der Epoche ahnen, als Bände erzählen könnten.

Was immer der Kretenser denkt und spricht, wird ihm zum farbenprächtigen Bilde. Das Bild aber gehört zum Wesen der Dichtung. Im dichterischen Schaffen des Inselvolkes, das zuzeiten eine hohe Blüte erreicht hat, offenbart sich sein reiches Gemüt und seine empfindliche Seele. Nach dem Fall von Konstantinopel war es dieser Insel beschieden, zum geistigen Mittelpunkt des neuen Griechentums zu werden, die erste Periode der Wiedergeburt von griechischer Bildung und Literatur in den beiden folgenden Jahrhunderten hat ihr Zentrum auf Kreta.

Zuweilen trifft man auf kretische Dorfbewohner, die Hunderte von Versen, sogar auf manche, die, wie der Historiker Joannis Murellos berichtet, den ganzen „Eroto-kritos“, ein romantisches heimisches Epos aus dem 16. Jahrhundert, auswendig herzusagen vermögen. Es gibt aber wohl keinen Kretenser, dem nicht wenigstens die Anfangsverse dieser Dichtung im Gedächtnis haften, etwa so wie jedem Gymnasiasten der Anfang der Ilias. Nun hält freilich der „Eroto-kritos“ einem Vergleich mit Homer nicht stand, wengleich seinem Dichter das

jonische Epos als Vorbild vorgeschwebt haben mag, worauf die Einführung der griechischen Götter, die Entlehnung antiker Namen und nicht zuletzt die Gleichnisse, die sich würdig an die Seite der homerischen reihen, hindeuten.

Der Inhalt des „Erotokritos“ unterscheidet sich kaum von der üblichen Handlung der Ritterromane des Mittelalters, das Hauptmotiv kehrt immer wieder in den höfischen Epen: Es ist die Liebe des Untergebenen, in unserem Falle des Erotokritos, dessen Vater Pesostratos erster Ratsherr am Hofe von Athen ist, zur Tochter des Königs, zu Aretusa. Der König schenkt jedoch der Werbung des jungen Mannes kein Gehör, verweist ihn vielmehr des Landes und läßt sein eigenes Kind in den Kerker werfen. Die Macht der Liebe ist aber stärker. Der verbannte Erotokritos vollbringt auf seinen Reisen durch die Welt kühne Heldentaten, siegt in Turnieren und rettet zuletzt auch das Leben des Vaters seiner Aretusa. Damit ist dessen Widerstand überwunden und der Vereinigung der Liebenden steht nichts mehr im Wege.

Warum wohl gerade dieses Epos, dem eine ganze Anzahl anderer großer Dichtungen aus der gleichen Epoche zur Seite steht, Gemeingut des kretischen Volkes geworden ist? Es erscheint dies um so eigenartiger, als sein Dichter, Vitsentzos Kornaros, gar kein Grieche war, sondern aus einer hellenisierten venetianischen Familie stammte. Er muß aber die Seele des kretischen Volkes sehr gut gekannt haben oder, was richtiger ist, er muß selbst schon ganz zum Kretenser geworden sein, ein Prozeß, der sich so oft in der kretischen Geschichte wie überhaupt in der Geschichte wiederholt: die Eroberer, die als Herren in das Land kommen, werden vom autochthonen Volkstum aufgesogen. Im „Erotokritos“ scheint es zunächst der lyrische Grundton zu sein, der, wie fast allen Dichtungen der

Neugriechen so auch diesem Epos eigen, besonderen Widerhall im Herzen des Inselvolkes fand. Es gibt nicht wenige Teile des „Erotokritos“, die wie kretische Volkslieder anmuten. Was den Kretenser sonst noch an dieser Dichtung anziehen mochte, sind die Menschen, die hier dargestellt werden und deren Gefühlsentwicklung die Handlung in den Hintergrund treten läßt. Es sind Menschen aus Fleisch und Blut, Menschen echter kretischer Prägung, fast ganz ohne das Schablonenhafte der Gestalten sonst in Ritterromanen. Da ist der wagemutige Erotokritos, der Held der Dichtung, er ist so richtig das, was die Kretenser mit Pallikari bezeichnen: ein jugendlicher Prachtkerl, der nicht nur durch sein stattliches Aussehen glänzt, sondern auch durch seine Taten alle übrigen überragt und für seinen König mit ritterlichem Mut und Standhaftigkeit eintritt. Polydoros verkörpert die unbedingte Freundestreue, er ist der Philos, wie es keinen besseren gibt. Und schließlich Aretusa; sie ist das züchtige kretische Mädchen, wie man es noch heute in den Dörfern der Insel trifft, und deshalb ist sie zum Inbegriff der Kretenserin geworden, mit ihrer innigen Liebe im Herzen und einem Hauch von Schwermut. Nicht zuletzt mögen zur Beliebtheit des Epos auch die gelegentlich eingestreuten lehrhaften Reden sprichwörtlichen Charakters beigetragen haben. Sie begegnen immer wieder in der kretischen Dichtung und sind ein Stückchen der Lebensweisheit des Volkes.

Der „Erotokritos“ trägt Züge sehr verschiedener Kulturen in sich, doch hat es der Dichter verstanden, klassische, romanische, byzantinisch-orientalische und volkgriechische Elemente zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen und die Dichtung so zu einem treuen Abbild der kretischen Kultur zu machen, in der alle diese Ströme zusammenfließen. Durch den volkstüm-

lichen Ton, auf den er das Epos abstimmt, hat er zwar, wie Karl Dieterich in seiner Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur betont, den pädagogischen Zweck, die Kretenser zur Vasallentreue dem venetianischen Herrn gegenüber zu erziehen, nicht erreicht, doch ist sein poetischer Zweck vollends erfüllt: der „Eroto-kritos“ lebt fort im kretischen Volk durch die Jahrhunderte.

In der dramatischen Dichtung dieser Epoche ragen zwei Schöpfungen Kretas besonders hervor: „Das Opfer des Abraham“, die dramatische Bearbeitung eines romanischen Mysterienspiels — nach Legrand, dem vorzüglichen Kenner der neugriechischen Literatur, stammt es aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem Griechen Xanthudidis wird es allerdings erst hundert Jahre später angesetzt —, und das um 1600 gedichtete Liebesdrama „Erophile“ des Georgios Chortatsis aus Rethymnon, ein Werk, dem neben anderen vor allem die Schauertragödie „Orbecche“ des Italieners Giral-di zugrundeliegt. Das Mysterienspiel ist eine tiefempfundenere Darstellung des biblischen Stoffes aus der Genesis, angefangen von der Erweckung Abrahams durch den Engel und die Verkündigung des göttlichen Geheißes, seinen Sohn Isaak zu opfern, über die rührende Abschiedsszene im väterlichen Haus, den Gang und die Vorbereitungen zum Opfer bis zu der wunderbaren Errettung und dem Dankgebet zu Gott. Dabei hat es der unbekannte Dichter verstanden, der Handlung hohe dramatische Kraft zu verleihen und aus tiefem menschlichem Empfinden prächtige Seelengemälde zu entwerfen. Unter den Gestalten ragen der gottergebene Abraham und Sarah mit ihrer Mutterliebe besonders hervor, alles Vorzüge, durch die sich das kretische Spiel vor seinen italienischen und französischen Vorgängern auszeichnet.

Für den Rang dieses Mysterienspiels mag noch die Tatsache sprechen, daß es in der holländischen Übersetzung von Hesselring im Jahre 1920 in Leyden zur Aufführung gelangte und oft gespielt werden konnte.

Während das „Opfer des Abraham“ ein Familienbild von besonderer Innigkeit darstellt, ist das Drama des Chortatsis völlig auf das Schaurige abgestimmt. Es ist die tragische Geschichte der Liebe Erophiles und Panaretos'. Sie ist die Tochter des Königs Philogenos von Memphis, der durch die Ermordung seines Bruders und zweier Neffen auf den Thron gekommen ist. Panaretos ist ein Königssohn, der nach dem Tode seines Vaters Thrasy-machos in einer Schlacht gegen Philogenos diesem in früher Jugend in die Hände gefallen, von ihm aufgezogen und wegen seiner Tapferkeit später sogar zum Führer der Streitmächte gemacht worden ist. Wieder treffen wir auf das uns schon aus dem „Erotokritos“ bekannte Motiv; diesmal ist der Vater aber grausamer, er läßt den Geliebten der Tochter töten und der Entsetzten Herz und Hände vorsetzen. Nach einem langen Monolog erdolcht sie sich vor Gram, der König aber wird vom Chor der Dienerinnen seiner Tochter ermordet. Zum Abschluß erscheint der Geist des vom König ermordeten Bruders, der nun über den Toten triumphiert. Zwischen den Akten sind Intermedia eingestreut, die aber mit der Haupthandlung in keinem Zusammenhang stehen. In ihnen werden die Abenteuer Rinaldos im Zaubergarten der Armida besungen, die zu einem Kampf der Armida, Solimans und dreier Türken mit Rinaldo und Godfrey führen, durch dessen siegreiche Beendigung Godfrey in die Gewalt der Schlüssel von Jerusalem gelangt — ein Motiv, ganz aus dem Geiste der Kreuzfahrer geboren.

Wie verschieden auch die „Erophile“ von dem „Opfer des Abraham“ sein mag, so haben sie doch Gemeinsames

genug, in Grundzügen, die auch im „Erotokritos“ zu finden sind. Wieder läßt sich eine großartige Gefühlsanalyse der Charaktere feststellen; wieder ist ein lyrischer Ton da, der beim Drama des Rethymnioten mehr ins Elegische überfließt; beiden Stücken gleich ist auch die Verwendung von Motiven und Bildern aus der Volkspoesie — so tritt in beiden Charos, der personifizierte Tod der griechischen Volkslieder, in Erscheinung; schließlich sind beide Dichtungen gleich dem „Erotokritos“ voll von sentenzenhaften Versen über die Unbeständigkeit des Glücks und über die Vergänglichkeit alles Irdischen, Sentenzen, die heute noch, manchmal in etwas veränderter Form, im Munde des kretischen Volkes weiterleben.

Den Charakter der Volkstümlichkeit teilt auch noch eine weitere Dichtung Kretas, die ich hier als letzte erwähnen will, wengleich damit die Zahl der Werke aus der Blütezeit kretischer Poesie bei weitem nicht erschöpft ist. Es ist die „Woskopula“, die Geschichte eines Hirtenmädchens vom Dichter Nikolos Drimytinos, aus dem Jahre 1627. In einer zarten Natürlichkeit handelt das nur 476 Verse lange Gedicht in jambischen Elfsilblern von einem jungen Hirten, der sich in eine Schäferin verliebt. Das Mädchen wohnt in einer Felsenhöhle, wohin es den Hirten mitnimmt und wo die beiden glückliche Tage heimlicher Liebe verbringen, bis sie sich infolge der bevorstehenden Rückkehr des Vaters der Woskopula trennen müssen. Der scheidende Hirte verspricht seiner Schäferin, nach einem Monat wiederzukehren. Er wird aber durch eine Krankheit zurückgehalten, und als er erst nach zwei Monaten kommt, findet er einen schwarzgekleideten Alten vor der Höhle, von dem er erfährt, daß seine Tochter aus Gram gestorben sei. Nach bitterem Wehklagen zieht sich der Hirte mit einem Lamm, dem

einzigsten Andenken an seine Liebste, in die Einsamkeit zurück. Es liegt ein zarter Reiz über dieser Dichtung, die nichts von der Geziertheit und Unnatürlichkeit sonstiger Schäfergedichte besitzt, sondern echte kretische Bergluft atmet und schon ganz den Stil der Volksdichtung aufweist.

Man sagt gewöhnlich, auf Kreta hätte sich eine bedeutende Literatur entwickeln können, wenn nicht die 1669 einsetzende Herrschaft der Türken den Verfall der Dichtkunst und allgemeinen geistigen Niedergang bedingt hätte. Gegen diese Meinung erhebt sich die Frage, warum es unter der kaum weniger drückenden venetianischen Herrschaft möglich war, daß sich italienischer Geist mit griechischer Phantasie verband und eine so großartige Entfaltung der poetischen Kräfte hervorrief? Ohne Zweifel hat das türkische Joch dem kretischen Geiste zu enge Fesseln angelegt, als daß ein Genius sich zu wahrhafter Größe hätte erheben können; andererseits aber ist die Dichtung unter der Türkenzeit keineswegs vollständig verstummt. Es bringt eben nicht jedes Jahrhundert große Dichter hervor, und es ist verständlich, daß auf den Kulminationspunkt der Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts ein geistiges Wellental folgte. So ist in der folgenden Epoche die Kunstdichtung erlahmt; nicht erlahmt aber ist die Dichtung des Volkes auf Kreta, sie hat in steter Lebendigkeit die Fremdherrschaft von Jahrhunderten überdauert. Unerschöpflich scheint der Born zu sein, aus dem immer wieder frische Lieder quellen. Eine eifrige Sammlerin kretischer Volkspoesie, Maria Liudaki, sagt in ihrer Athener Ausgabe der kretischen Madinaden, daß sie fünf bis sechs Bände füllen könnte mit dem, was sie dem Munde des Volkes allein an Distichen abgelauscht hat.

Die Dichtung des Volkes ist ein sehr getreuer Spiegel

seines Denkens und Fühlens; in ihr tut sich kund, wie es lacht und weint, wie es liebt und haßt, wie es sich das Leben wünscht und wie es wirklich lebt: in ihr offenbart sich die Seele des Volkes. Nur was zutiefst gefühlt aus dem Innern quillt, pflanzt sich fort von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht. Kein Zufall darum, wenn wir in den kretensischen Balladen von grausigen Tagen der Türkenzeit hören, von dem Heldentod der Kämpfer von Arkadi, von der Schreckensherrschaft des Sakir Pascha — dieses Gedicht klingt in einen Hilfeschrei an den Thronfolger Konstantin aus — und von blutigen Aufständen, die mit wenig Mitteln und Waffen gemacht, jedoch von brennendem Mut getragen werden. In all diesen Dichtungen offenbart sich jene tiefe Liebe des Kretensers zu seinem Vaterlande, die ihn im Schmerz aufseufzen läßt, wenn es unter dem Joch fremder Herrschaft schmachtet, aus allen diesen Dichtungen strömt die unbändige Sehnsucht des Inselvolkes nach Freiheit. Bald wird sie offen ausgesagt, bald in kraftvollen Allegorien, wie in dem schmerz tiefen Bild vom Adler, den auf schneebedeckter Bergeshöhe der Frost erstarrte und der die Sonne anfleht, die Fessel des Eises von seinen Schwingen zu lösen. Alle diese Dichtungen bezeugen, wie wenig dem Kretenser das Leben gilt, wenn er es als Sklave führen muß; es für die Freiheit einzusetzen, ist ihm Ehre und Glück.

Obzwar die längeren Gedichte, die meistens ein geschichtliches Ereignis besingen, manchmal auch von einzelnen Sängern bei einem Feste oder an langen Winterabenden vorgetragen werden, sind sie doch vorwiegend für den Zug zu einem Panegyri, zu einer Festlichkeit, bestimmt. Da werden sie so rezitiert, daß ein Vorsänger mit je zwei Versen anhebt und die Menge diese nachsingt. Sie heißen darum auch „tragudia tsi stratas“, Lieder der

Straße, zum Unterschied von den „tragudia tsi tawlas“, den Tischliedern, kürzeren Liedern oft allegorischen Inhalts, die nur bei einem Glendi, bei einer Taufe oder Hochzeit, gesungen werden. Sie tragen ihren Namen von der „tawla“, einem provisorischen Tisch, der schnell aus irgendwelchen Brettern zurechtgezimmert und aufgeschlagen wird, wenn die vorhandenen stabilen Tische für die große Zahl der erschienenen Gäste nicht mehr ausreichen.

Das Leben auf dem kretischen Dorfe nimmt jahraus jahrein seinen gewohnten Lauf, und alles, was davon abweicht, wird als Besonderheit entweder angenehmer oder störender Art empfunden. Hier bietet sich nun allen jenen, die in sich ein poetisches Talent zu fühlen glauben, genügend Stoff zu satirischen Liedern, den sogenannten Rimes, mit denen sie, viel Lärm um nichts schlagend, die Dorfbewohner zum Lachen bringen. Oft mit außergewöhnlichem Witz wird da etwa ausgemalt, wie ein Hochzeitszug verunglückt ist, den man so schön vorbereitet hatte, oder ein Mädchen entführt wurde, in dessen Heirat der Vater nicht einwilligen wollte, oder auch zu welchen weittragenden Folgen das mangelhafte Können irgendeines Handwerkers führt. Ein beliebtes Thema bietet das Verenden eines Esels oder Maultieres, die ihres Alters wegen nicht mehr fähig waren, zu leisten, was der strenge Herr von ihnen verlangte. Wenn man bedenkt, daß die Kretenser Esel- und Pferdefleisch für ekelhaft, ja ungenießbar halten, kann man verstehen, wie sehr diejenigen, denen eine Portion des geschlachteten Esels zugedacht wird, zum Spott des ganzen Dorfes werden.

Als eine Sondergruppe heben sich aus der Vielzahl volkstümlicher Dichtungen die religiösen Lieder. Sie werden meist nur von einem kleineren Kreise von Frauen bekannt und in der Regel nicht gesungen, sondern rezitiert.

Ihren Inhalt bilden das Leiden und die Kreuzigung Christi sowie die Wunder, die von Heiligen in ihren Kirchen oder anderen Kultstätten, beispielsweise an Quellen, bewirkt wurden. Den Charakter des Frommen tragen auch die Moirologia, die Klagelieder, die von den Frauen an der Bahre eines Toten in einem dem traurigen Ereignis angemessenen Tone vorgetragen werden. Ihre Tradition reicht weit in das Altertum zurück. Ihr Vortrag wird immer wieder durch die Wehrufe „achi!“ und „egoï mu!“ unterbrochen, ist oft von heftigem Schlagen der Brust begleitet und zeichnet sich durch Leidenschaft und wilden Schmerz aus.

Der Erwähnung wert sind auch jene an altes Sagengut rührenden Lieder, die sich um die Gestalt des Charos reihen. In ihr lebt zwar dem Namen nach der Fährmann des Hades, Charon, weiter, sie gleicht aber ihrem Wesen nach mehr dem apokalyptischen Reiter. Diesen Liedern hat, wie überhaupt der neugriechischen Dichtung, Goethe besondere Beachtung geschenkt. Sie offenbaren weniger die dem Kretenser eigene Schwermut als vielmehr seine kriegerische Haltung, wohl ein Erbgut von den alten Dorern her. Der hochgewachsene junge Held, er scheut sich nicht und ruft dem Totengotte zu:

Charos, wenn du der Charos bist, das Herz hast
eines Helden,
dann komm und laß uns kämpfen denn, auf
eisernem Gelände.

Siebenmal wirft darauf der Recke den Charos zu Boden, erst in der achten Runde faßt ihn dieser beim Haar und zieht ihn in sein Reich hinab. In solchen Liedern scheint der Kretenser völlig gleichgültig gegen den Tod; es kennzeichnet diese Haltung, daß er dem, der ihm verkündet, sein Leben sei verwirkt, ins Gesicht schreit: „then pirasi“

— es macht nichts! Und er verzagt auch nicht im Reich des Charos, er beklagt nur, daß es dort unten nichts zum Feiern gebe, keine Mädchen, und was ihm noch mehr am Herzen liegt, ist, daß er seine Waffen nicht mehr gebrauchen könne.

Sind schon Lieder, die den Tod zum Gegenstand haben, voll Kraft und Unbändigkeit, so kommt die sich bisweilen zur Ausgelassenheit steigernde Lebenslust des kretischen Menschen erst recht zum Ausdruck in Dichtungen, die von der Liebe Freud und Leid, von Fest, Tanz und Hochzeit singen:

Wenn doch die Erde Stufen hätt', dazu der
Himmel Ringe,
daß Stuf' auf Stuf' ich setzt' den Fuß und fassen
könn't die Ringe;
ich stieg' den Himmel hoch und setzt' mich mit
gekreuzten Beinen;
wollt' rütteln gleich das Himmelszelt, daß
schwarz' Gewölk sich ballte,
daß Regen käm' und weißer Schnee und lautres
Goldgeschmeide:
der Schnee, er fall' auf Berges Höh'n, das
Wasser auf die Felder,
zur Türe der Herzliebsten mein das lautre
Goldgeschmeide.

Aber nicht immer klingt Liebesinbrunst, Kraft und Glück aus diesen Liedern, oft wird auch ein spöttischer, selbst-ironisierender Ton angeschlagen, der aus bitterer Erfahrung geboren ist. Doch stets sind sie, mögen sie von Freude oder Schmerz, von Liebe oder Tod singen, ausgezeichnet durch eine Fülle von herrlichen Bildern und Gleichnissen, in denen ihnen nur die Distichen gleichkommen.

Während die kretischen Volkslieder bei der Jugend immer mehr in Vergessenheit zu geraten beginnen und oft nur mehr von älteren, bisweilen des Lesens und Schreibens unkundigen Leuten gekannt werden, bleibt das kretische Distichon ewig jung. Distichen wurden und werden auf Kreta unaufhörlich geschaffen. Wie der Name sagt, handelt es sich um Zweizeiler, die in einem jambischen, dem sogenannten politischen Versmaß abgefaßt sind. Auf Kreta nennt man sie Madinaden, eine Bezeichnung, die aus dem italienischen „mattinata“ stammt und soviel wie Morgenständchen bedeutet.

Das Distichon ist aufs engste mit Musik und Tanz verbunden und wird in der Regel gesungen. Wenn bei einer Hochzeit der köstliche Rotwein der Gäste Herzen froh gemacht hat oder wenn sich an einem Festtage Burschen und Mädchen — nach kretischer Sitte zwar jede für sich, wie die minoischen Frauen und Männer in gesonderten Gruppen saßen beim Stierspiel — zu froher Unterhaltung zusammengefunden haben, dann ertönen beim Klange eines Saiteninstrumentes Zweizeiler, die an Schönheit und Inhalt würdig sind, Schöpfungen wirklicher Dichter an die Seite gestellt zu werden. Dann sucht es der eine dem anderen zuvorzutun, und durch rasches Improvisieren werden kleine Kämpfe ausgetragen, in denen noch etwas von den bukolischen Dichterwettstreiten des antiken Griechenland lebendig ist. Doch auch die Distichen selbst haben ihre Vorläufer, sie gehen zurück auf antike Volkslieder, vielleicht sogar noch auf minoische Zeit. Denn auch Musik und Tanz sind auf der Insel geboren und in jenen versunkenen Zeiten in vollendeter Kunst geübt worden. Um beide zu erlernen, ist der Sage nach Orpheus nach Kreta zu den Kureten gezogen, und die Spartaner haben Thaletes von Gortyn gerufen, damit er ihre Jugend in Chorgesang und gymnastischem Tanz unterweise. Er-

zählt nicht auch Homer, daß Hephaistos auf dem Schild des Achill einen kunstvollen Reigen schmiedete, von der Art, wie ihn Daidalos der Ariadne geschenkt hat? Der Reigentanz, begleitet von Mandolinemusik, und die Madinaden, unterbrochen von dem aus dem Herzen kommenden Wehrufe „aman! aman!“, sie gehören zusammen und sind untrennbar mit Kreta verbunden, wie der Psiloritis und die Weißen Berge.

Nicht immer müssen die Madinaden gesungen werden, oft werden sie nur zugerufen, manchmal beim Tanz leise ins Ohr geflüstert oder von einem verliebten Burschen beim nächtlichen Heimweg leise hingesummt. Stets aber ist jeder bedacht, eine Madinade nicht zweimal zu sagen, sonst glaubten die Mädchen, er wüßte keine andre. Der Inhalt der Distichen umfaßt alle Bereiche des Volkslebens. Da gibt es Zweizeiler auf Feste, Vorkommnisse des Tages und politische Ereignisse, in ihnen ist dem Volkswitz freier Lauf gelassen; andere wieder zeigen die philosophische Veranlagung des Kretensers, seine Bitterkeit:

Sobald dem Menschen Reichtum winkt,
sogleich sein Aug' erblindet;
ist's auch der Bruder sein, er dann
den Armen nicht mehr findet.

oder seine kühle Weltweisheit:

Wer, nach der Höhe strebend, steigt
auf andrer krummen Rücken,
wird Unrecht bald und Jammer nur
und schwarze Tag' erblicken.

Dann gibt es Madinaden, die den Schmerz und die Trauer um einen geliebten Toten zum Ausdruck bringen oder die Qual des Verlassenseins:

Wie groß die Leiden mein, kann ich
nicht sagen, ach!, dem Steine —
und auch der Stein zu mir nicht spricht,
drum sitz' ich denn und weine.

Wie nicht anders zu erwarten, finden sich auch Zweizeiler, die uns von der einzigartigen Natur der Insel künden, andere wieder werden als Zauberformeln bei Beschwörungen gebraucht oder als Begleitverse zur Arbeit gesungen; den größten Teil aber machen die von Eros beflügelten Madinaden aus. In ihnen spiegelt sich jene Lebenslust und Leidenschaft, die den Kretenser oft zu unvergleichlichen Bildern befeuert:

Werd' du Zitronenbaum im Feld,
ich Schnee auf Bergespitze,
auf daß ich schmelz' und tränkte dann
dir deine zarten Wipfel.

Oder kaum weniger ungestüm in den Versen:

So viel am Himmel Sterne stehn
und Blätter trägt die Erden,
küßt' ich dich gleich so oft zur Stund —
ich nimmer satt möcht' werden.

Den Himmel selbst und die Mutter Erde, jene große Mutter Erde, an die sich der kretische Mensch seit Uranfängen gewandt und die der Minoer zur Göttin erhoben, fleht er an in seiner Liebespein:

O Himmel du, o Vater mein,
o Mutter Erde, süße,
was Leid du andern gibst, ist nichts
gen meine Bitternisse.

Er liebt, die unfaßliche Schönheit der Geliebten läßt ihn stammeln:

Ich wundre mich, sooft du gehst —
daß nicht zum Blütenkranze
der Staub sich windet und der Berg,
vor solcher Schönheit Glanze.

Aber er bekennt auch seinen Wankelmuth in einer versöhnlichen Madinade:

Daß ich dich liebe, ich vergaß
und liebte eine andre;
doch jetzt, wo sich's mir offenbart,
zurück zu dir ich wandre.

Ich möchte die Proben kretischer Madinaden mit einem Distichon beschließen, das ganz einfach und schlicht ist, doch unvergleichlich schön von der Geliebten spricht:

Als deine Mutter dich gebar,
sank rasch die Sonne nieder,
gab ihre Strahlenschönheit dir,
stieg drauf zum Himmel wieder.

IN DEN STÄDTEN UND DÖRFERN DES NORDENS

„Ora kali!“ tönt es in mir noch nach, als wir mit unserem Autobus Chania schon weit hinter uns gelassen haben. Diesen Wunsch einer „guten Stunde“ hat mir einer der Händler vor der Markthalle der Hauptstadt zugerufen, als er mich reisefertig auf dem Platze stehen sah. Ich hatte ihm schon öfter ein paar Orangen abgenommen, so daß er mich recht gut kannte.

Der Autobus ist arg überfüllt, kaum daß ich noch einen Platz bekomme in dem bunten Gewimmel der Fahrgäste, die da unter und neben den Sitzen, und wo sich sonst ein Platz findet, ihre Habseligkeiten verstaut haben: schmutzige Ölkannen, alte Rosinenkisten, in denen weiß

Gott was verpackt ist, Getreidesäcke, ja sogar lebende Ziegen, denen sie die Beine gebunden haben, damit sie ruhig liegenbleiben. Ich komme neben einen jungen Mann zu sitzen, der mir durch einen für sein Alter ungewöhnlichen Bart auffällt. Er scheint großen Kummer zu haben und nicht zu Gesprächen aufgelegt zu sein. So viel kann ich allerdings aus ihm herausbringen, daß er aus Murnies, einem Dorfe in der Nähe von Chania, stammt und daß er sich den Bart zum Zeichen der Trauer wachsen lassen hat, weil sein Vater vor drei Wochen gestorben ist, nachdem nur wenige Monate vorher der Typhus seine Mutter hinweggerafft hatte. Er fährt zu seinem Onkel im Bezirk Apokorona, der ihm vorläufig Unterhalt gewähren wird. Ich habe aufrichtiges Mitleid mit diesem erst siebzehnjährigen Burschen, den das Schicksal so schwer getroffen hat, und will ihn daher nicht mehr durch lästige Fragen stören. Ob den anderen hier auch solches Leid bekannt ist? Sicherlich nicht, sonst würden sie nicht so laut lachen, wenn auch jeder von ihnen seine Alltagsnöte haben mag, über die sich der eine oder andere mit seinem Nachbarn unterhält.

Über dem Geschwätz zweier Frauen habe ich gar nicht gemerkt, daß wir schon lange an der Abzweigung nach dem wunderschön inmitten von Ölbäumen und Gärten gelegenen Kloster Chrysopigi vorbeigefahren sind und auch der Hafen von Suda schon hinter uns liegt; tief unten schimmert noch das Blau der gewaltigen Bucht, in die eben ein Segler einfährt. Langsam steigend, zwingt sich die Straße eine Weile durch die Felsen, doch sobald wir die Wand von Malaxa zur Rechten umfahren haben, geht es abwärts und der Flachküste entlang bis nach Kalywes. Malerisch liegt das kleine Dorf so nahe am Rande des Meeres, daß das Schilf des Ufers oft bis an die Hinterausgänge seiner Häuschen reicht. Während sich die Haupt-

straße am Ostausgang des Dörfchens über eine kleine Brücke nach Süden wendet, führt eine kleinere Abzweigung geradeaus nach Wamos. Das ist ein Ort, der einst in der Türkenzeit eine große Rolle gespielt hat. Er hieß damals Seraili köy, „Dorf mit dem Palaste“, weil sich dort ein Konak, ein prachtvolles Regierungsgebäude befand, in dem der türkische Gouverneur des Distriktes Sfakia seinen Sitz hatte. Heute ist von dem Palast keine Spur mehr zu sehen, er wurde in den Aufständen zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Raub der Flammen. Aber immer noch bietet Wamos mit seinen hellen, stattlichen Häusern einen freundlichen Anblick.

Unser Autobus fährt allerdings nicht nach Wamos, sondern ist südwärts abgebogen, in der Richtung nach Neochorio. Gleich lenken die gewaltigen Formen der Weißen Berge, die einige Zeit verdeckt waren, wieder die Blicke auf sich und fesseln uns, solange wir in südlicher Richtung dahinfahren. Zur Linken werden die Häuser von Armeni sichtbar, die sich zwischen dunklen Platanen enge an den terrassenförmigen Abhang schmiegen. Der Name des lieblichen Dörfchens, welchem sich noch einige andere, wie Armenochorio oder Armeniana, in den übrigen Teilen der Insel zugesellen, kündigt von jenen Zeiten im ausgehenden 10. Jahrhundert, in denen sich die armenischen Truppen, deren sich Nikiforos Fokas im Kampfe gegen die Araber bedient hatte, auf Kreta ansiedelten. Dieser siegreiche Feldherr und spätere Kaiser Ostroms hatte damals auch Slawen und Tsakonen in das Land gerufen, um mit ihnen die orthodoxe Bevölkerung der Insel aufzufüllen, die unter den Arabern in den vorhergegangenen Jahrzehnten dezimiert worden war, sofern sie sich nicht für den Glauben Allahs gewinnen ließ. Die Siedlungen jener freiwillig in das Land gekommenen Slawen wie auch der übrigen, die als Kriegsgefangene auf die Insel gebracht, zu

Sklavenarbeit verwendet, später jedoch freigelassen wurden, geben sich durch die Namen der Dörfer Sklawus, Sklawopula und Sklawerochori zu erkennen. Der Zustrom von Angehörigen fremder Völker kam aber keineswegs damals zum Abschluß, vielmehr nahmen noch einmal Slawen, Armenier, Juden und andere Orientalen ihre Zuflucht auf Kreta, als im 12. und 13. Jahrhundert die osmanischen Türken sich in Kleinasien ausbreiteten und der gewaltige Tamerlan seine Horden nach Europa führte. Dazu kommt noch, daß Kreta als Handelszentrum immer wieder Kaufleute aus dem Orient anlockte, die oft auf der Insel Fuß faßten.

Wir sind inzwischen nach Neochorio gekommen, einem stattlichen Dorf, dessen Hauptplatz von mächtigen, uralten Platanen überragt wird. In der Nähe eines Kafenions, hinter dem eine Holzbrücke über ein ausgetrocknetes Flußbett geschlagen ist, da die alte Steinbrücke weggerissen wurde, bleibt der Autobus stehen. Der Bursche mit dem Bart der Trauer steigt hier aus, er will nach dem Dorfe Ramni hinaus, das gleich Kares, Madaro, Zakistra und vielen anderen im Hügelland von Apokorona liegt. Als ich einmal einen Tag lang in diesem Gebiete herumwanderte, nahm ich mir vor, mich so schnell nicht wieder dort hinein zu begeben. Es reiht sich Rücken an Rücken und Tal an Tal, man glaubt sich genarrt, wenn man in der Ferne sein Ziel, ein paar kleine Häuser dieses oder jenes Dorfes, erblickt und wähnt, nur noch einen dazwischenliegenden Hügel übersteigen zu müssen, auf seiner Höhe jedoch merkt, daß sich noch ein weiterer Bergrücken aufhebt, und auf diesem erst sieht, daß wieder einer oder auch noch mehrere den Weg schier ins Unendliche zu verlängern drohen. Hat man dann endlich sein Ziel erreicht, so vermißt man in diesen Dörfern fast jegliches Zeichen pulsierenden Lebens, es herrscht in ihnen eine solche Ruhe,

daß sie wie ausgestorben wirken. Dazu machen es einem die Leute durch ihre verschlossenen Gesichter deutlich, daß sie den Besuch eines Fremden, der da herumspaziert und sie vielleicht noch von ihrer Arbeit abhält, als störend, zumindest höchst unerwünscht empfinden. Man kann das aber verstehen; denn der Steinboden der Umgebung ist karg wie kaum sonstwo auf der Insel, seine Bearbeitung hart und undankbar.

Dagegen stehen sich die Bewohner der Ebene von Wrisses, die bald nach Neochorio beginnt, weitaus besser, sie können allein schon vom Ertrag der vielen Ölbäume leben, die hier gedeihen und deren Kronen in der Ferne wie Silberfluten zu wogen scheinen. Wer hier ein Stück Erde von seinem Vater erbt, der hat wahrhaftig allen Grund, Minerva dankbar zu sein, die der Sage nach den Ölbaum aus dem Walde geholt und seine Anpflanzung und Nutzung gelehrt hat. Manche der Bäume scheinen uralt zu sein. Mit ihren eckigen, knolligen Wurzeln klammern sie sich so fest in die Erde, daß es keinem Sturm je gelingt, sie herauszureißen. In der Erdverbundenheit sind sie ein Symbol des kretischen Bauern, der aus ähnlich hartem Holz geschnitzt ist.

Ölbäume erwecken den Anschein, überall gleich zu sein, doch gibt es auch unter ihnen verschiedene Arten. Manche haben kleinere, manche größere Früchte, bald sind die Oliven grün und länglich, bald hellfarbig und rund wie Kirschen, und was der Unterschiede sonst noch sein mögen. Die kretische Bäuerin weiß sofort, wenn sie im Herbst die abgefallenen Früchte aufließt, von welchen der Ertrag am besten sein wird. Auf jeden Fall wünscht sie, daß die Olive möglichst lang am Baume bleibt, weil da das Öl am besten wird. Die gesammelten Oliven kommen in die Ölmühle, wo sie von zwei rotierenden Steinen zerquetscht werden, der entstandene Brei wird unter einer Presse aus-

gedrückt. Damit ist das Öl, dieses flüssige Gold der Insel, gewonnen, das je nach der Güte der Oliven verschiedene Grade von Reinheit besitzt. Damit es den ihm von selbst anhaftenden eigenartigen, ranzig-bitteren Beigeschmack verliert, muß es erst noch einen komplizierten Filtrierungsprozeß durchmachen, raffiniert werden. Doch ist das gereinigte Öl in der Regel nur für den Export bestimmt, dem Kretenser ist es zu leer, er zieht unraffiniertes Öl vor; am liebsten hat er zwei- bis dreigradiges.

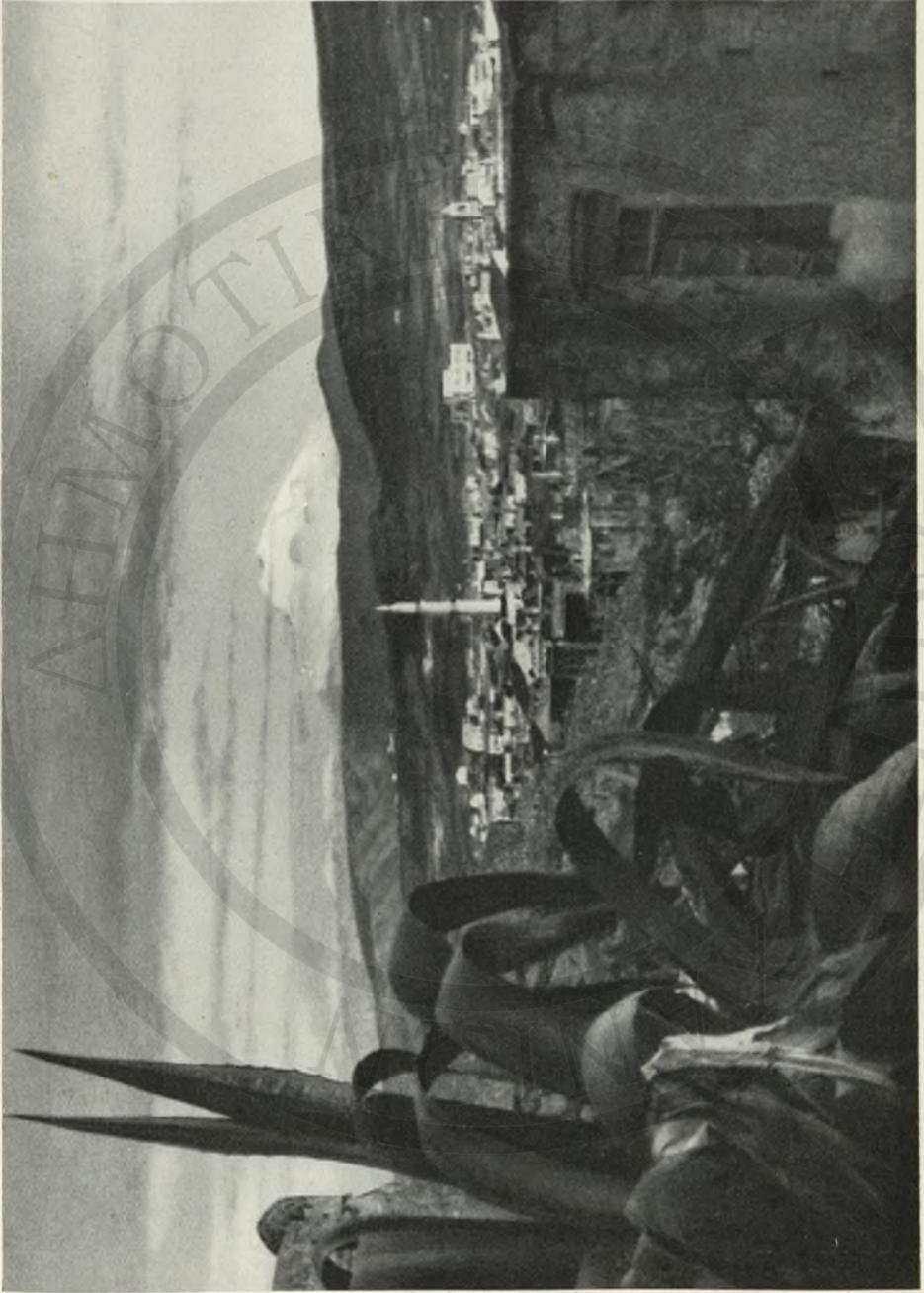
Nach Wrisse wendet sich die Straße ostwärts und führt, an schilfumwachsenen Tümpeln vorbei, wieder der Küste zu. Die stehenden Gewässer in der Gegend von Georgiupolis, in der einst das nun zerstörte venetianische Kastell Armyro lag, sind ständig von unzähligen Mücken umschwärmt, welche die starke Verbreitung der Malaria in diesem Teile der Insel verursachen. In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist zwar sehr viel zur Bekämpfung dieser Krankheit getan worden, doch leidet noch immer eine große Zahl von Kretensern an diesem Übel des tropischen Klimas. Ich schlucke daher fleißig Atebrin, um von der Malaria verschont zu bleiben, ohne mich dadurch vor ihrem allerdings ungefährlichen Verwandten, dem Pappatatschifieber, bewahren zu können.

Die Ortschaft Georgiupolis macht mir durch ihre hübsche Lage am Meer einen recht traulichen Eindruck, dagegen fühle ich mich von Dramia, das weiter ostwärts an der Stelle des antiken Hydramia liegt, nicht gerade angezogen. Es mutet durch seine noch teilweise zerstörten Häuser ebenso leblos und verlassen an wie die kahle Landschaft rings um das Dorf. Warum muß die Straße gerade hier durchführen, warum kann sie nicht einige Kilometer weiter landeinwärts verlaufen, wo der Kurna-See liegt? Er ist der einzige See auf Kreta, an Schönheit aber kann er sich wohl mit unseren Alpenseen messen.

Gegen Episkopi zu ändert sich das Bild wieder. Mit dem neuen Kreise — das Dorf gehört schon zu Rethymnon — ist auch neues Leben eingezogen. Die Grundfarbe der Landschaft, die um Dramia herum eher ein verschwommenes, mattes Grau war, hat sich nun in leuchtendes Braun verwandelt, von dem sich das Grün der Wiesen und Weingärten, der Agavenstöcke und Charupiabäume an der Straße kräftig abhebt. Das Land in seiner Gesamtheit ist frischer geworden, mag es einem aus grünenden Saaten heiter entgegenlächeln oder hinter rauhen Steinblöcken wild hervorblicken.

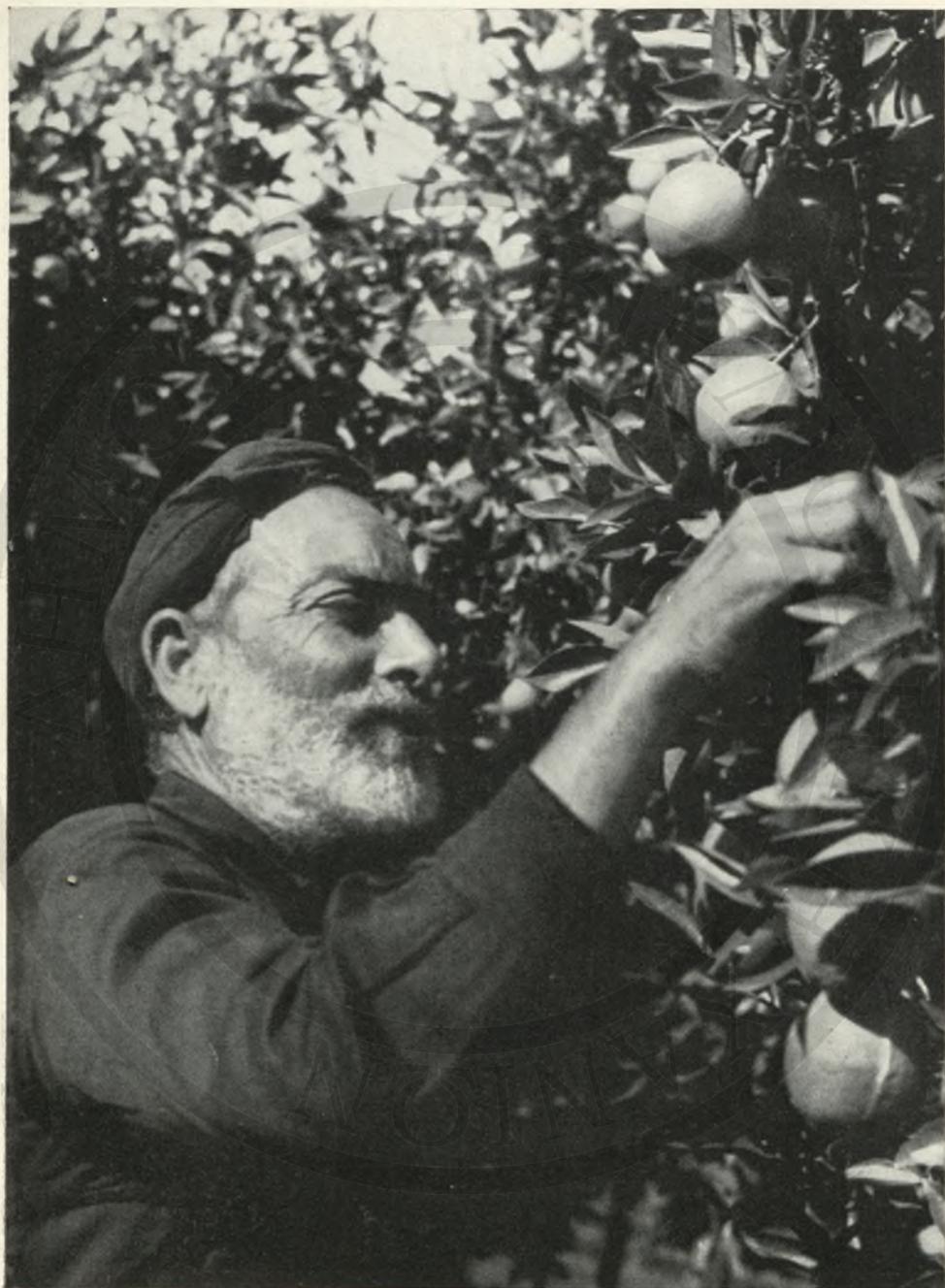
Wir haben eines der letzten Dörfer vor Rethymnon passiert, das kleine, aber um so lieblichere Atsipopulo. Bald wird sich der Hain der Öl- und Johannesbrotbäume lichten und den Blick freigeben auf die Ebene, die sich unten am Meer auftut. Ein herrliches Bild ist es, das mit seinem Nebeneinander von blauem Meer, hellen Gebäuden und grünen Gefilden zwar nicht mehr unbekannt ist, aber durch die Leuchtkraft der Farben immer wieder neu entzückt. Doch kommt etwas hinzu, das diesem Bild seinen mächtigsten Akzent gibt: es ist der große, ragende Berg Ida, dessen Spitze weit hinter der Stadt in den Himmel stößt. Er thront drüben, in der Mitte der Insel, in olympischer Erhabenheit, während seine Paladine, die Lefka Ori im Westen und der Dikte im Osten, sich in gebührendem Abstand von ihm halten. In kahler Nacktheit reckt nun, da der Schnee zerronnen ist, der Psiloritis, die höchste Spitze des Ida, das ehrwürdige Haupt empor. Nichts Grünes ist zu sehen, in hellem Grau, der Farbe des Alters, blickt er zu uns herüber. Nur einmal am Tage, wenn ihn die Abendsonne bestrahlt, hüllt er sich in ein Purpurkleid, wie um dem ganzen Land zu seinen Füßen seine königliche Majestät zu bekunden.

Rethymnon ist die kleinste der drei großen Städte an der



65. Rethymnon. In der Abendsonne zeigt sich kurz der Berg Ida

Ρεθύμνον, κατά την θέαν του αγίου, εν τω βουνό Σμυρναίων το
-ποστ. 17/5/01.



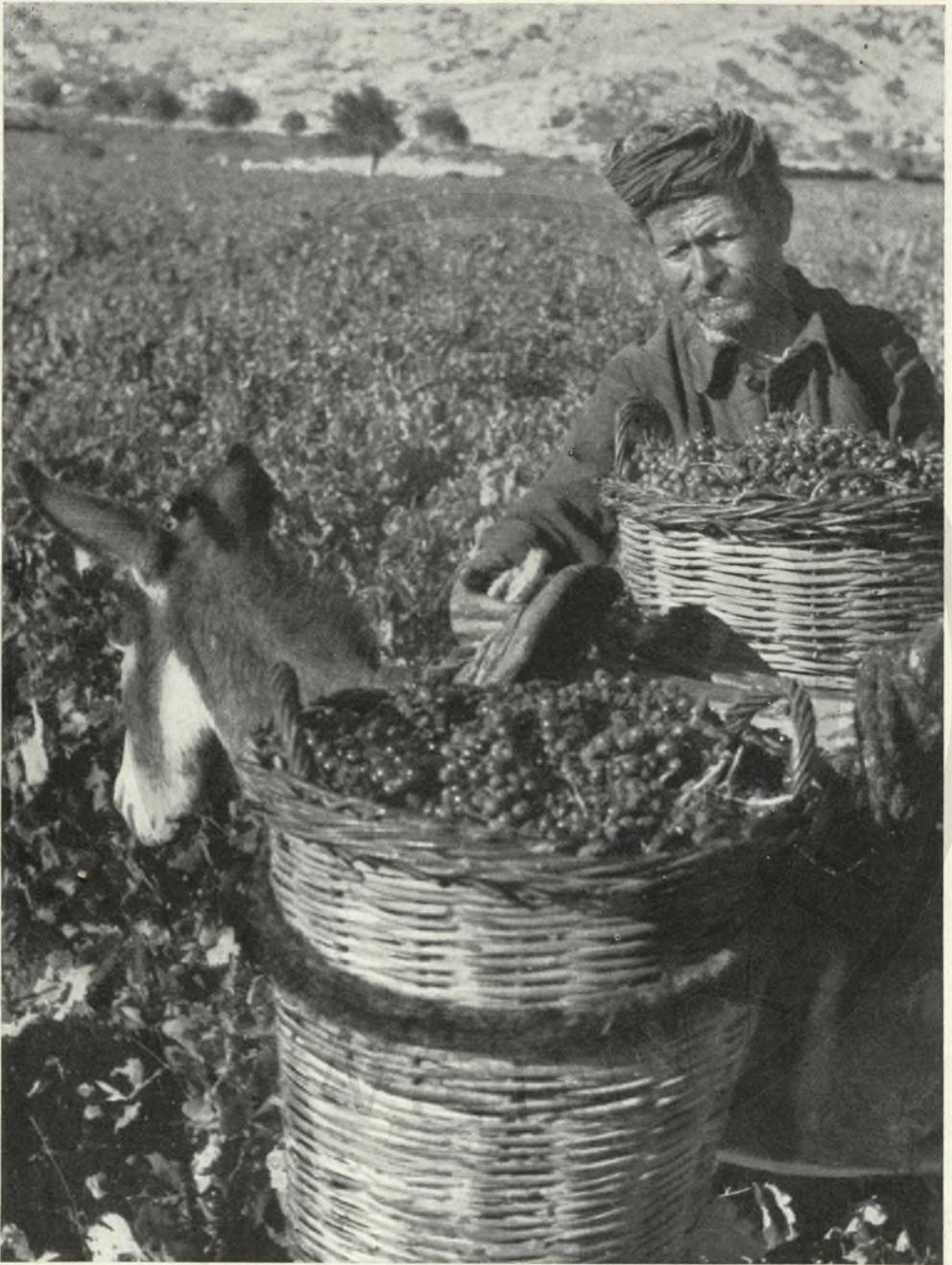
66. Orangenernte

Ἑσθελία Περσουλῶν



67. Kürbisernte

Εβόδεια Κοζάνης



68. Traubenernte

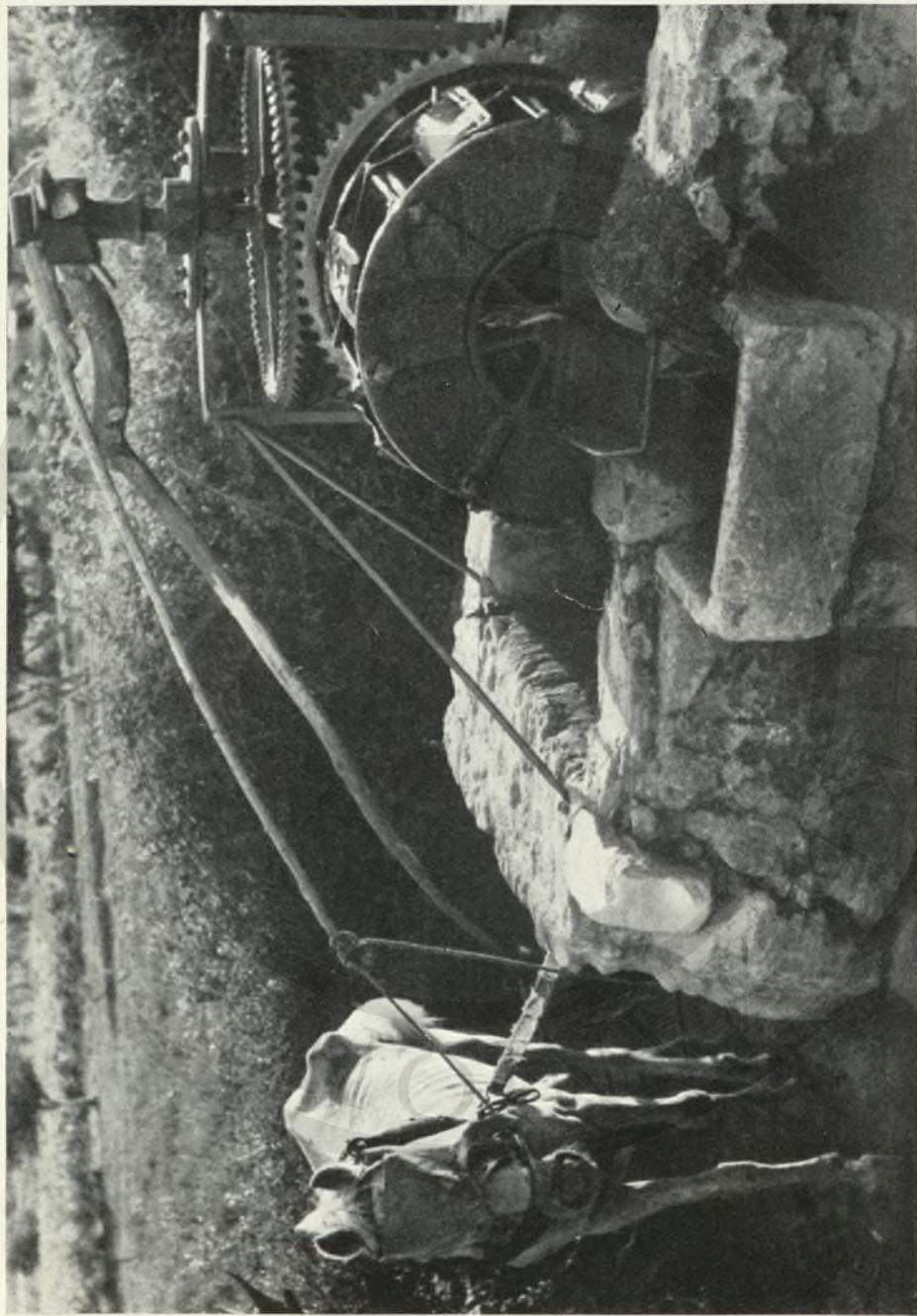
✓ К. Еводѣиас трапузѣн

sp. 2



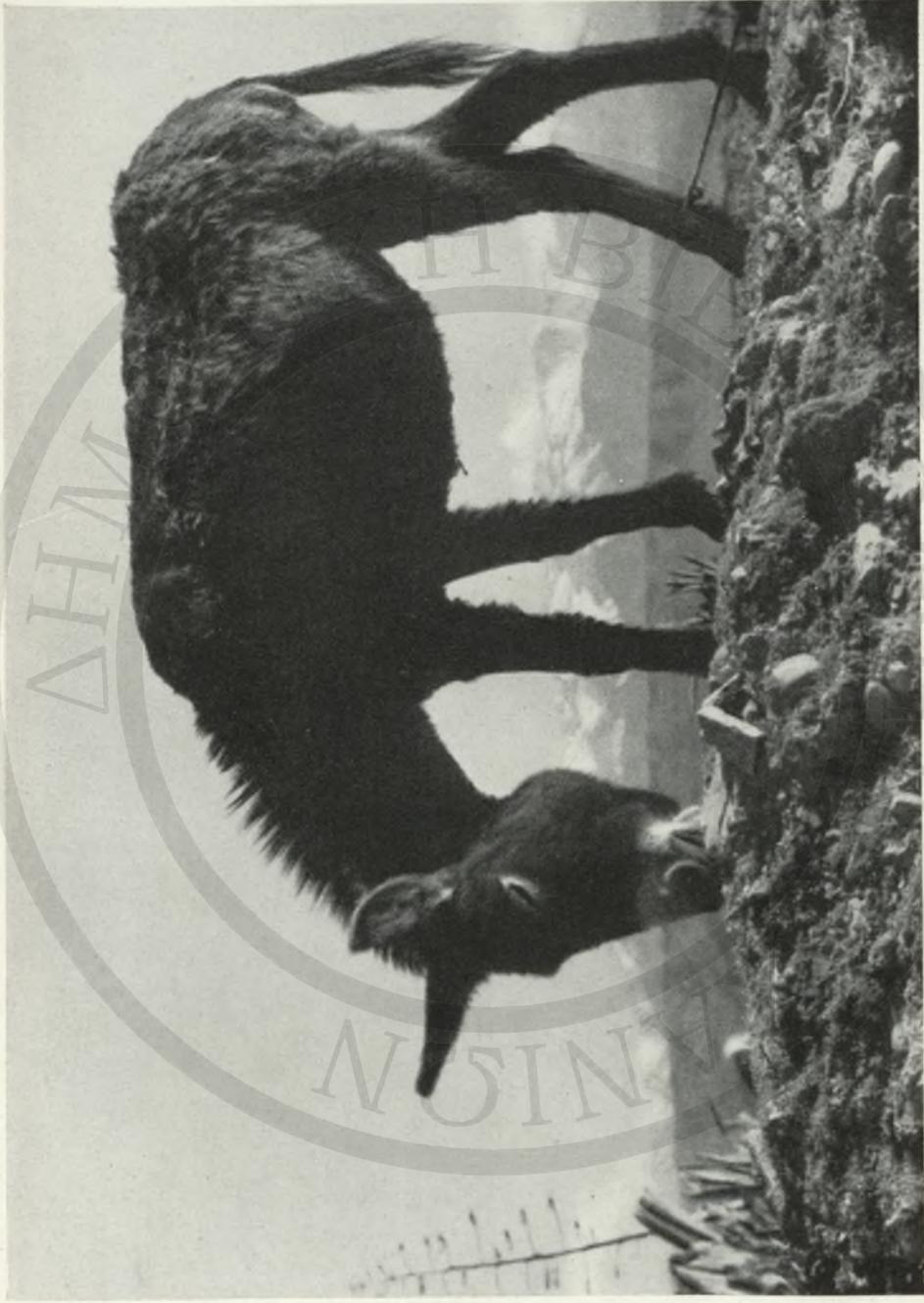
69. Die urtümliche Weinpresse

51
Ἐπιπέδῳ ἀγροῦ ἐν ἧσιν ἐπιπέδῳ.



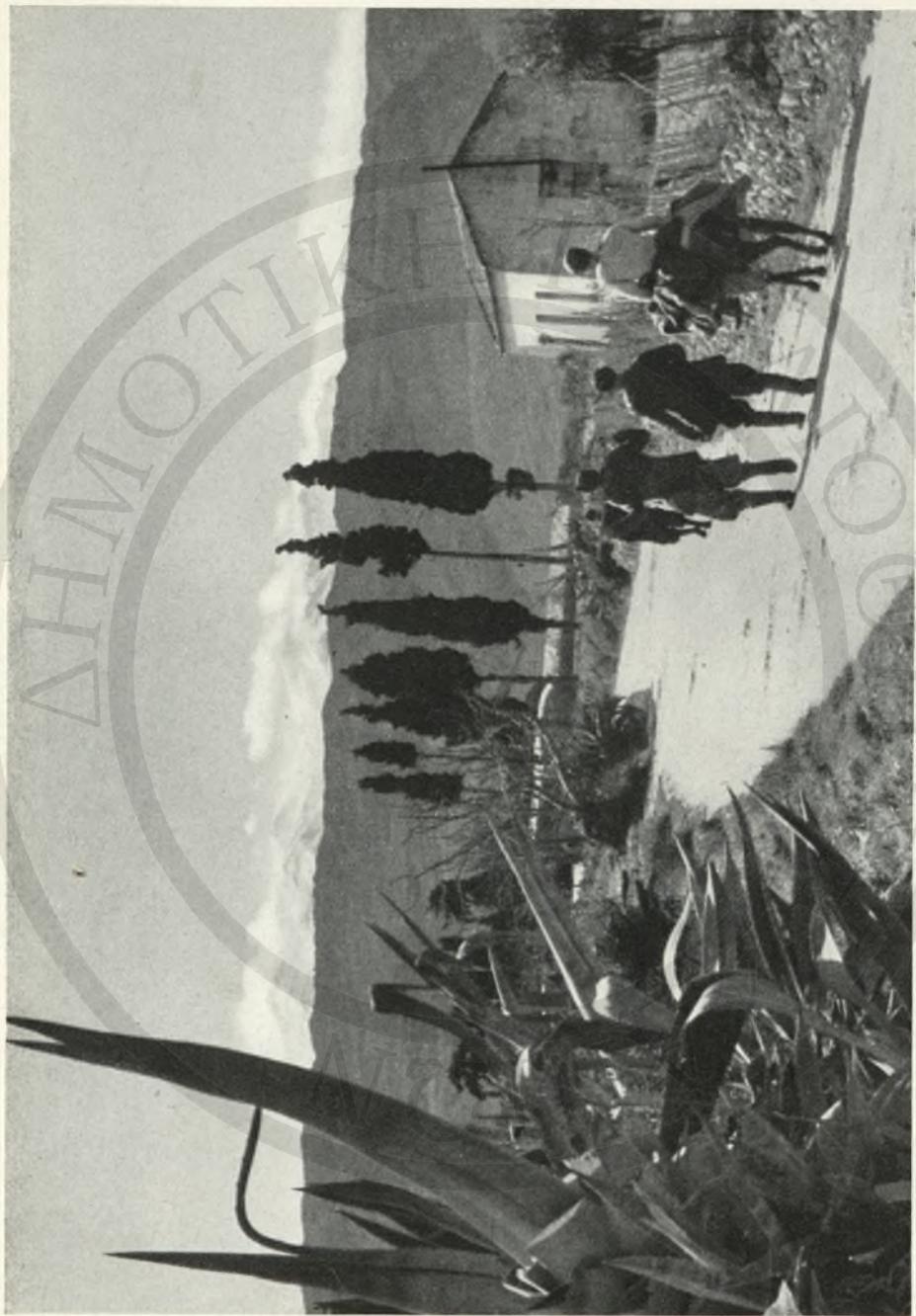
Spätes dreigesiges
70. Schöpfwerk, von einem Pferd getrieben
Wasser (Hauptanwendung)

unvollständig ist

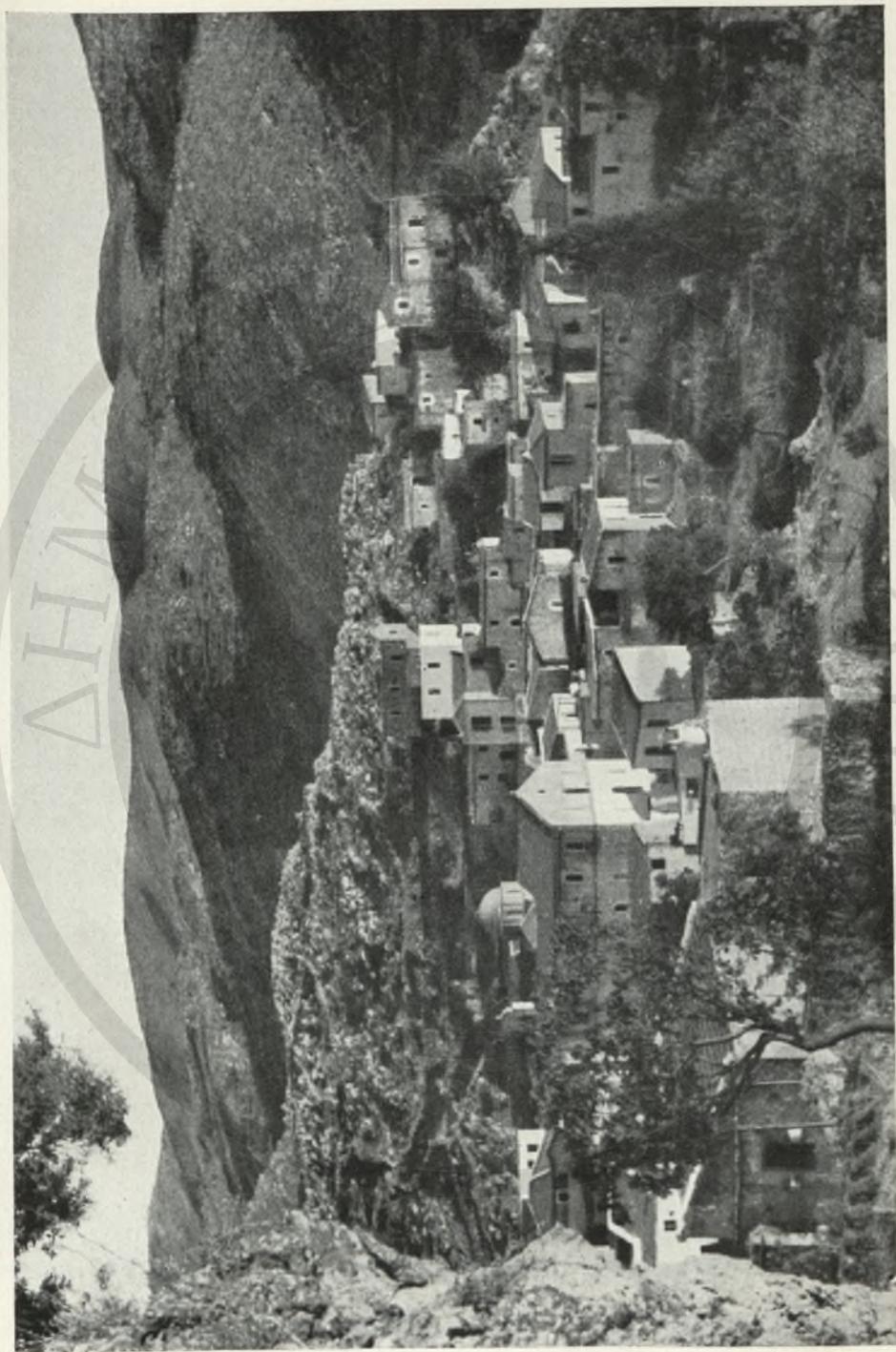


71. Das Muli, das häufigste Reit-, Trag- und Zugtier

Ο άσος με ανεξάντλητο ενδιαφέρον, συνεργάστην μου
επιτυχίας ζωής.

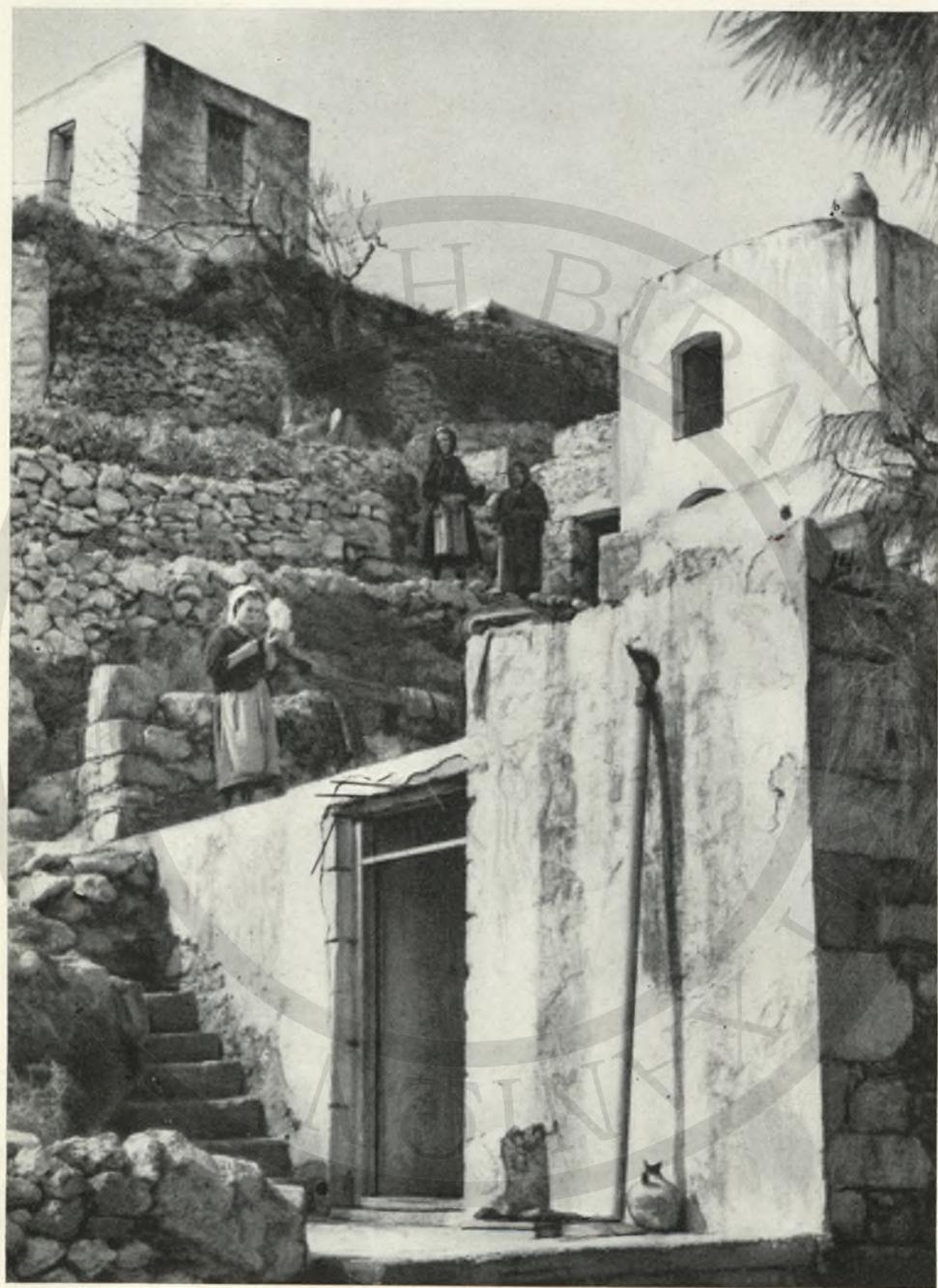


Επί πλάι του οδίου είναι οι βελανιδιές και ο δρόμος του χωριού του βορρά, προς
71. Auf einer der wenigen Straßen, die das Land nördlich durchqueren
VOTON.



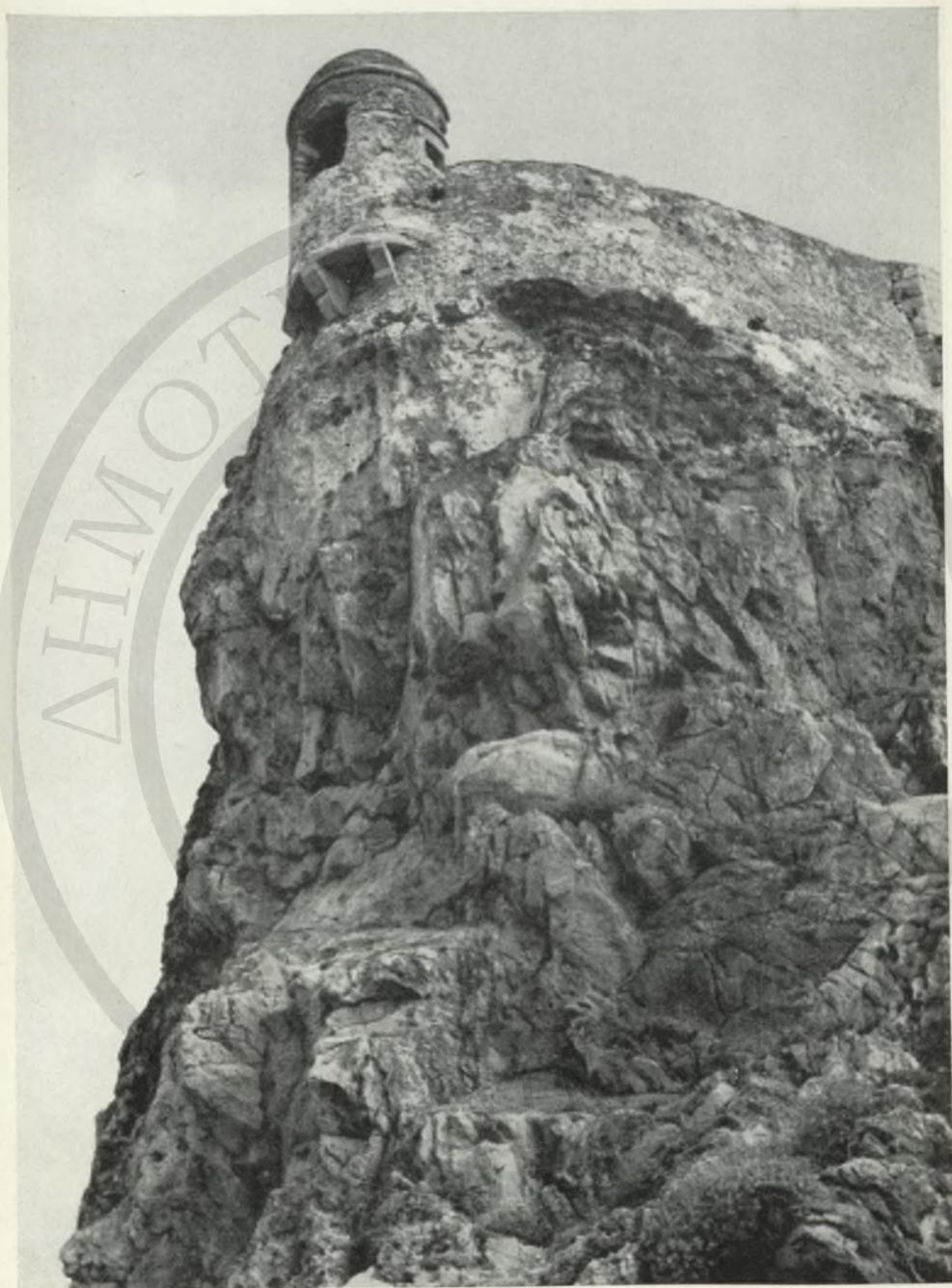
73. Bergdorf an den Ausläufern des Ida-Gebirges/

Opuntia spinosa aus der Gegend des Ida-Gebirges



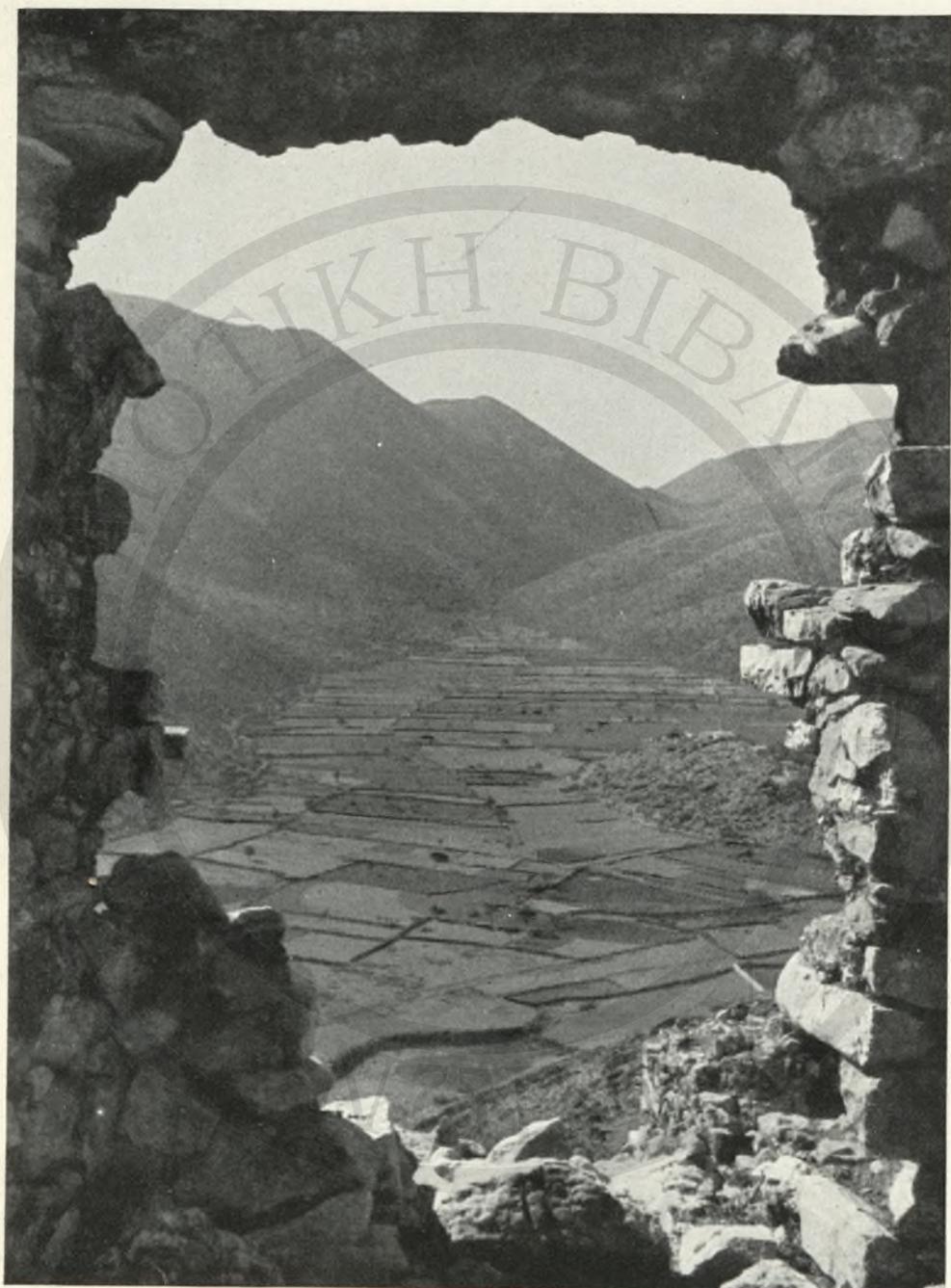
74. Bergdorf. Die Häuser stehen auf Terrassen

ὄρεινόν γαῖριον οἰκίαν ἴσθαι
σταῖ εἰς ἕνα ἔργον



75. Venetianisches Kastell. Das Bauwerk unterstreicht und krönt die Naturform des Felsens

Ἐνεκεν τῆς φέρουσας. τὸ ἔργον ἀναγορεύει καὶ ἀναγίσει
τὸν γενναῖον εὐδαίμονα τῶν ἐργῶν



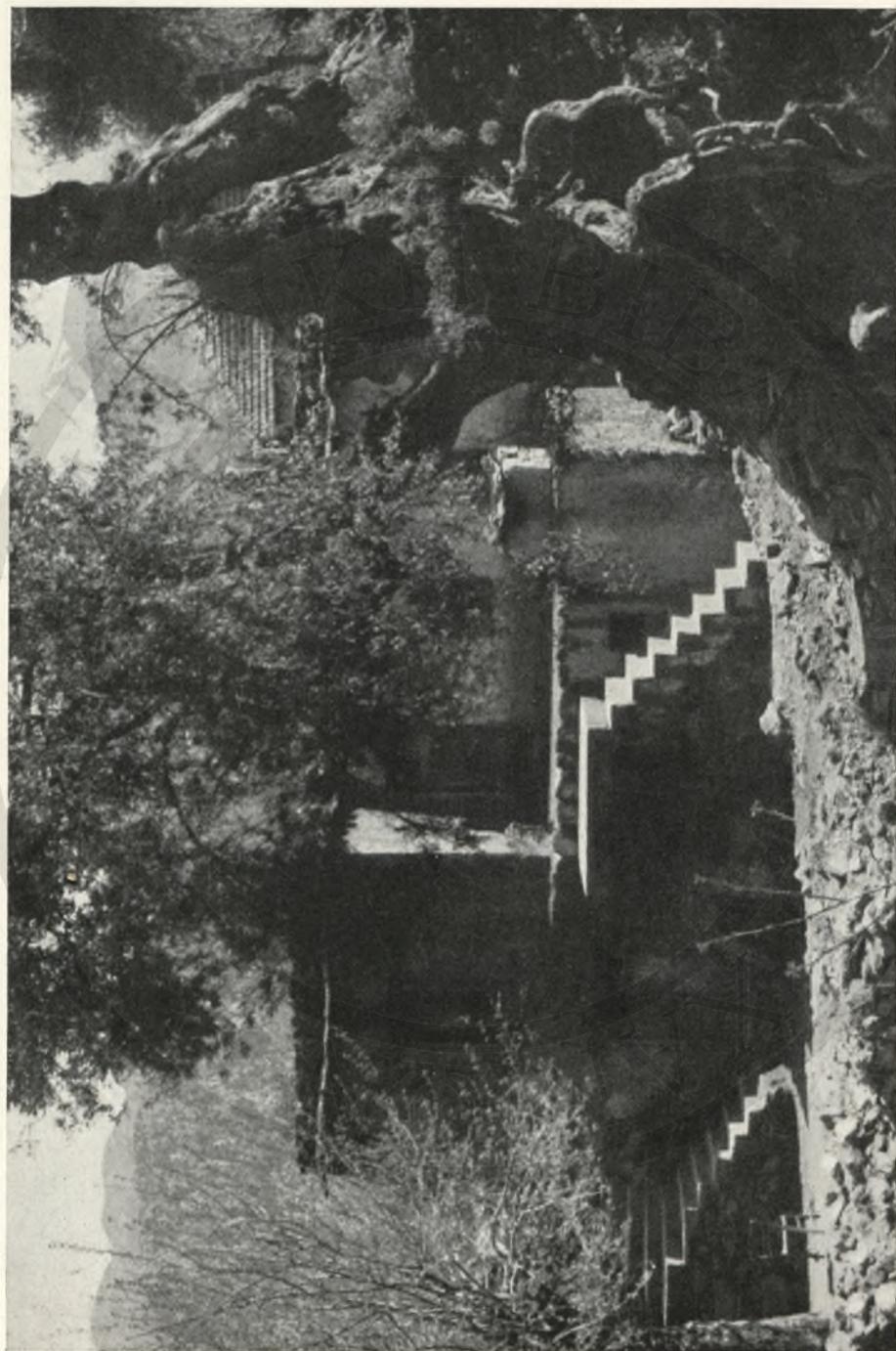
76. Inmitten kahler Hänge liegt die fruchtbare Hochebene Askifos

76. Inmitten kahler Hänge liegt die fruchtbare Hochebene Askifos
mitzel 90. Gölbege
ing. 20. 10. 1900
A. G. 10. 10. 1900



77. Zur Blütezeit

Er kaupt indische.

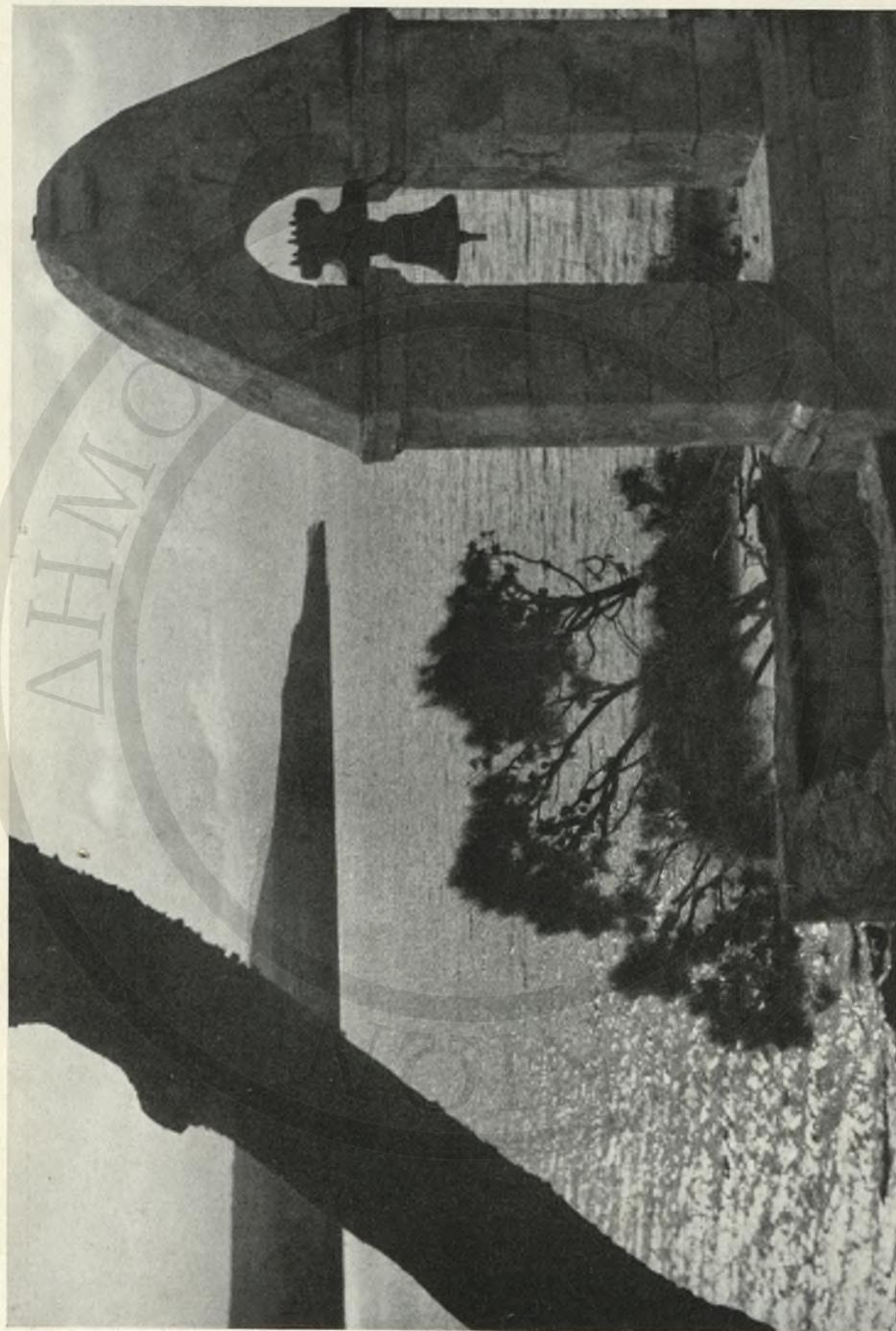


78. Bäuerliches Steinhaus unter jahrhundertalten Ölbäumen

Das ist ein Bild von einem Steinhaus unter alten Ölbäumen.



79. Alter Brunnen im Olivenhain
Tajana Komy aus Jaganwida



Ἐν ἐπιφυκῶν περὶ ἀνδραγαθίας εἰς τὴν ἑαγῆν τοῦ ποταμοῦ Ρεθύμνου
80. Ein einsames Glockentürmchen an der Festungsmauer in Rethymon

Nordküste Kretas. Die von Natur aus geschützte Felsenhalbinsel im Nordwesten der Stadt hat schon die Alten angelockt, hier eine Siedlung zu gründen — sie gaben ihr den Namen Rithymna —, und mußte erst recht die Venezianer herausfordern, gerade hier eine Festung zu errichten. Diese Oberstadt, die heute noch von den alten Mauern umgeben ist und den Namen Fortetsa trägt, war nach der Eroberung Rethymmons durch die Türken im Jahre 1647 nur diesen zugänglich. Heute dienen ihre Gebäude als Lagerhäuser, in denen altes Kriegsmaterial aufbewahrt wird. Das Leben der Stadt spielt sich nunmehr in jenen Teilen ab, die im Schutze der Fortetsa, südöstlich von ihr, aufblühen konnten.

Mein Autobus hat mich auf einem breiten Platze zur Linken der Landstraße abgesetzt. Neben einem alten Brunnen steht eine noch ältere Platane, die in den Herzen der Rethymnioten grausige Erinnerungen wachruft. Auf ihr hat nämlich gar mancher Christ, der zu stolz war, sein Haupt vor den türkischen Herren zu beugen, sein Leben verröchelt. Durch einen Torbogen bin ich in eine schmale Gasse gelangt, die zum Meere hinunterführt. Auf meinem Wege komme ich an dem Geschäft eines Buchhändlers vorbei, richtiger eines Papierhändlers, der auch einige Bücher in der Auslage hat. Als ich seinen Laden betrete und nach einigen schon lang gesuchten Werken frage, kramt der Besitzer, ein altes Männchen, aus seinen finsternen Regalen allerlei Schätze hervor, die ich bei ihm niemals erwartet hätte. Dabei plaudert er in einem fort, und was er da erzählt, ist nicht eitles Händlergeschwätz, sondern verrät eine gründliche Bildung. Als ich am Schluß meines Einkaufs merke, daß ich einige Drachmen zu wenig habe, ist er gern bereit, sie mir nachzulassen, ohne daß ich den Eindruck habe, er hätte mir schon von vornherein mehr angerechnet, wie es so oft zu geschehen pflegt. Nein,

ich bin im Gegenteil überzeugt, die Bücher recht preiswert erstanden zu haben. Dieser Buchhändler war eben einer jener Rethymnioten, die zu ihrer allgemeinen Liebenswürdigkeit auch der Tradition ihrer Stadt treugeblieben sind. Rethymnon hat nämlich, vor allem in der Zeit der Venetianer, eine große Zahl von Dichtern und Gelehrten hervorgebracht und läßt es sich noch immer angelegen sein, seinem Ruf, für die „grammata“, die Wissenschaft und das geistige Leben, einzutreten, Ehre zu machen.

Durch die Straße des Konstantinos Paläologos bin ich nun zum Meer gekommen, das durch einen breiten Quai von den letzten Häusern der Stadt getrennt wird. Dieser Quai, auf dem es um die Mittagszeit recht ruhig ist, liegt ziemlich tief, so daß bei stürmischem Nordwind das Meerwasser weit über sein holpriges Pflaster hinpeitscht. Diesen Stürmen ist es auch zuzuschreiben, daß der unbedeutende Hafen — er mußte künstlich errichtet werden, weil die Stadt gegen das Meer hin offen ist — oft mit Sand überschwemmt wird und nur für kleine Segler zugänglich ist. Es ist daher recht tot im Hafen, wie Rethymnon im allgemeinen eher den Charakter einer Binnen- als einer Hafenstadt hat. Es ist aber nicht nur die kleinste, sondern auch die traulichste der drei großen Städte an der Nordküste, man fühlt sich von seinen Gäßchen richtig angeheimelt; dafür fehlt ihm der Charme, der etwa Chania auszeichnet, es fehlt ihm auch das lebensvolle, geschäftige Treiben, das in den Straßen der Hauptstadt, noch mehr aber in denen Iraklions herrscht.

Schon bei meinem ersten Besuch von Iraklion konnte ich mich überzeugen, daß es nicht mit Unrecht die Stadt des Handels genannt wird und seine Bewohner als die besten Kaufleute der Insel gelten. Sein geräumiger Hafen ist stets voll von Schiffen, die aufnehmen, was Kreta zu exportieren hat: mächtige Fässer voll Öl und Wein, Kisten mit

grüner Seife, Rosinen, Mandeln, Zitronen, Schaf- und Ziegenfelle und vieles andere. Ihrem Handel verdankt es wohl auch diese alte Gründung der Sarazenen, daß sie zu solcher Größe emporgewachsen und in der Vergangenheit stets, unter Byzantinern, Venetianern und Türken, die Hauptstadt der Insel gewesen ist. Es sind noch keine hundert Jahre, daß ihm Chania darin den Rang abgelaufen hat; und noch immer schauen die Kastrini, wie die Bewohner Iraklions nach seinem früheren Namen genannt werden, mit scheelen Augen auf die Nebenbuhlerin im Westen. Was übrigens die Namen der großen alten Handelsstadt anlangt, so hat sie deren nicht weniger besessen als fremde Herren: Von den Arabern wegen ihres breiten Grabens Rabdh-el-Khandak bezeichnet, behielt sie den Namen Chandax auch unter den Byzantinern; die Venetianer, die Iraklion zu Kretas stärkster Festung ausbauten, so daß ihre Mauern der Stadt heute zwar nicht mehr Schutz, noch immer aber ein trutziges Aussehen verleihen, machten aus dem Chandax ein Candia; diesen Namen, mit dem auch die gesamte Insel bezeichnet wurde, behielten auch die Türken bei, für die Kretenser der Zeit dagegen war Candia das Megalokastron; erst nach den Freiheitskriegen von 1821 erhielt die Stadt ihren heutigen, zugleich antiken Namen Iraklion.

Was in Chania der Bolari, das ist in Iraklion der östliche Teil der Hauptstraße, der geradenwegs auf den Stadtpark zuführt. Hier ergehen sich am Abend und an Sonntagen die Iraklioten auf dem breiten Trottoir vor den beiden Regierungsgebäuden, denen man es ansieht, daß sie noch nicht vor allzulanger Zeit erbaut worden sind. Manchmal spazieren sie dann auch noch ein Stück weiter über den Stadtpark hinaus, die breite Straße hinauf, die zur Rechten in das südliche Vorstadtviertel führt oder zur Linken nach dem stattlichen Bau des Museums, das, stets von er-

fahrenen und tüchtigen Männern geleitet, eine große Anzahl prächtiger Stücke aus fast allen antiken Fundstätten der Insel birgt; da gibt es ein eigenes Zimmer mit Ausgrabungen aus Knossos, da stehen Krüge aus Phaistos, da ist ein Bronzebeil aus der Idäischen Grotte und vieles andere, was das Spatenwerk der Archäologen zutage gefördert hat.

Eines Nachmittags habe ich der breiten Hauptstraße, die ich täglich gehe, den Rücken gekehrt und lasse mich vom Zufall aus einem winkligen kleinen Gäßchen in das andere treiben. Ich komme da vorbei an halbverfallenen Hütten, an türkischen Bädern, an ehrwürdigen Gotteshäusern und an hohen Türmen, die von kretischer Vergangenheit künden. Dann stehe ich plötzlich auf einem kleinen Platze einem alten Brunnen gegenüber, der reich mit Tritonen, Delphinen und Erosen verziert ist. Die vier Löwenmäuler, aus denen das Wasser langsam tröpfelt, weisen mich in die Zeit, in der dieser Brunnen angelegt wurde, ist der Löwe doch das Symbol der Republik des hl. Markus. Da sehe ich auch schon eine verwitterte Inschrift in den Stein gegraben, in ihr den Namen eines alten venetianischen Geschlechtes, das eine Reihe von Feldherren und Politikern hervorgebracht hat, die alle der Größe Venedigs auf Kreta dienten; es ist ein Name, der mit der Geschichte Iraklions unzertrennbar verbunden ist und mich in Gedanken ein wenig in den Annalen dieser Stadt blättern läßt.

Das Jahr, da in unseren Landen der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, war auf Kreta angebrochen. Drei Jahre vorher waren die Türken mit einer mächtigen Flotte, an deren Spitze Jussuf Pascha, der Großvezier, stand, auf der Insel gelandet. Der Westteil mit den Städten Chania und Rethymnon war nach heldenmütiger Verteidigung gefallen, das gesamte flache Land schon in den Händen der

Eroberer. Auf den Mauern von Candia aber wehte noch das stolze Banner von San Marco. Da traten im genannten Jahre 40.000 fanatische Kämpfer, geschart um den Halbmond, zum Sturm an gegen die Stadt, deren Besatzung, nur 12.000 Mann stark, unter dem Befehle Francesco Morosinis stand. Wenn die Türken glaubten, auch mit Candia so leichtes Spiel zu haben wie mit den übrigen Festungen der Insel, so hatten sie sich gründlich geirrt. Denn zu der Tapferkeit der venetianischen und griechischen Verteidiger kam noch, daß fast die gesamten christlichen Fürsten Europas Hilfstruppen nach der Insel entsandten. Wußten sie doch, was in diesem Entscheidungskampfe zwischen dem mohammedanischen Osten und dem christlichen Westen auf dem Spiele stand. Nicht einmal nur, zu wiederholten Malen verließen vor allem deutsche und französische Expeditionsheere die Häfen Europas und durchbrachen, wenn sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, den Ring der Belagerer von Iraklion. Doch es war, als hätten sich alle bösen Mächte gegen die Verteidiger des Abendlandes verschworen. Nicht genug, daß die asiatische Übermacht auf sie eindrang, brach auch noch auf der Insel die Pest aus, die manches Entsatzheer zum Abzug zwang. Trotzdem gelang es den heldenmütigen Verteidigern, während die Schiffe Venedigs zur See glänzende Siege über die Türken errangen, fast zwanzig Jahre lang die Angreifer abzuwehren, die immer wieder zu neuen Stürmen ansetzten und die Festung mit Tausenden von Kanonenkugeln überschütteten.

Da wurden im Jahre 1667 die türkischen Streitkräfte auf 70.000 Mann erhöht und unter den Befehl des neuen Großveziers Achmet Köprülü gestellt. Ein neuer, furchtbarer Kampf begann. In vier Monaten stürmten die Türken über dreißigmal die Stadt, deren Besatzung mehr als die Hälfte so viele Ausfälle machte. Noch immer aber

kam es zu keiner Entscheidung. Die Verteidiger ließen den Mut nicht sinken, im Gegenteil, die Stimmung in der Stadt war recht gut, ihre Bewohner waren dazu aufgelegt, sich die Komödie „Fortunatus“ anzusehen, die Markos Foscolo in diesen Jahren verfaßte und zur Aufführung brachte.

Da kam das Schicksalsjahr 1669. Noch einmal hat Frankreich auf Bitten des Papstes dreißig Schiffe mit über 5000 Mann unter der Führung der Herzöge von Noailles und Beaufort nach Iraklion entsandt, um die Reihen der zusammengeschmolzenen Verteidiger aufzufüllen. Mit letzter Kraft macht die Besatzung einen Ausfall, er mißlingt aber und kostet Beaufort das Leben, außerdem geraten dabei hundert Fässer Pulver in Brand und verursachen in der Stadt eine schreckliche Panik, derzufolge der Rest des französischen Heeres und auch der übrigen Hilfstruppen Iraklion verläßt, in dem fast kein heiles Haus mehr steht. Da muß sich Morosini, nachdem er Frauen und Kinder nach der Insel Dia gebracht hatte, mit einer kleinen Schar von Venetianern und Griechen, die ihm verblieben ist, am 27. September dem Großvezier ergeben. An die Stelle der Fahne des hl. Markus wurde der Halbmond aufgezogen.

Damit war Kreta türkisch geworden, denn auch die den Venetianern verbleibenden Kastelle Gramwusa, Suda und Spinalonga mußten in der Folge, das letzte im Jahre 1715, an die neuen Herren der Insel abgetreten werden. Vor allem aber lag nun Iraklion im Morgenland: die zahlreichen Kirchen, die des hl. Titus, die unter den Byzantinern erbaut worden war, und die Markuskirche und all die anderen, wurden bis auf zwei in Moscheen verwandelt. In der Loggia, in der einst die venetianischen Edlen ihre politischen Beratungen abgehalten und der Herzog zum Volke gesprochen hatte, residierten die türkischen Agas

und Paschas. Was von den Verteidigern nicht im Kampfe gefallen war, hatte zu Schiff die Stadt verlassen, die nun völlig türkisch wurde. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren neun Zehntel der Bevölkerung Iraklions Türken. Und wenn ich auf die Minarehs der Stadt hinüberblicke, möchte ich fast glauben, sie sei noch immer von den Anhängern des Halbmonds bewohnt; da sagt plötzlich jemand, der schon einige Zeit neben mir steht, in echtem irakliotischem Griechisch zu mir: „Der Morosini hat's ihnen gegeben, den Türken; er war ein Venetianer — aber ein rechter Pallikari.“

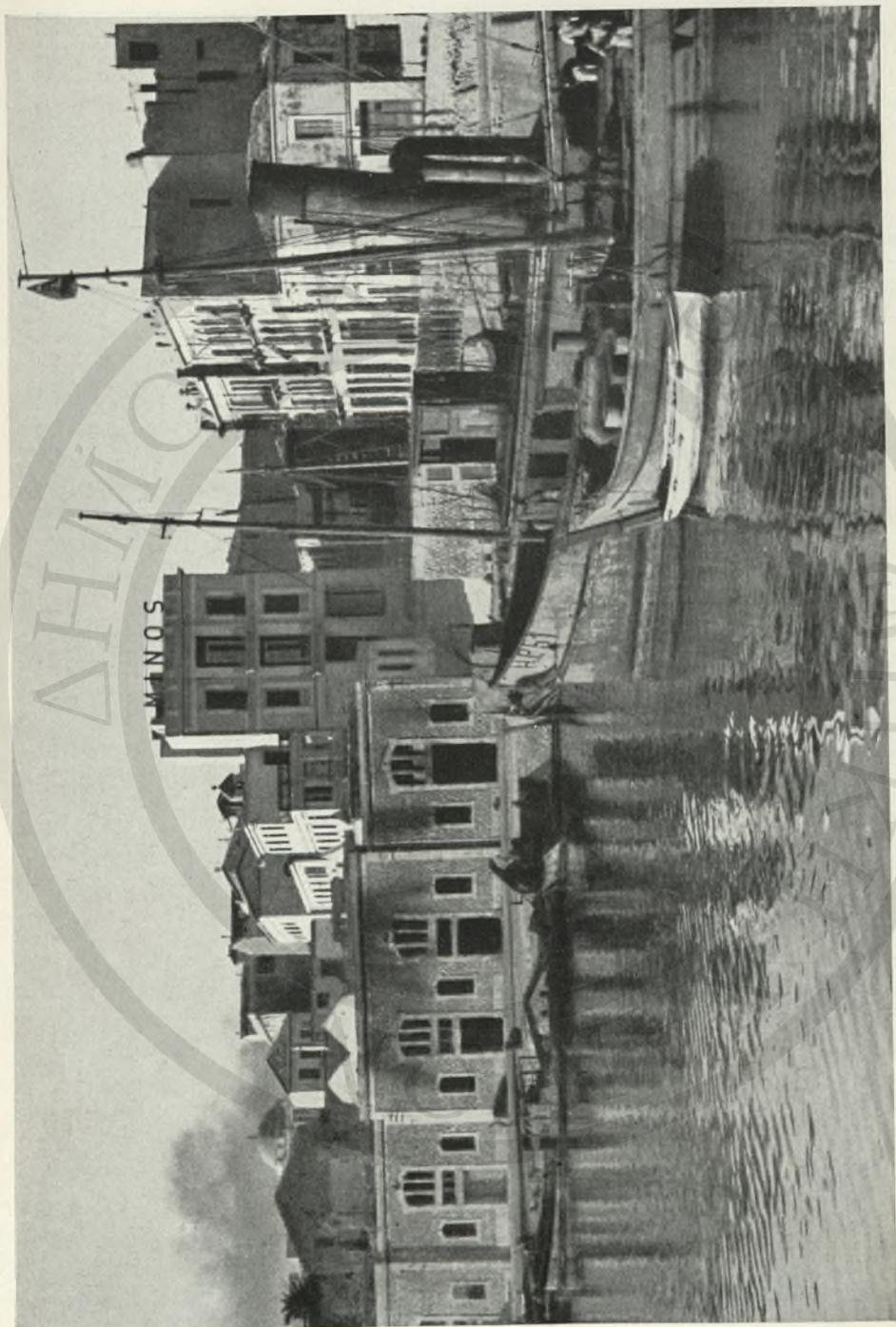
NACH DEM OSTEN DER INSEL: MERABELLO

Man hatte mir schon das Widersprechendste von der Landschaft und den Menschen des Ostens erzählt. Selten hörte ich ihn loben, die meisten stimmten vielmehr dahin überein, daß sein karger, steiniger Boden die Menschen nur dürftig ernähre. Und auch diese selbst scheinen von den Söhnen des Westens nicht hoch gewertet zu werden. Wenn man sie als gutmütig und geduldig bezeichnet, so wird dies in einem Tone getan, als wollte man sagen, sie seien keine richtigen Kretenser. Und in der Tat: während diese wild und kühn sind, zu jedem verwegenen Handel aufgelegt, und die Gefahren aufsuchen, so daß die Aufstände auf der Insel fast immer ihren Ausgang in den Bergen des Westens genommen haben, ist der Osten meistens friedlich geblieben.

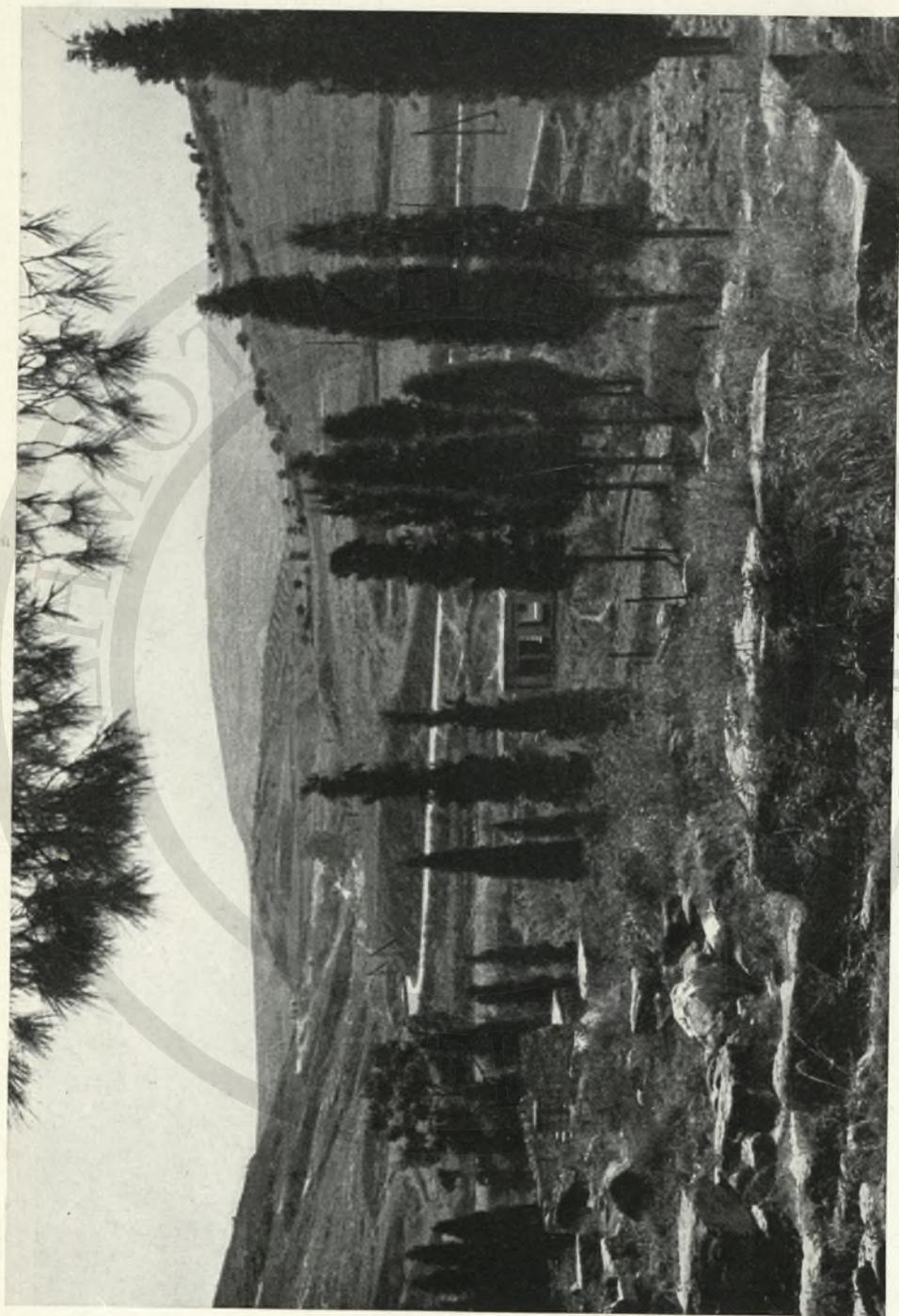
Ich war neugierig geworden, die Bezirke Merabello und Sitia kennenzulernen. So war ich froh, daß sich mir eines Morgens gegen Ende Februar Gelegenheit bot, nach Agios Nikolaos zu fahren. Freilich stieg ich in Iraklion mit gemischten Gefühlen in das Auto, das mich nach der Hauptstadt der östlichen Präfektur bringen sollte.

Die Fahrt ist anfangs wenig abwechslungsreich. In der Nähe des Meeres geht es, am Flughafen vorbei, rasch dahin durch die Ebene, auf der sandige Flächen mit schilfigen Wiesen, dann und wann auch mit Weingärten wechseln. Kaum hat man aber Mallia, das letzte Dorf des Kreises Iraklion, verlassen, beginnt die Straße, nun enger geworden, sich durch ein ansteigendes Hügelland zu schlängeln, und schon kündigt sich der typische Osten an: Vereinzelt zunächst, doch bald in ganzen Hainen blicken Mandelbäume von den Hängen herab. Ihre Kronen sind mit weißen Blüten übersät, denen ein wunderbarer Duft entströmt. Es ist eine besondere Sorte von Mandeln, die hier gedeiht, ihre weiche Schale läßt sich leicht mit den Fingern zerdrücken; die Kretenser pflegen sie allerdings mit ihren prächtigen, gesunden Zähnen aufzubeißen. Die Mandeln bieten im Osten das „Mese“ zum Raki, das im Westen aus Käse oder Oliven besteht. Auch noch ein anderes Kennzeichen des kretischen Ostens tritt bald in Erscheinung: die vielen Windräder, die im Westen gänzlich fehlen. Hoch ragen sie aus der Ebene empor, wo sie das Wasser aus Brunnen schöpfen, und auf den Bergrücken, wo sie Mühlen betreiben. Mandelbäume und Windmühlen geben der Landschaft von Merabello ihr besonderes Gepräge. Ich muß gestehen, daß er mich zunächst angenehm überraschte, der Osten; ich würde ihn aber zu früh loben, harrten meiner doch nur zu bald Unannehmlichkeiten.

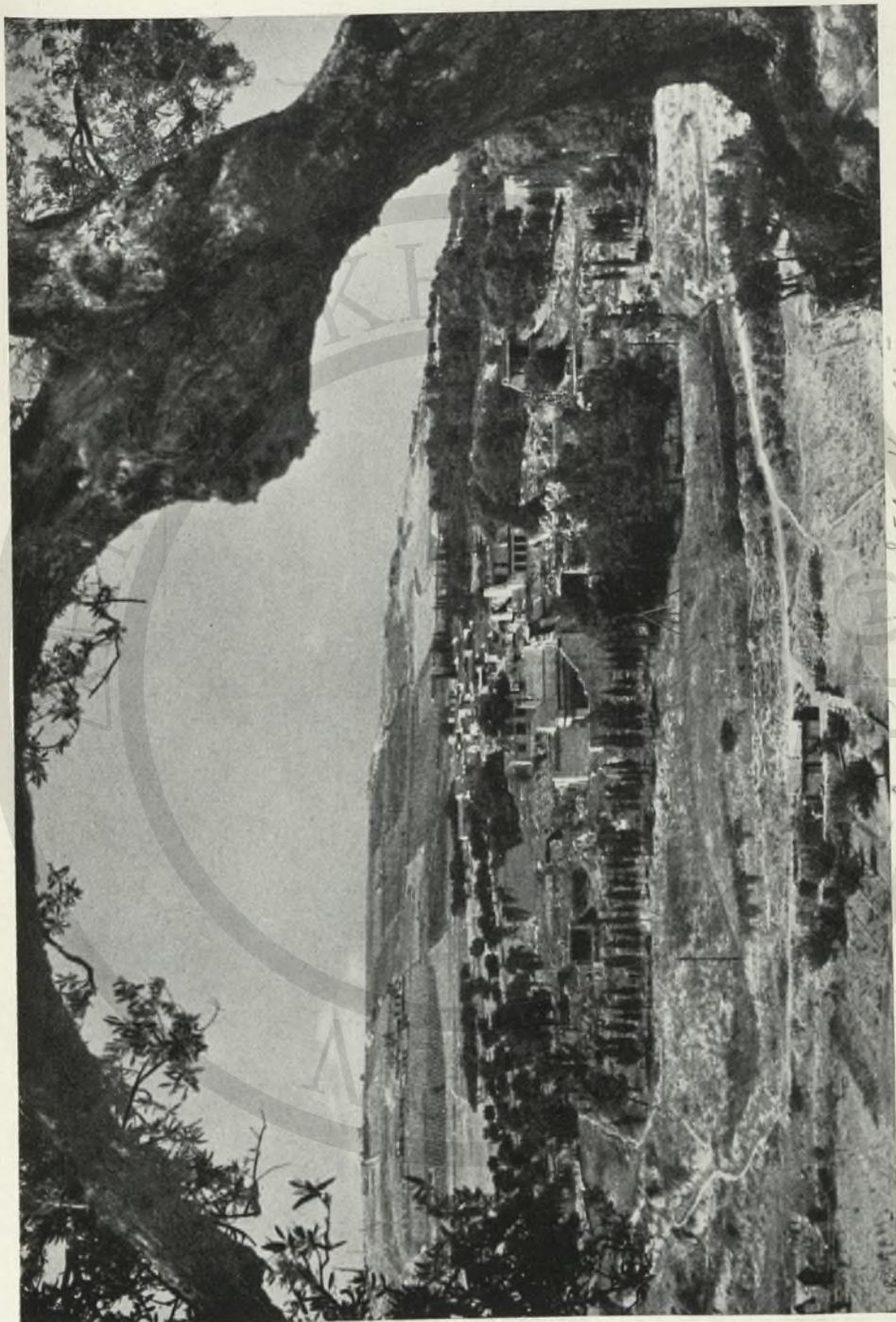
Es ging schon gegen Abend, als ich nach Neapolis kam, der ersten größeren Stadt in diesem Bezirke. Sie liegt in einem Bergkessel, nach Nordosten hin in eine Ebene geöffnet, die mit dichten Ölhainen bedeckt ist. Ich suchte ein Hotel auf, um von der Fahrt auszuruhen. Es wurde aber nichts daraus, ich sollte den ersehnten Schlaf nicht finden. Kaum war ich eingeschlummert, wachte ich wieder auf und stellte fest, daß ich in ein wahres Ungezieferparadies



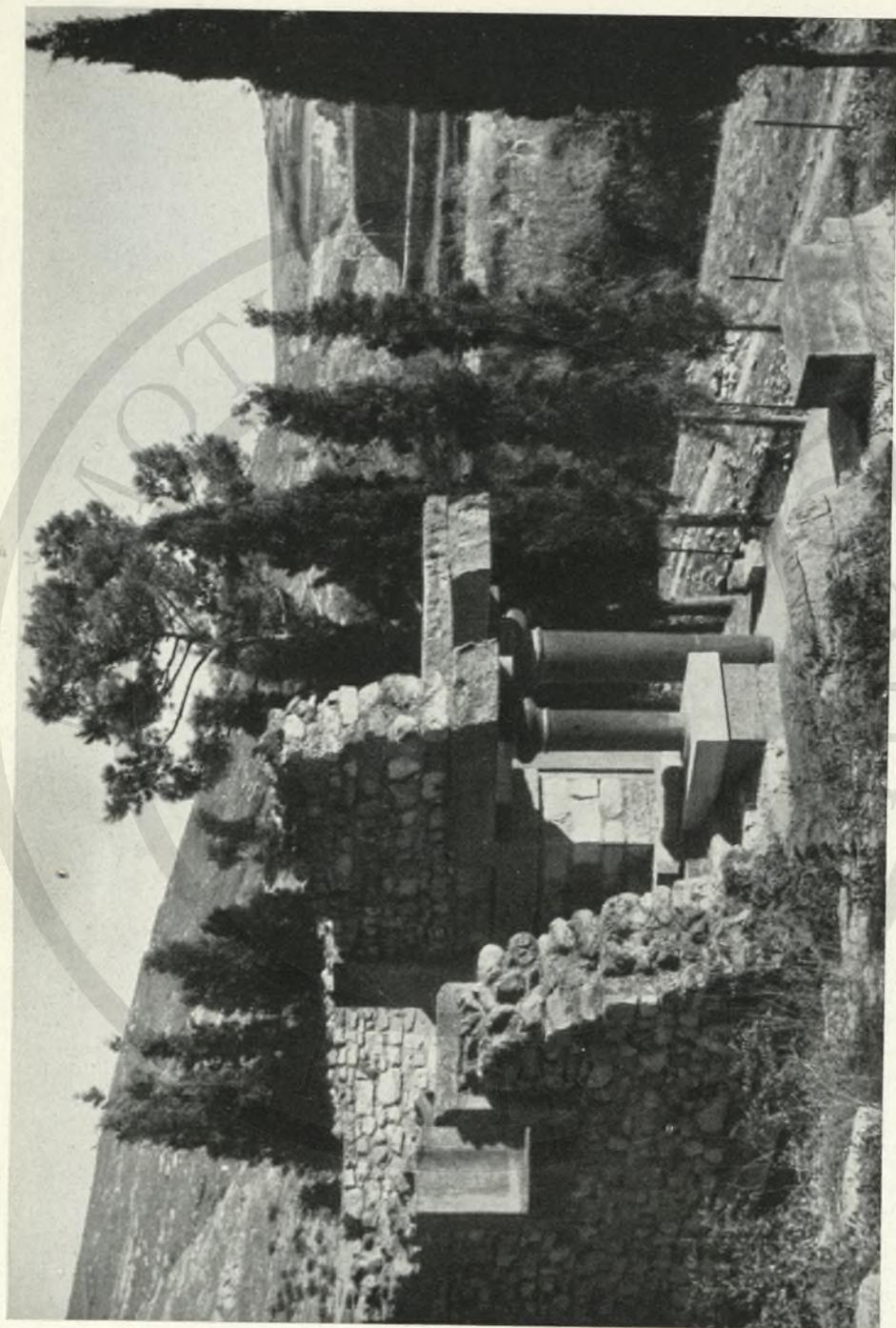
81. Der Hafen von Iraklion
D. Zupit Spangewer



82. Die Landschaft von Knossos

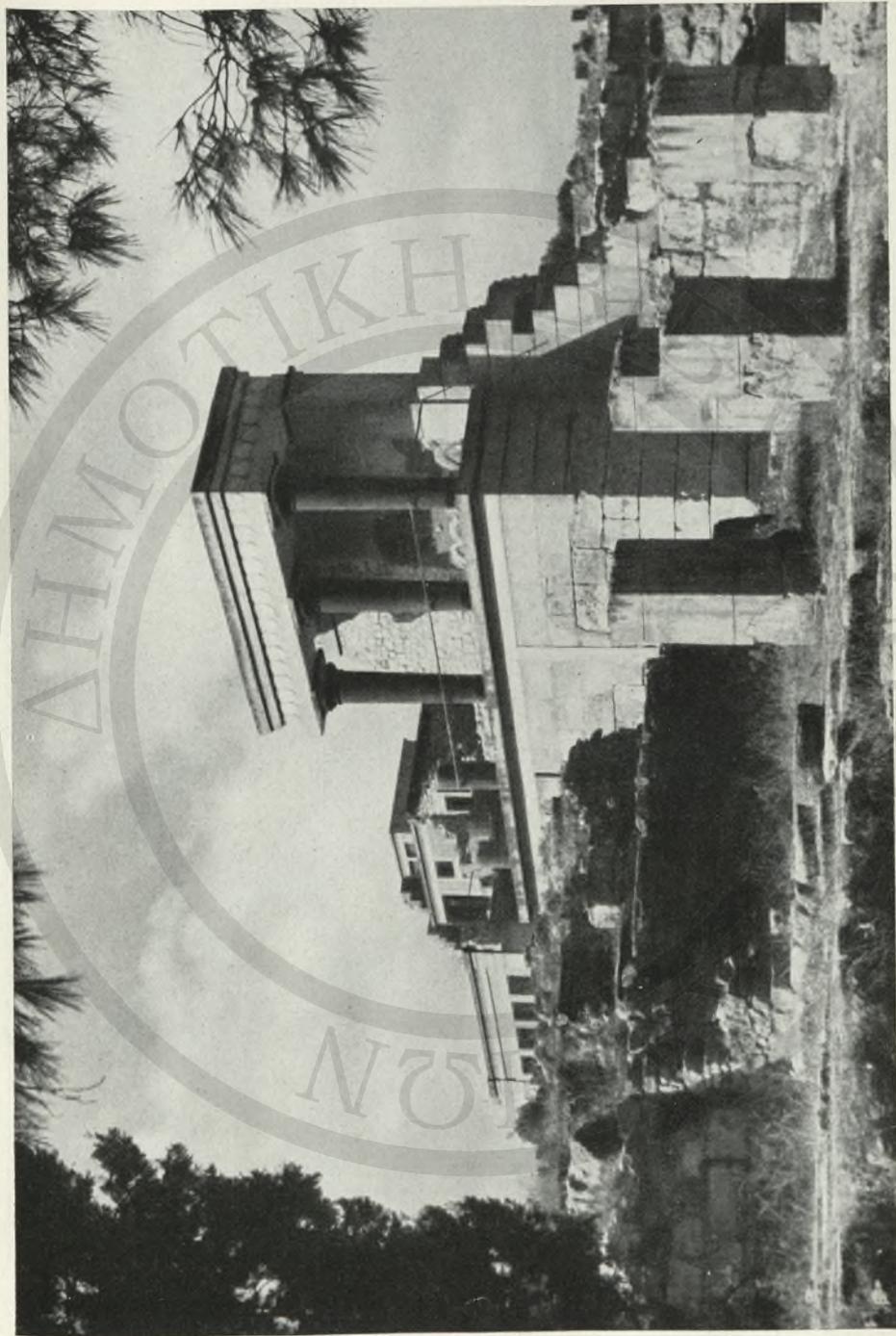


83. Das Ruinenfeld von Knossos



84. Teil des Königspalastes von Knossos

Πέλοδ τῶν ἀνωτέρων, πρὸ βασιλείου τῆς Κνωσῶν.



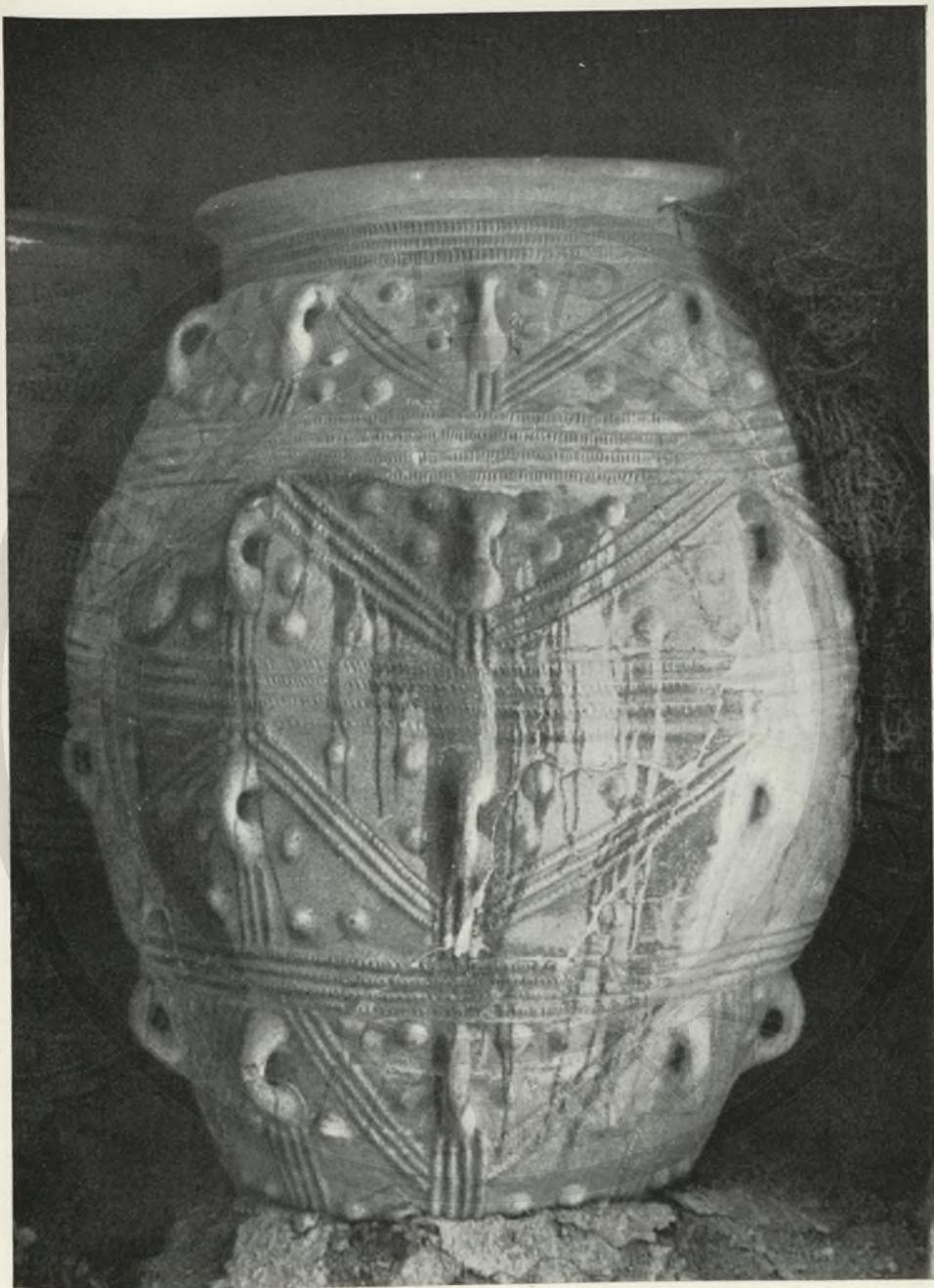
85. Rekonstruierte Säulenhalle des Königspalastes

— Αρσενόδαφνης ἐν τῷ ἑκτονῷ αἰῶνι ἐπὶ τῷ Ἰσχυροῦ καὶ βασιλεῦς



86. Thronsessel im Königspalast von Knossos

Ο Ορίωνας εἶς τῆς ἀνακτορῶν
ἐπὶ Βασιλεῦς τῆς Κνωσῶν.



87. Eines der übermannshohen Tongefäße aus einer Vorratskammer des Königspalastes

"Er ägypter als es ägypter, ägypter, ägypter, ägypter
 fuisse ägypter ägypter ägypter ägypter
 Barysins.



88. Der Morosini-brunnen in Iraklion

Η κρήνη του Μοροσίνι
είναι σπινθηροειδής

geraten war. Unwillkürlich kam mir ein Scherzwort in den Sinn, das mir einst ein Chaniote gesagt hatte und in dem die Bewohner der verschiedenen Inselteile gekennzeichnet werden; von allen wird etwas Vorteilhaftes ausgesagt, nur bei denen des Ostens wird die Sauberkeit in Frage gestellt. Nachdem ich das Bett zunächst mit dem Fußboden vertauscht hatte, wartete ich zuletzt in einem Sessel auf den Anbruch des Morgens. In aller Frühe verließ ich die ungestaltete Stätte und fuhr, ein wenig erobert über die Stadt, nach Agios Nikolaos. Ich konnte damals freilich nicht ahnen, daß ich in Neapolis noch viel Freude erleben, daß ich vor allem mit einem Lehrer am dortigen Stadtgymnasium durch innige Freundschaft verbunden werden sollte. Als genauer Kenner des kretischen Volkstums wußte er mir viel Eigenartiges zu erklären und manches wegweisende Buch oder aufschlußreiche Zeitschriftenheft zu besorgen, von dessen Vorhandensein ich ohne ihn wahrscheinlich nie etwas erfahren hätte. Später konnte ich mich auch davon überzeugen, daß die Ungezieferplage, die ich von anderen kretensischen Städten nicht kannte, auch in Neapolis keineswegs in der ganzen Stadt anzutreffen, sondern nur auf die Unsauberkeit der einen Hotelwirtin zurückzuführen war. Natürlich gedeiht das Ungeziefer auf Kreta besonders gut und es ist ihm nur mit äußerster Reinlichkeit beizukommen.

Auf halber Strecke nach Agios Nikolaos stehen mitten in der Ebene die paar Häuser und die Mühle des kleinen Ortes Limnes, dessen Name, „die Seen“, andeutet, daß sich hier einst ein stehendes Gewässer befand. Bald hinter dem Orte schließen sich die Hügelketten eng zusammen, die Straße muß sich in vielen Windungen durch Schluchten hindurchzwängen. Erst in der Nähe von Agios Nikolaos treten die Bergwände wieder zurück, wobei sich eine herrliche Sicht auf die Stadt öffnet. Etwas abseits von ihr, auf

einer Anhöhe, steht das große Schulgebäude, dahinter liegen die weißen Blöcke der Häuser, sich gegen das blaue Meer scharf abhebend. Von draußen grüßt ein Inselchen herein, auf dem eine kleine Kapelle steht.

Agios Nikolaos ist eine ziemlich junge Stadt. Man sieht das an ihren Gebäuden, an ihren Straßen, an ihrer gesamten Anlage. Sfakioten waren es, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre von Aufständen heimgesuchte und weithin gebrandschatzte Heimat verließen und sich hier ansiedelten. Durch ihre günstige Lage an dem natürlichen Hafen ist diese Gründung in kurzer Zeit — noch 1881 zählte sie nach den statistischen Angaben von Spaniadakis nicht mehr als 95 Einwohner — zu einer der wohlhabendsten Städte Kretas emporgewachsen. Freilich fehlen ihr solch alte, malerische Winkel, wie sie etwa Chania oder Rethymnon eigen sind; doch hat auch Agios Nikolaos manches reizvolle Plätzchen aufzuweisen, so die kleine Siedlung oben auf dem Berg in der Nähe der Schule, den Promenadenweg dicht am Meere hinter dem Hafen, die windgeschützte kleine Bucht im Nordosten der Stadt, die der Jugend als Badestrand dient. Und was der Siedlung Agios Nikolaos an Reizen fehlt, macht die Anmut der Natur und Landschaft ringsum wieder wett. Es wird wohl kein Zufall gewesen sein, daß sich den Genuesen der Name Mirabello, das Wunderschöne, aufdrängte, als sie zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf der heute Kefalu genannten Anhöhe im Osten der Stadt ein Kastell errichteten. Unter der Führung des Piraten Enrico Pescatore hatten sie sich damals, um den Venetianern in der Eroberung von Kreta zuvorzukommen, einiger Stützpunkte der Insel bemächtigt und auf ihnen Festungen errichtet. Doch sollte es ihnen nicht beschieden sein, Herren der Insel zu werden. Schon nach wenigen Jahren mußten sie dem stärkeren Venedig weichen und ihm auch das Kastell

Mirabello überlassen. In der Folge ist dieses die gesamte Bucht beherrschende Bollwerk noch des öftern zerstört und stärker wiederaufgebaut worden. Heute zeugen nur mehr Ruinen von der einstigen Festung, die von den Venetianern, nachdem sie ihr Oberst Baldella im Jahre 1645 den Türken ohne Kampf überlassen hatte, einige Jahre darauf wiedererobert und zerstört worden war; der Name aber ist geblieben: Merabello wird heute der ganze Bezirk genannt. Die Stadt Agios Nikolaos trägt ihren Namen nach einem kleinen Tempel in der Bucht.

Ich glaubte anfangs, mich in Agios Nikolaos nicht einleben zu können. Es gibt Städte, die einen auf den ersten Blick anheimeln, in denen bestimmte Saiten des Gefühls anklingen; Agios Nikolaos schien mir nicht zu ihnen zu gehören. Unbehaglich, bar jener Traulichkeit, die über anderen Städten und Dörfern Kretas liegt, zeigte es sich mir kalt und abweisend. Ich weiß nicht, woran es gelegen sein mag, daß mir seine Bewohner zurückhaltender und ungeselliger als die Menschen sonstwo auf der Insel vorkamen. Ob an dem Fehlen von Tradition und Geschichte? Vielleicht tue ich ihnen Unrecht und bildete mir manches nur ein, weil ich aus dem lebensfrohen Chania kam und man mir dort viel erzählt hatte von dem unwirtlichen Ostteil der Insel, mit dem Agios Nikolaos freilich nicht gleichzusetzen ist. Allmählich fand ich mich aber auch in dieser Stadt zurecht. Ich gewöhnte mich an die Eigenart ihrer Bewohner — und habe sie endlich lieb gewonnen.

Agios Nikolaos rühmt sich seines Wassers. Es wird aus einer Quelle in den Bergen bei Exo Potamies in die Stadt geleitet, wo es den Bewohnern willkommene Erfrischung bringt. Ich pflegte des Abends in dem großen Hausgarten meines Gastgebers zu sitzen, eines sehr besonnenen und würdigen Herrn. Durch seine ausgedehnten Reisen hatte er seinen Gesichtskreis geweitet, sich sehr gesunde An-

schauungen und ein sicheres Urteil zu eigen gemacht. Sein vornehmes Haus, zu dem noch ein Landgut in den Bergen kam, deutete auf Wohlhabenheit. In der Stadt schien er geachtet zu sein. Seine Arbeit und Liebe galt seiner einzigen, ebenso anmutigen wie vornehmen Tochter. Er behandelte mich sehr gastfreundlich. Womit immer er mich während unserer abendlichen Plaudereien bewirten mochte, ob es nun Raki oder Wein mit Mandeln, Rosinen oder Melonen war, zuletzt trank er ein Glas Wasser. Ich war anfangs erstaunt, wußte ich doch noch nichts von dessen Güte, bis er mir eines Abends erklärte, daß es das beste Wasser der ganzen Insel sei. Ich bezweifle es nicht, doch dürfte dazu beigetragen haben, daß es sich in dem Tonkrüge im Freien vor der Haustüre, den die kühlende Luft umspielte, wunderbar frisch hielt. Jedes Haus auf Kreta hat sein Stamni, den Tonkrug zur Aufbewahrung des kostbaren Wassers; er wird durch ein Büschelchen stacheligen Thymos' in der Öffnung gegen Verunreinigung geschützt. Diesem Stamni ist überall das Vorhandensein kalten Wassers zu danken, doch nicht an allen Orten ist es gleich bekömmlich, und in manchen Dörfern mag das Trinkwasser wohl an den nicht seltenen Typhusfällen Schuld tragen.

Im Hafen ist ein Kaiki mit einer Ladung Salz eingetroffen. Hell glitzert die weiße Fracht in dem Boote. Während sich einige Arbeiter schon um das Ausladen bemühen, kommt der Salzinspektor gemächlichen Schrittes über die Brücke. Er würde auch nicht schneller gehen, wenn zehn Boote angekommen wären, es fiel ihm schwer bei seiner Körperfülle. Was ist er doch für eine seltsame Erscheinung: die patschige Gestalt, der eigenartig geformte Kopf und, um den Eindruck voll zu machen, noch die Stimme, die nur ganz schwach vernehmlich ist und in

der Tonlage eines Kindes aus dem mächtigen Körper dringt. Er sah mir so gar nicht nach einem Kretenser aus, und ich hatte recht mit meiner Vermutung: er stammte irgendwoher aus dem Norden Griechenlands, war aber als Beamter hier herunter versetzt worden.

Das Salz ist von Elunda gekommen, dem antiken Olus, dessen teilweise vom Meer bedeckte Spuren heute noch in der Gegend von Poros zu sehen sind. Diesem Orte gegenüber liegt die kleine Insel Spinalonga, deren zerfallenes Kastell in früherer Zeit die Küste bewachte. Die Insel dient heute als Aufenthaltsort von Leprakranken. Noch vor siebzig Jahren, so erzählt der Kretareisende Franz von Löher, waren diese Ärmsten, vom Aussatz Befallenen über ganz Kreta verstreut. Sie stellten ihre siechen Körper an den Rändern der Landstraße zur Schau, die Vorüberziehenden um ein Almosen anflehend. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts wurden sie dann zu ihrem eigenen und der gesamten Insel Nutzen auf Spinalonga in einer geschlossenen Kolonie untergebracht; zum Nutzen der Insel, weil so der Verbreitung der schrecklichen Krankheit gesteuert wurde, zu ihrem eigenen, weil sie alle dasselbe Leiden tragen und dieses, indem sie nicht fortwährend durch den Anblick der Gesunden aufmerksam gemacht werden, leichter hinzunehmen lernen. So nützen sie die ihnen eingeräumten Freiheiten, unter anderem die, ihresgleichen heiraten zu dürfen. Dem Besucher freilich bieten sie einen erschütternden Anblick. Manche scheinen noch ganz gesund zu sein, andere verhüllen die beginnende Krankheit mit einem Handschuh oder irgendeinem anderen Kleidungsstück; viele aber sind schon bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Mit ihren zerfressenen Gesichtern und faulenden Gliedmaßen sind sie schreckliche Bilder menschlichen Elends. Wer noch nie die Nichtigkeit der menschlichen Kreatur, die Vergänglich-

keit des menschlichen Daseins gefühlt hat, dem wird sie unweigerlich bewußt in dieser Stätte der Aussätzigen. Die Kranken mögen froh sein, wenn die Besucher ihrer Insel, die sie unfreiwillig an schönere Tage erinnern, wieder fort sind, und diese sind es dann nicht minder; erschüttert und in dem beglückenden Bewußtsein, heil und gesund zu sein, denken sie an den grauenvollen Ort des Jammers.

Der 25. März, der Nationalfeiertag der Griechen, ist gekommen, der Tag, an dem sich im Jahre 1821 die Pforten der Freiheit für Hellas geöffnet. Festliches Geläut weckt schon früh die Stadt, alles rüstet sich zu dem feierlichen Gottesdienst. Ein junger Professor wird von der Kanzel herab die Festrede halten. Er hat schon des öfteren gesprochen; er wird mit seiner kraftvollen Sprache die Herzen der Nikolioten wieder mitreißen. An solch einer Feier muß man teilnehmen — drum ist der kleingewachsene Pangalos, aus der Mühle hinterm Stadtplatz, schon frühzeitig auf den Beinen. Er will sich seinen Platz ganz nahe an der Kanzel sichern, denn er fühlt sich als Patriot, der sein Vaterland mit Leib und Seele liebt. Mögen auch seine politischen Ideen seit fünfundzwanzig Jahren dieselben geblieben sein — er ist ohne Zweifel ein kreuzbraver Mann, der runde Müller mit dem frischen, roten Gesicht, dem langen Schnauzbart und den munteren schwarzen Äuglein, denen nichts entgeht, wenn er mit seinen kurzen Schritten durch die Straße trippelt. Er sorgt sich redlich für seine Familie, besonders für seinen Sohn, den Gott mit so geringen geistigen Gaben ausgestattet hat, daß sie nicht einmal für die Arbeit in der Mühle reichen. Zu Anfang hatte er es schwer getragen, der gute Vater Pangalos, nun scheint er darüber hinweggekommen zu sein.

Auch sein Namensvetter, Vertreter oder Angestellter

einer großen Firma, der sich für den Chef selber auszugeben pflegt, hat sich eingefunden. Obzwar er schon weit über vierzig ist, gibt er sich noch recht jugendlich. Er ist natürlich, wie so viele seiner Art, noch unverheiratet und ein richtiger Glentses, der kein Glendi, keine Lustbarkeit versäumt. Er zählt zwar sonst nicht zu den eifrigen Kirchgängern, doch heute will auch er nicht fernbleiben. Heute kommen sie alle, es ist ihnen patriotische Pflicht; und dann — wovon wollten sie denn sprechen, wenn sie abends beim Brunnen auf dem Hauptplatz stehen? Auf diesem Platze werden nachmittags kretische Volkstänze aufgeführt. Der Bürgermeister und der Präfekt, auf die man noch gewartet hat, sind eben gekommen, zwei gewichtige Gestalten: die verkörperte Amtsgewalt. Die Tänzerinnen, die sich an bunten Seidentüchlein festhalten, haben sich zum Reigen aufgestellt. Sie warten noch, daß die Geiger und die begleitende Mandoline mit ihrer Weise anfangen. Sie mutet fremd an, diese türkisch-orientalische Melodie, fast etwas monoton und doch sehr lebendig. Die Blicke der umstehenden Kretenser hängen ebenso an den tanzenden Mädchen wie die meinen; auch für sie ist der Reigentanz nichts Alltägliches mehr, wie er es noch für ihre Väter war, auch in Kreta haben die modernen Tänze einzuziehen begonnen. Die schlanke Marinio aber hat die alten Volkstänze ihrer Heimat ins Herz geschlossen. Mit Zurückhaltung und doch mit Feuer versteht sie den Reigen zu führen, ihre Augen, zwei Tautropfen gleich, blitzen im Kreise, während ihr weiter, buntgestickter Seidenrock wie im Winde fliegt. Sie ist die Seele des Tanzes und überhaupt die jugendliche Seele des Festes. So spielt sie die Hauptrolle in dem Stücke, das eine kleine Gruppe von Mädchen und Burschen nach dem Reigentanz aufführt. Es handelt von den Freiheitskämpfen gegen die Türken, in denen sich die Frauen von Mesolongi in helden-

hafter Selbstaufopferung von einem Felsen stürzten, um nicht in die Gefangenschaft zu geraten. Leidenschaftlicher Beifall stimmt dem Spiele zu und der Heldin. Er gilt wohl mehr noch der wirklichen als der Darstellerin, und der ist es wohl selbstverständlich, ist sie doch auch sonst nicht vom Leben verwöhnt. Wenn sie an den Abenden der Mutter Gesellschaft leisten muß, von der sie ängstlich behütet wird — der Vater, ein Fischer, ist vor einigen Jahren auf dem Meer umgekommen —, dann sucht sie Trost bei ihrer geliebten Geige, der sie in zigeunerhafter Art wunderbare Töne zu entlocken weiß. Fordert dann ihre Schwester, die ohne jedes musikalische Empfinden ist, daß sie endlich aufhöre, es sei doch nun genug geegigt, so zieht sie sich ohne Widerspruch aus der Helle des Zimmers in den dunklen Hof des kleinen Häuschens oben am Berg zurück und blickt träumerisch auf das Meer hinunter. Wer ihr folgte, würde vielleicht überrascht ihre feuchten Augen sehen und ihre schmerzlichen, sehnsuchtsvollen Gedanken erraten: im tiefsten Gefühl ihrer Einsamkeit gelten sie dem, der sie ganz versteht, der aber weit überm Meere weilt, ohne daß sie wüßte, wann er wiederkehrt.

Zwei Wegstunden südlich von Agios Nikolaos liegt die Ortschaft Kritsa. Der Polizeimajor hat mich eingeladen, ihn dahin zu begleiten. Er ist ein gemüthlicher Herr, der aussieht, als müßte es ihm jedesmal schwerfallen, in seiner amtlichen Eigenschaft aufzutreten. Trotzdem scheint er tüchtig zu sein, sonst wäre er nicht schon so lange in derselben Stadt. Die Straße ist nicht im besten Zustand und stellenweise recht eng. Sie zieht sich oft in sanften Windungen durch die steinigen Felder. Da kommt uns ein Eseltreiber entgegen: sein Tier tritt mitten auf der Straße, wie im stolzen Bewußtsein, früher auf der Insel

gewesen zu sein als das Auto, in dem wir eilends dahinfahren; und als wollte es seine älteren Rechte beweisen, stellt es sich plötzlich gar quer über die Straße, so daß wir raschest abbremsen müssen. Wie sehr sich der Treiber auch bemüht, es macht nicht Miene, sich von der Stelle zu rühren. Da fährt unser Fahrer ganz nahe an den Esel heran und stößt ihn, völlig kalt und unberührt, mit einem jähen Ruck des Wagens um. Dem Tier scheint zwar nichts geschehen zu sein, jedenfalls ist es schnell wieder auf den Beinen, dem Major aber ist eine solche Behandlung des Esels doch zu roh. Er beschimpft seinen Fahrer, den der außer sich geratene Treiber gleichfalls mit einem Schwall von Flüchen überhäuft. Sie hallen uns noch nach, als wir schon ein merkliches Stück weitergefahren sind.

Bald erscheint vor uns ein sanfter Hang mit den langen Häuserreihen von Kritsa. Über eine kleine Brücke schlängelt sich die Straße, am Schulgebäude vorbei, in das Dorf, das einen gepflegten, ja traulichen Eindruck macht. Wie gewöhnlich in kretischen Dörfern, sitzen ein paar Müßige vor den Kafeneia, den Kaffeehäusern rund um den Dorfplatz, und betrachten mit kritischem Blick alles, was von draußen kommt: Fußgänger, Eseltreiber und Fahrzeuge. Haben sie entdeckt, daß eine höhergestellte Persönlichkeit oder ein Fremder sich zu ihnen verloren hat, dann füllt sich eilends der Platz mit neugierigen Menschen, die aus allen Winkeln herbeiströmen. „Wer ist es, woher kommt er, was will er?“ raunt es dann durch die Menge. Immer sind welche dabei, die recht wohl wissen, daß man nicht ohne Absicht zu ihnen kommt; sie weisen einen, ohne daß man sie darum bittet, in die Gemeindestube oder zum Popen. Diesmal ist freilich kein Führer zum Proedros, zum Bürgermeister, notwendig, der dem Polizeimajor gleich entgegenkommt; sie haben einiges miteinander zu besprechen. Ich schliesse mich wohl an, aber bald nach der

Begrüßung, die selbstverständlich mit einem Gläschen Raki beschlossen wird, lasse ich die beiden allein und mache einen Spaziergang durch das Dorf.

Es sind muntere Menschen, die hier wohnen. Die Natur hat es aber auch gut gemeint mit ihnen: die Erde ringsum gibt ihnen Brot und Öl, in ihren Gärten wachsen Obst und Gemüse, von den Almen weiter droben in den Bergen holen sie sich den saftigen Käse. Sie haben, was sie brauchen in ihrem bescheidenen Sinn, und sind zufrieden. Es beglückt mich, über dem ganzen Dorf etwas wie freie Heiterkeit zu spüren.

Der Major will noch nach dem etwas höher gelegenen Krusta fahren, in dem kürzlich wieder ein paar Schafe gestohlen worden sind. Da muß er wieder einmal nach dem Rechten sehen. Gerne begleitete ich ihn auch dahin. In kaum einer Viertelstunde haben wir unser Ziel erreicht. Wie anders aber sieht dieses Krusta aus, obwohl es so nahe bei Kritsa liegt! Es ist ein ärmliches Gebirgsdorf, in dem die Bewohner wie eingesperrt hausen. Knorrigen Baumstämmen gleich stehen sie vor ihren kleinen Häuschen und starren uns, die aus einer andern Welt zu kommen scheinen, fast vorwurfsvoll an. „Was er wohl schon wieder will, der Papadakis von der Polizei? Sucht er den Viehdieb? Er findet ihn doch nicht! Alle Augenblicke treibt ihn der Teufel her, dabei wird immer mehr gestohlen!“ mögen sie sich wohl denken. In ihren harten Gesichtern ist das stete Ringen um das kärgliche Brot ausgedrückt. Als dürfte er ihre Gedanken erraten, hält sich der Major nicht lange auf. Noch ein paar Weisungen an den Bürgermeister, und rasch fährt er wieder ab. Fast scheint es, als sei er froh, wieder aus dem Dorfe draußen zu sein. Mir aber geht der seltsame Gegensatz im Lebensmaß der beiden Dörfer noch lange nach. So verschieden sie sein mögen, irgendwie haben sie doch etwas gemein-

sam. Sie sind aus der gleichen Familie, und fast scheint es mir, als hätte ich in dem einen den Urahn des anderen gesehen. Sie sind heute noch vor meinem Auge, das anmutige Kritsa und das düstere Krusta, das eine ein heiter plätscherndes Bächlein, das andere ein dunkles, stehendes Gewässer.

IM ÄUSSERSTEN OSTEN: SITIA

Seit der Fahrt an der Südküste habe ich mich noch nicht wieder dem Meere anvertraut, die Insel selbst birgt noch immer zu viel Neues und Schönes, als daß ich ihren Boden zu verlassen wünsche. Schließlich aber kann ich die Einladung eines alten Schiffers, der mich schon öfters auf seinem kleinen, mit Motor und Segeln ausgestatteten Kaiki mitnehmen wollte, nicht länger abschlagen. So fahren wir denn eines Morgens bei fast völliger Windstille auf seiner „Penelopi“ von Agios Nikolaos nach Sitia, der östlichsten Stadt am Nordrand der Insel, ab. Während ich dem Kapetan Nikolis dankbar sage, wie es mich freut, wieder einmal so schön und ruhig die Küste entlang zu fahren, äußert vorlaut Mitsos, ein junger Bursche, der auf dem Boote als Steuermann, Matrose und überhaupt als Faktotum auch noch zu allerlei anderen Diensten verwendet wird, er hoffe, ich hätte nicht allzu ausgiebig gefrühstückt und mir den Magen überladen. Ich habe dafür nur ein verächtliches Lächeln; bei einer Küstenfahrt von acht Stunden, wenn auch auf einem so kleinen Kaiki, sollte man seekrank werden? Mir ist noch die angenehme Fahrt nach Paläochora in Erinnerung, und so glaube ich, daß es Poseidon auch diesmal gut meinen wird. Damals freilich fuhren wir entlang der windgeschützten Südküste.

Ich genieße noch den herrlichen Blick auf die Bucht von

Agios Nikolaos: immer kleiner werden die Häuser der Stadt, bald ist nur mehr das schloßartige Schulgebäude oben auf dem Berg zu sehen; zur Rechten taucht schon der flache Strand von Pachiamos auf. Dieser Name deutet auf das Vorkommen von vielem Sand. Und wirklich finden sich hier überall an der Küste dicke Schichten Sandes. Auch noch weiter im Innern ist die Landschaft mit einem hellgelben Hauche überzogen. An dieser Stelle wird das Land von den beiden bald ineinander übergehenden Meeren, dem kretischen und dem ägäischen, zu einem engen Halse von nur zwölf Kilometern Breite zusammengeschnürt, der den ostwärts davon liegenden Teil Kretas der Schwanzflosse eines riesigen Fisches gleichen läßt. Während man geradewegs, dem Meer entlang, zu der spätminoischen Stadt Gurnia gelangt, deren Ruinen noch die enge Bauweise jener Epoche verraten, biegt die Straße südwärts nach den Dörfern Katochorio und Episkopi ab und führt weiter nach dem sonnedurchglühten Jerapetra, dem antiken Hierapytna, von dem nur mehr ein paar Steintrümmer westlich der Stadt zu sehen sind.

Dort unten im Süden ist es merklich heißer als an den Nordküsten der Insel, es streicht schon der Gluthauch der Wüsten Afrikas über die Melonen- und Gurkenfelder in der fruchtbaren Ebene rings um die Stadt. Auch die Menschen, die in der großen Öl- und Seifenfabrik „Minos“ arbeiten oder müßig um die alte Moschee am Hauptplatz sitzen, scheinen dunkelfarbiger zu sein als sonstwo auf der Insel. Als ich einmal dort war, traf ich einen älteren Mann, der, was nicht allzu häufig vorkommt auf Kreta, in der Geschichte seiner Stadt ein wenig bewandert war. Er wollte wissen, daß Jerapetra zu Beginn des 16. Jahrhunderts von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht und dabei fast völlig zerstört

worden war. Und dann — ich würde doch schon etwas von Napoleon Bonaparte gehört haben? — dieser Napoleon, auf seiner Heimreise aus Ägypten, habe in der Stadt angelegt, einen Kaffee getrunken und sei dann wieder weitergefahren. Aber er weiß auch von dem alten Turm drüben, der in der Türkenzeit eine Rolle gespielt hat, von dem ungesunden Klima, das andauernd Fieberkrankheiten hervorruft, und noch von manchem anderen zu berichten.

Doch sind wir damit im Erinnern von unserem Kurs abgekommen. Sehen wir doch lieber auf das, was vor unseren Augen emporwächst, während unser Kaiki in ständigem Schaukeln die sanften Wellen durchquert. Da ragen mächtige Felsklippen ins Meer hinaus, gewaltigen Tatzen gleich, die ein Ungeheuer von sich streckt. Unvorstellbare Zeiten brechen sich an ihnen die Wasser und wirbeln in schäumendem Gischt auf, aber alle ihre Wut verzischt vergeblich:

Hoch ragt der Gipfel immerdar,
mag ihn auch Schnee bedecken;
schlägt auch den Fels das Meer, er wird
als Fels sich ewig recken.

Abseits strebt ein nackter Felsblock aus den Wassern, es ist das Inselchen Pseira. Man hat ihm diesen Namen wohl gegeben, weil es von droben, etwa von der Straße aus, die durch das karstige Land führt, einer Laus gleicht, die mit mächtigem Buckel und winzigem Köpfchen dazuhocken scheint. Vor Jahrtausenden, in minoischer Zeit, herrschte reges Leben auf dem Felseneiland, heute ist es verlassen, wie überhaupt die Landschaft in diesem Teile der großen Insel. Selbst die fleischigen Agaven, die sonst die Straßen Kretas säumen, fehlen hier, an Stelle der blühenden Matten breiten sich nur unbelebte steinige

Halden, die selbst für die Genügsamkeit der Schafe zu wenig zum Leben bieten. Nur der Johannesbrotbaum mit seinen braunen Charupia, dem es nirgends zu karg zu sein scheint, bietet hier gelegentlich willkommenen Schatten.

Für die wenigen Bauern, die in generationenlanger Arbeit diesem Boden ein Stückchen Ackerland abgerungen haben, indem sie jeden der unzählig über das Land gesäten Steine einzeln wegtrugen, ist sein Ertrag nur so gering, daß davon kaum ein einzelner Mensch, geschweige denn eine Familie leben kann. Mein Kaikatsis Nikolis, dessen Eltern aus Sfaka, einem kleinen Dorf in dieser Gegend stammen, weiß von den Mühen des harten Lebens hier aus eigenem Schicksal. Ihn hat es darum nicht gelitten in der rauchigen Küche der Hütte daheim, ihn hat das Meer gelockt, wie es so viele, die von einem besseren Leben träumen oder nur überhaupt leben wollen, in die Fremde zieht. Sie gehen nach Athen oder Ägypten, nach Amerika oder sonstwohin in die Ferne, wo sie es dank ihren angeborenen kaufmännischen Fähigkeiten in der Regel zu Wohlstand bringen. Nikolis freilich ist nicht so weit gezogen; wenn er aber mit seinen fünfzig Jahren auch kein großer Reeder geworden ist, so nennt er doch das kleine Kaiki, das mit mancherlei Frachtgut von einem Hafen der Insel zum anderen fährt und sich manchmal auch etwas weiter hinauswagt, sein eigen. Es bringt ihm ein, was er zum Leben braucht, und sogar noch etwas darüber, und seiner Meinung nach auf bequeme Art. Jedenfalls hat er sich ein hübsches Häuschen in Sitia erworben und gedenkt sich zu verehelichen, diesmal anscheinend allen Ernstes. Er ist glücklich, verliebt wie ein Zwanzigjähriger; sogleich nach unserer Ankunft in Sitia will er mir seine Braut, die Aristeia, zeigen. Er hat sie sich aus seinem Heimatdorfe Sfaka geholt. Nach seinen

Worten und Gesten zu schließen, ist sie die Schönste und Beste, wenigstens im engeren Umkreis. Stundenlang erzählt er von ihr, und ergeht er sich nicht in Lobpreisungen seiner Aristeia, plaudert er von seinen Fahrten und seinen Geschäften, fesselnd und heiter.

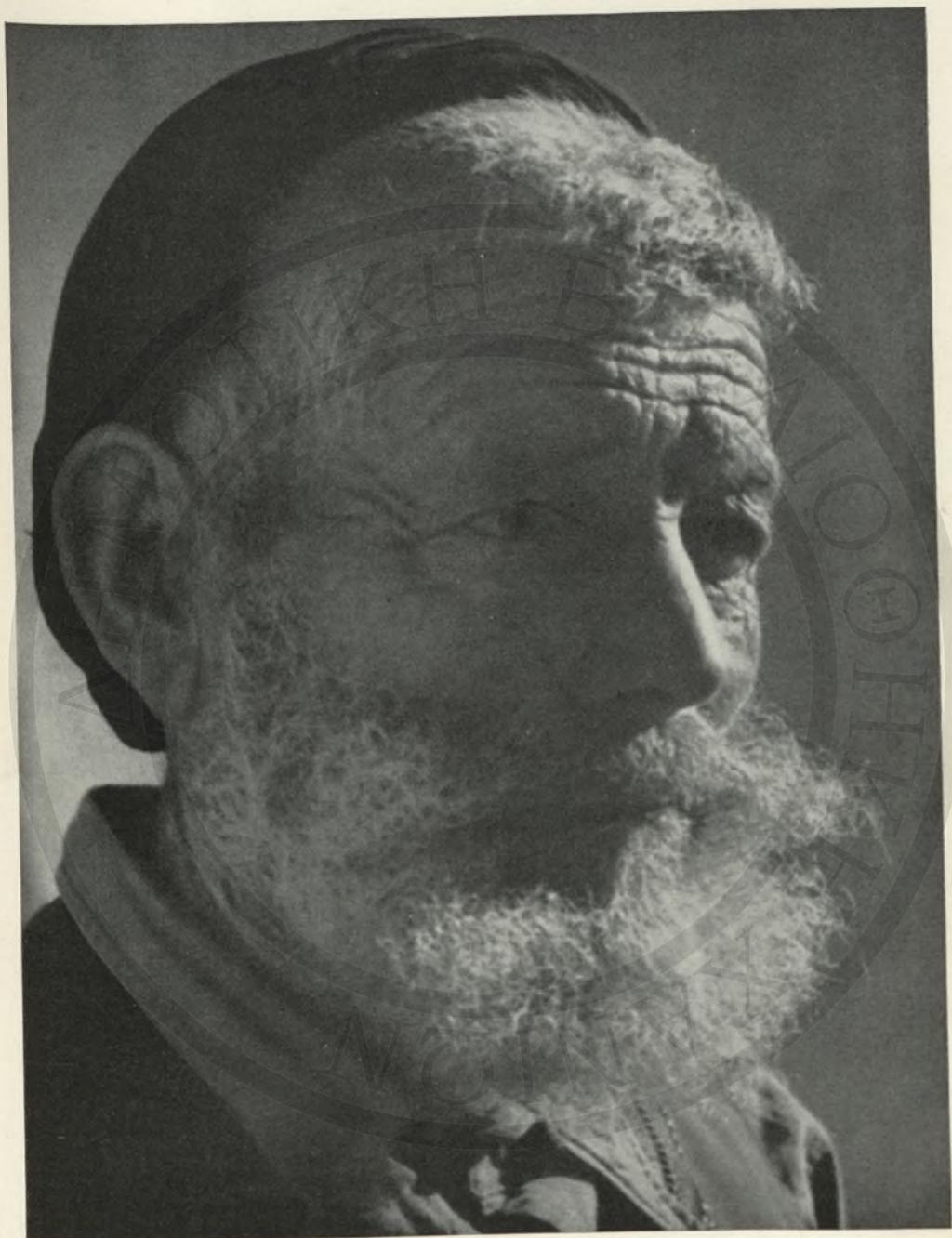
Mir freilich ist es im Augenblick gar nicht heiter zumute. Vom Nordwesten, vom offenen Meer her, hatte sich bald nach unserer Ausfahrt ein kräftiger Wind erhoben. Nach einigen Stunden mußte ich erfahren, daß die Fahrt in einem kleinen Segler bisweilen recht unangenehm werden kann. Hätte ich zuerst jubeln wollen im Gefühl der Freiheit, der engsten Verbundenheit mit den Elementen, so wollte ich jetzt nichts sehnlicher, als auf einem großen Dampfer sein zu dürfen. Und während ich überhaupt alle Seefahrt verwünschte, muß ich nicht gerade attraktiv gewirkt haben. Jedenfalls verzieht sich das Gesicht des Mitsos zu einem höhnischen Grinsen, dieses Gesicht, das schon von Natur aus besonders dunkel ist, was ihm den Spottnamen Mawromuri, Schwarzgesicht, eingetragen hat, und nun, noch durch das Öl geschwärzt, mir schlechthin teuflisch vorkommt. Wie bin ich glücklich, daß wir uns nun merklich dem Hafen von Sitia nähern, daß dessen Häuser schon aus der Ferne herübergrüßen.

Sitia ist nicht wie Agios Nikolaos eine junge Gründung, sondern kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Schon im Altertum gab es hier eine Stadt Setaia, wenn die Annahme des Sprachforschers Chatsidakis richtig ist, der aus dem inschriftlich bezeugten Volksnamen der Setaeten eine Stadt dieses Namens erschließt, wiewohl der Name Sitia auch auf das geschichtliche Eteia zurückgehen kann. Während der byzantinischen Zeit bereits Bischofssitz, erfreute sich die Stadt besonders während der Herrschaft Venedigs auf Kreta einer außerordentlichen Blüte.

Damals war sie auch die Hauptstadt des östlichsten der vier Inselkreise, und erst die Türken, die Sitia im Jahre 1650 eroberten, machten den gesamten Ostteil, den heutigen Kreis Lassithi, von Chandax, dem damaligen Iraklion, abhängig. Ja sie gingen sogar so weit, daß sie der Stadt Sitia eine Zeitlang ihren althehrwürdigen Namen raubten und sie nach einem ihrer Kommandanten, dem Awnis Pascha, Awnie benannten. Erst um 1870, als der Neubau der Stadt erfolgte, erhielt sie ihren historischen Namen zurück.

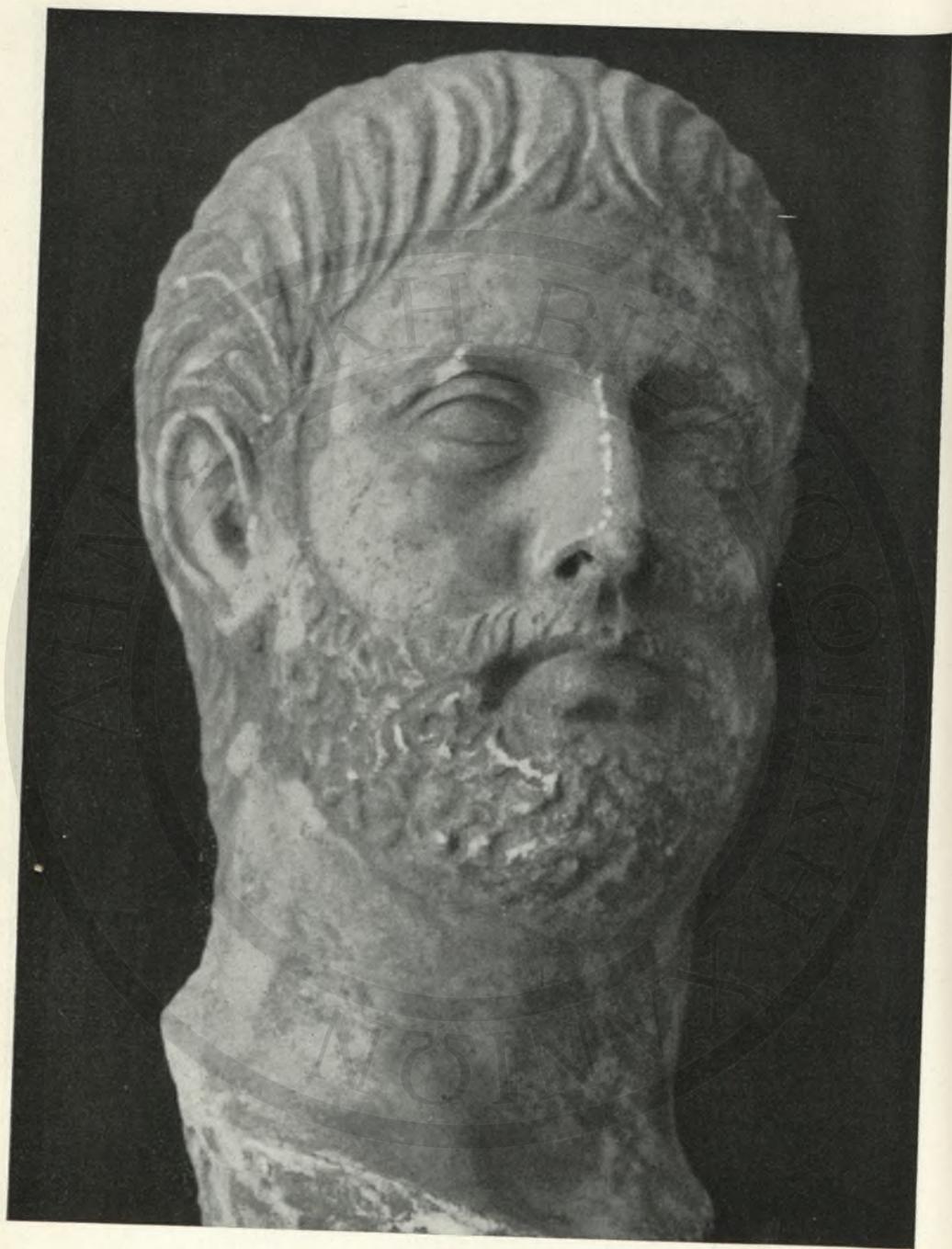
Nicht immer herrschte in Sitia der stille Friede, der nun über seinen Dächern ruht, wengleich es niemals von solchen Kämpfen umtobt war wie die Städte des Westens. Aber zeitweilig regte sich auch in seinen Bewohnern der Geist, der die Andarten von Selino und Sfakia beseelte. So war Sitia entscheidend beteiligt an der Erhebung von 1362, als die Kretenser im Verein mit der venetianischen Bevölkerung der Insel gegen die Dogenrepublik, die damals mit Ungarn im Kriege lag, aufstanden und die Demokratie des hl. Titus, des Schirmherrn der Insel, ausriefen. Damals mußte eine rhodische Flotte vor der Stadt erscheinen, damit ihren Bewohnern klar werde, daß die Herrschaft Venedigs auf Kreta noch kein Ende gefunden habe. Ein Schauplatz blutiger Kämpfe war Sitia auch im großen Aufstande von 1821. Ein letztes Mal schallten die Kriegstrompeten um die Mauern der Stadt im Jahre 1897, als die in ihr verschanzten Türken von den aufständischen Kretensern belagert wurden. Wieder waren es Kriegsschiffe, die dem Aufstand im Gebiete von Sitia ein Ende bereiteten, nur waren sie diesmal von den Großmächten Europas gesandt und entsetzten die hartbedrängten Untertanen des Halbmondes.

Eine strahlende Wärme geht von diesem lieblichen Städtchen des Ostens aus, romantischer Zauber liegt über



89. Bauer aus den Weißen Bergen

Handwritten text in Cyrillic script, likely a signature or note, located below the caption.



90. Griechische Porträtbüste aus dem Museum von Chania

Επιγραφή: Αριστοτέλης

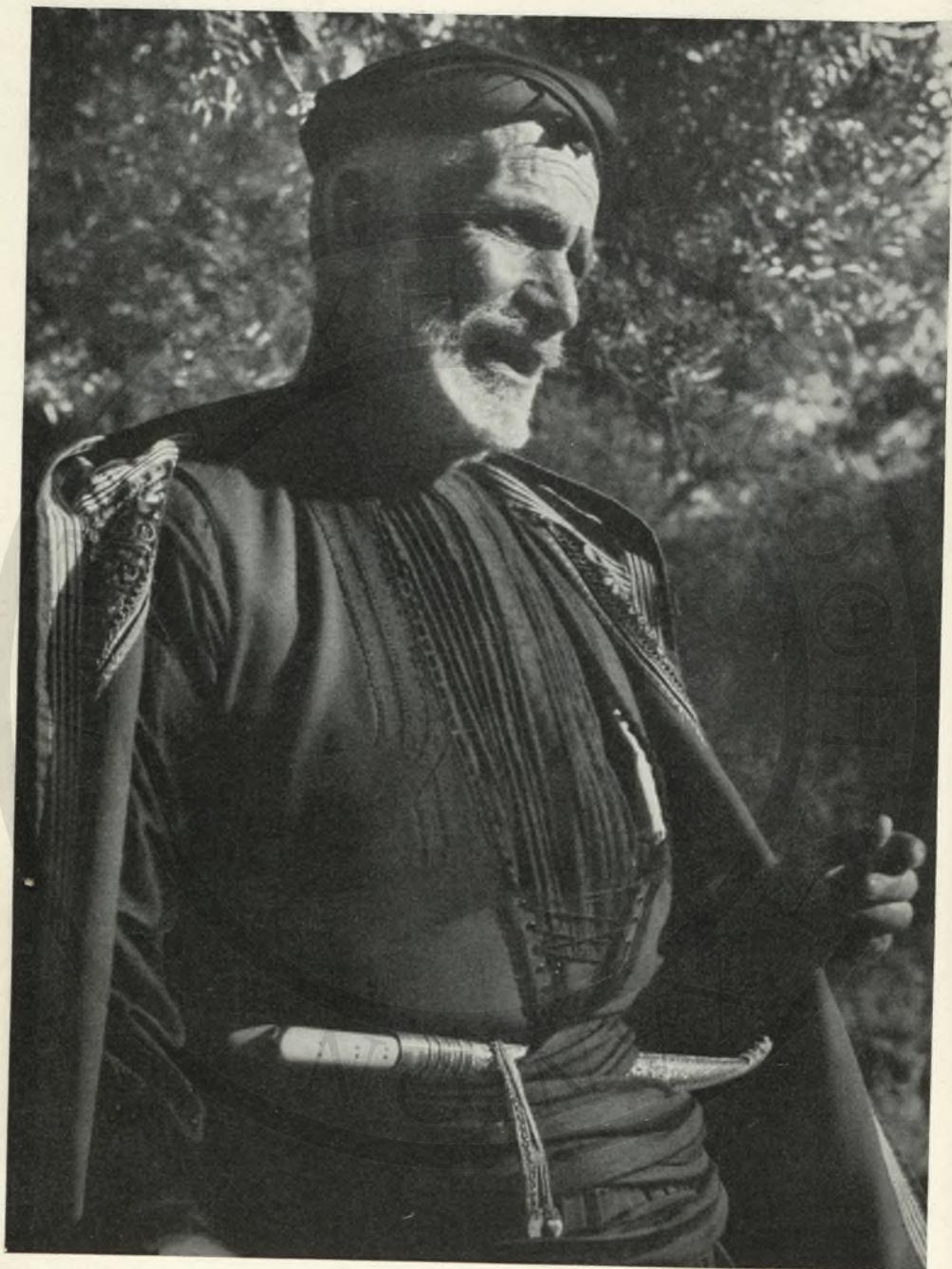
*Επιγραφή
από το
στο Μουσείο
Χανίων*



91. Schafhirte im weißen Raso

Handwritten text in Cyrillic script, likely a transcription of the caption or a note.

Handwritten text in Cyrillic script, possibly a signature or a date.



92. Der Bürgermeister im Feststaat

Ο πρόεδρος της κοινότητας Πάκκω
με εορταστική ενδυμασία



93. Auch das Enkelkind hat schon seinen Dolch

Ἐπίκουρος ὁ ἔγγυος. ἔχει ἰνδὴ καὶ ἔχχειριδιον



94. Junge Kréterin in Festtracht

Νεαία Κρήσσα ἐν ἐσπέραιον
ἐνδύμασι.



95. Alte Kreterin, spinnend

Fotografie von ...

Τοια κρητικη αει αλλα



96. Blütezeit

Евразія індійська

seinem Kastell mit den alten Mauern, seinen versteckten Häuschen und den hohen Pappeln am Ostausgang. Besonders angenehm berührt mich die Sauberkeit, die mir überall im Hafen, auf den Straßen und in den Höfen der weißgetünchten Häuser geradezu entgegenleuchtet. Man vermißt sie bisweilen in anderen Städten der Insel. Die Stadt Sitia macht ihrem großen Sohne, dem Dichter des Erotokritos, Ehre, nicht nur durch ihr Äußeres, sondern auch durch die Lebensart und Friedfertigkeit ihrer Bewohner, die Wert darauf legen, daß man ihre geistige Aufgeschlossenheit, ihre Fortschrittlichkeit anerkenne. In den letzten Jahren haben sie sogar einen Verein gegründet, der den Namen des Dichters Vitsentsos Kornaros trägt und schon über eine ansehnliche Bibliothek sowie ein kleines Museum verfügt. Seine Mitglieder haben sich weitgespannte Ziele gesetzt: Neben der Pflege der Literatur und der Erforschung der Volkskunde ihrer Heimat bemühen sie sich um eine reale Kultur, indem sie sich den Schutz von Gärten und Baumanlagen angelegen sein lassen und sogar ein paar hundert junge Bäume gepflanzt haben.

Dieses hat mir voll Stolz die Tochter des Bürgermeisters von Sitia erzählt, dessen gastliches Haus sich mir eines Abends öffnete. Sie hatte die Redegewandtheit ihres Vaters und wußte mit viel Geschick, was sie im Gymnasium oder auch nebenher gelernt hatte, im Gespräch zu verwerten, jedenfalls schien sie aber sehr viel zu lesen und ihre Aufmerksamkeit den verschiedensten Dingen zuzuwenden. Während wir über das und jenes plauderten, kamen wir auch auf die geistigen Leistungen der Griechen in den letzten Jahrhunderten zu sprechen. Dabei hätte ich sie bald sehr böse gemacht. Ich hatte nämlich die Ansicht geäußert, daß mir die Griechen mehr jenen Wissenschaften zugetan schienen, deren praktische Ver-

wertung am einträglichsten sei, wie Medizin und die Rechte, daß sie den übrigen Disziplinen aber ferner stünden. Da funkelte mich die kleine Gymnasiastin wild an und fragte, ob ich denn nichts gehört habe von dem genialen Sprachforscher Chatsidakis, von dem Archäologen Xanthudidis und von dem, was griechische Forscher auf dem Gebiete der Byzantinistik geleistet hätten, ob ich die philologischen und volkskundlichen Zeitschriften „Laographia“, „Athena“, „Driros“, „Myson“, und wie sie alle heißen, nicht kenne und ob ich nicht wüßte, daß von der Akademie in Athen an einem großen Wörterbuch gearbeitet werde. Als ich dies alles zugab, gleichwohl aber entgegnete, daß die Griechen im großen und ganzen dabei nur in den Spuren der Wissenschaft des europäischen Westens wandelten, ereiferte sich Fotini noch mehr. Sie suchte die Originalität griechischen Schaffens dadurch zu beweisen, daß sie die Namen noch einer Reihe von Männern hervorsprudelte, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht hätten, und nicht versäumte, Solomos und Palamas zu nennen, die zwei bedeutendsten griechischen Lyriker des 19. Jahrhunderts. Gerade auf Solomos könnte Kreta besonders stolz sein, da die Wiege seiner Ahnen im Dorfe Woila im Kreise Sitia gestanden habe. Und zum Schluß fragte sie, ob ich denn vergessen hätte, daß der Anfang aller europäischen Wissenschaft vom alten Hellas ausgegangen sei, noch dazu auf dem Boden der Insel, der das antike Griechenland so viel seiner Kultur verdankte. Dies zu bestreiten wäre schwer möglich gewesen, wengleich die aufgeweckte Siotin damit etwas weit über die letzten Jahrhunderte zurückgegangen war.

Es lag mir ferne, Fotini noch mehr zu reizen. Aber ich kann mir gut vorstellen, daß aus dieser glühenden Patriotin eine wütende Mänade geworden wäre, hätte ich

ihr etwa das Urteil des Polybios über die Kretenser seiner Zeit vorgehalten, der ihr ränkevolles Wesen, ihre angeborene Raubsucht und ihre beständigen Bürgerkriege tadelt, oder die Worte des Apostels Paulus, der den Vers eines ihrer eigenen Propheten — gemeint ist wohl der kretische Dichter Epimenides aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. — anführt, wonach die Kretenser immer Lügner, böse Tiere und Faulbäuche seien, und der besonders auch gegen ihre Trunkergebenheit eifert. Arme junge, begeisterte Fotini, die ihr eigenes Feuer noch so heiß durchloderte, daß sie keine Abkühlung ertragen hätte. Vielleicht hätte ihre Fassung ausgereicht, nur zornig aufzuspringen, eiligen Schrittes hinauszugehen und den ganzen Abend kein Wort mehr mit mir zu sprechen. Diese klassischen Urteile über die Kretenser sind aber auch zu hart, so daß sie nicht mehr der Wahrheit entsprechen. Der Kretenser neigt wohl wie jeder Südländer zur übertreibenden Ausgestaltung der Wirklichkeit; die Worte fließen ihm so leicht von den Lippen, daß er gar nicht merkt, wie weit er sich von der Wahrheit entfernt; er macht manches dazu, was gar nicht da ist, aber alles, ohne dabei die Absicht der Lüge zu haben. Zudem muß man den Urgrund dieses Wortes der alten Griechen von dem immerwährenden kretischen Lügner kennen: In der Mythologie der alten Kretenser stirbt Zeus nach seinem Lebenswandel auf Erden und wird in der Nähe von Knossos begraben; diese Seite des Mythos widersprach so gänzlich der Auffassung der Festlandgriechen von dem unsterblichen Beherrscher des Olympos, daß sie ihnen nicht anders denn als Lüge erscheinen mußte. Das war der Grund, daß sie alles, was ein Kretenser erzählte, als ein „kretizein“ bezeichneten, ein lügenhaftes kretisches Gerede. Eine gewisse Rivalität gegen diese unabhängige und kulturell weit fortgeschrittene Insel mag auch noch dazugekommen sein.

Etwa vier Wegstunden ostwärts von Sitia erhebt sich auf einsamer Ebene, ziemlich hoch über dem Meere und von ferne sichtbar, ein altertümlicher Bau. Trutzig ragen seine mächtigen Quadern aus der verlassenen Landschaft ringsum. Auf den ersten Blick könnte man ihn für eine Burg halten, und tatsächlich haben die wehrhaften Mauern des Klosters Toplu in vergangenen Jahrhunderten bedrängten Christen als Zufluchtsstätte gedient. Der eigenartige Name, unter dem heute das Kloster bekannt ist, ist nicht griechisch, es hieß auch nicht immer so, sondern wurde als Kloster der Kyria Akrotiriani, der Muttergottes von Akrotiri, am Ende des 16. Jahrhunderts gegründet. Da es, von allen Seiten zugänglich, während der Türkenzeit den unentwegten Überfällen räuberischer Piraten ausgesetzt war, erhielt es die Erlaubnis, zu seinem Schutz Kanonen aufzustellen, durch deren Schüsse gleichzeitig den Bewohnern abgelegener Metochia, kleiner ländlicher Siedlungen, das Nahen von Feinden angezeigt werde. Diesen Kanonen, die im Türkischen „toplar“ heißen, dankt es denn auch seit der Wende des 18. Jahrhunderts seinen Namen.

Wir sind auf unseren Maultieren ganz nahe an den wuchtigen Bau der Klosterfeste herangekommen, steigen ab und überlassen die Tiere sich selbst. Auf unserem Weg durch den offenen Toreingang kommt uns ein schwächlicher Bruder entgegen und fragt, wie ein Pförtner am Tore einer andern Welt, nach unserem Begehren. Nachdem er unseren Wunsch, das Kloster zu besichtigen, erfahren, begleitet er uns zum Igumenos, zum Abte. Macht das Äußere des Klosters den Eindruck eines alten Kastells, so glaubt man sich in dem schmalen Innenhof, der mit seinen düsteren Wandelgängen und den engstufigen Steinstiegen mehr einem Burgverlies gleicht, gänzlich von der Außenwelt abgeschlossen. In der Tat ist dieses Kloster ein kleiner

Staat für sich, der in autarker Selbständigkeit fernab von den Städten nahe dem Ostrand der Insel besteht. Weit hin dehnen sich seine Ländereien, auf denen Öl, Wein und Getreide gedeiht. In den Gebäuden des Meierhofes zu beiden Seiten des Klosters wohnen die Knechte und Hirten, denen die Sorge um die mächtigen Herden obliegt.

Da kommt uns der Igumenos entgegen. Er paßt zu seiner Klosterburg. Ein Gebietender, gelassen und ragend, hält er an, sein prüfendes Auge scheint zu fragen, was die Eindringlinge wollen. Ich sehe in ihm eher einen weltlichen als einen geistlichen Herrn, einen, der sich mehr der Sorge um seine Ländereien als dem vertiefenden Studium der Theologie widmet. Sein Bild stimmt zu dem, was man mir auch sonst von den orthodoxen Mönchen Kretas erzählt hat: Bei ihnen stehe die praktische Überlieferung im Vordergrund, im übrigen verstünden sie es besser, ihre Felder zu bestellen als die heiligen Bücher zu lesen. Daß dies nicht ganz der Wirklichkeit entspricht, daß die Mönche von Toplu durchaus ein Leben der Entsagung führen, davon kann ich mich überzeugen, als ich mit dem Igumenos durch seine und seiner Mitbrüder ärmliche Zellen gehe, die alle die gleichen harten hölzernen Bettstellen aufweisen. Der Abt führt mich auch sonst überall im Kloster herum und zeigt mir die Handschriften und Codices, unter denen vor allem eine schöne, in Silber gebundene Bibel meine Bewunderung erregt. Im Westteile der Klosterkirche zeigt er mir eine Steinplatte oberhalb der Türe, von der die Gottesmutter mit dem Jesukinde herablächelt, darunter steht eine in Distichen abgefaßte Inschrift aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts, die von dem Renovator Toplus, Gawriel Pantogalos, stammt und in der die Panagia von Akrotiri um ihre Hilfe angefleht wird. Zuletzt versäumt er es nicht, mich einen Blick in die Keller des Klosters tun zu lassen. Sie übertreffen an Enge

und Finsternis, was ich bisher auf Kreta gesehen, und bilden die würdige Basis der übrigen Räumlichkeiten Toplus, die mich alle unheimlich düster angeblickt haben, wenn auch vielleicht nur, weil sie schon jahrzehntelang nicht getüncht worden sind.

Hoch oben an der Ostseite hat das Kloster eine kleine Terrasse, auf der einem stets kühlende Luft um die Wangen streicht. Weithin gleitet hier der Blick über die Felder und Ölhaine der Mönchsburg, in das fruchtbare Gelände schieben sich die runden Formen spärlich bewachsener Hügel. Hier oben pflegt der Igumenos des öfteren zu ruhen, hier bewirbt er mich auch mit Produkten der klösterlichen Wirtschaft. Während er so vor mir sitzt und von seiner praktischen Arbeit, von den Einnahmen und Ausgaben des Klosters spricht, erscheint er mir erst recht als der mächtige Schloßherr, zwischendurch glaube ich aber auch wieder den Priester in ihm zu erkennen, der um all die Schwächen und Nöte des Menschenherzens weiß und in die innersten Tiefen der Seele hinabzublicken versteht. Ich fühle die Würde, die von ihm und seinem Amte ausgeht und, bei aller Herzlichkeit, einen Abstand zwischen uns legt. Und so ist es mir nicht unangenehm, als ich wieder aus der Enge dieser Mauern herauskomme.

Auf einen Vorschlag meiner Begleiter hin machen wir einen kleinen Spaziergang auf die Anhöhen ostwärts des Klosters. Nach etwa dreiviertel Stunden Wegs haben wir jenen Rücken erreicht, von dem aus sich eine herrliche Sicht auf die Nord- und Ostküste der Insel bietet. Da greift, ganz drüben im Osten, weit in die See hinaus das felsige Kap Sidero, der spitzige Stachel des Ungeheuers Kreta, und drunten an der Küste liegt das Dörfchen Paläokastro, das im Jahre 1208 als letztes der Kastelle, die von dem Genuesen Enrico Pescatore angelegt worden

waren, von den Venetianern erobert worden ist. In Tempelruinen dieses Dörfchens ist die Inschrift von dem „Zeus kuros“, dem jugendhaften Zeus, gefunden worden. Während vom Norden, weit draußen vom Meere her, das felsige Inselchen Jannisada grüßt, ziehen sich weithin nach dem Süden die Weiden, auf denen einst vor Jahrtausenden die Eteokreter ihre Herden hüteten, genau so wie jetzt der alte Hirte drüben die Schafe von Toplu.

Gerne möchte ich in dieser Einsamkeit noch verweilen, doch es drängt die Zeit zum Heimritt. Wir kehren nochmals zurück zum Kloster, wo wir mit einem letzten Trunke Abschied nehmen vom Igumenos und seinen Mönchen.

Die Maultiere scheinen heimwärts williger zu traben als in der Frühe. Nach einigen Stunden haben wir die steinigen Bergpfade hinter uns. Während die letzten Sonnenstrahlen über die weißen Häuser von Sitia streichen und seine Pappeln lange Schatten werfen, nahen wir uns der Stadt.

AUF DEN SPUREN DES MINOS

Mit den Bergen Kretas, die als Wahrzeichen in den Himmel ragen, ist der Mythos und die älteste Geschichte der Insel verbunden. Wer seine Blicke nach ihnen wendet, dem erscheinen sie gleich hoch, so daß es nicht überrascht, wenn sich in einer alten Madinade, die noch aus den Zeiten stammt, da man die Höhe eines Berges nicht mit Genauigkeit festzustellen vermochte, die Lefka Ori und der Psiloritis darum streiten, welcher von ihnen der höhere sei. Dank der verfeinerten Meßkunst wissen wir heute, daß dem Psiloritis die Siegespalme gebührte.

Wie jeder der Berge Kretas den anderen überragen wollte, so nahm fast auch jeder für sich die Ehre in Anspruch, daß der höchste Himmels-gott, Zeus, in einer seiner Höhlen

das Licht der Welt erblickt habe. Zeus ist auf Kreta geboren, das wußten die Alten, und er wurde darum Kretagenes genannt. Doch gibt es so viele Grotten auf Kreta, daß es schwer war, die richtige zu bestimmen, weshalb fast alle Schriftsteller der Antike, die von der Geburt des Olympiers erzählen, in ihrer Lokalisierung verschieden verfahren: Die einen wissen ihn auf dem Dikte geboren, die anderen auf dem wolkenumhangenen Ida, die dritten auf dem Juktas, der wie ein riesiger Block in der weinreichen Gegend von Archanes aus der Ebene ragt, Hesiod wieder nennt in seiner Theogonie die Berge bei Lyktos; die Späteren haben die Frage dann so gelöst, daß sie Zeus in der diktäischen Grotte geboren und in den Höhlen des Ida erzogen werden lassen, waren doch beide Berge Hauptsitze des Zeuskultes.

Wie die Angaben der Geburtsstätte, so wechseln auch die Mythen, die sich um die Kindheitsgeschichte des Göttervaters Zeus ranken. Kaum von seiner Mutter, der Titanin Rhea, geboren, drohte dem Zeuskind schon schreckliche Gefahr. Sein Vater Kronos regierte unter den Titanen im Gebiete von Knossos. Er hatte die Herrschaft von seinem Bruder Titan aber nur unter der Bedingung erhalten, keinen männlichen Erben aufzuziehen, damit das Reich an des Bruders Nachkommen zurückfalle. Kronos beseitigte daher die Söhne seiner Gemahlin, indem er sie verschlang. Um dieses grausige Los dem neugeborenen Zeus zu ersparen, täuscht Rhea ihren Gatten dadurch, daß sie ihm einen in Windeln gewickelten Stein vorsetzt, und flieht mit dem Kinde in die Höhlen des Berges Ida, wo sie es einer Nymphe zur Pflege und den Kureten zur Erziehung übergibt. Diese führen um Zeus einen Waffentanz auf und übertönen durch den Lärm ihrer Instrumente sein Wimmern. Genährt aber wird er mit der Milch der Ziege Amalthea und dem Honig der Biene Melissa;

hellenistische Autoren dagegen wollen wissen, daß ihn eine Sau gesäugt habe, die darum von den Bewohnern der Stadt Praisos als heiliges Tier verehrt wurde.

Der kretische Zeus erscheint oft als bartloser Jüngling, als „kuros“, der sich in Gestalt eines Adlers oder eines anderen Vogels mit einer Baumgöttin vereint. In der Gestalt eines Stieres dagegen, dessen Atem von Krokus duftet, nähert sich Zeus der Europa, der Tochter des Phoinix, nachdem er sie beim Blumenpflücken mit ihren Gespielinnen erblickt hatte und in Liebe entbrannt war. Auf seinem Rücken trägt er sie nach Kreta und vereint sich mit ihr bei Gortyn unter einer immergrünen Platane. Sie gebiert ihm drei Söhne, den Sarpedon, den Rhadamanthys und den Minos, die ihr späterer Gemahl Asterios an Kindes Statt annahm. Bei Knossos dagegen, am Flusse Theren, soll Zeus seine Hochzeit mit Hera gefeiert haben.

Nach der Sage ist Zeus der erste König auf Kreta. In seiner Regierungszeit vertreibt er die Titanen. Nach seiner Herrschaft aber, die sich durch Güte und Gerechtigkeit auszeichnete, stirbt er und wird bei Knossos begraben, und es heißt, daß Minos zu seinem Grabe hinabgestiegen sei und daraus die Gesetze heraufgeholt habe. Nicht wenigen freilich scheint es unnatürlich, daß der Beherrscher des Himmels auf Erden regiert habe, und sie setzen daher in der Reihenfolge der kretischen Könige einen anderen, einen irdischen Zeus ein.

In den wesentlichen Zügen des kretischen Zeusbildes, zu dem seine Geburt, sein Verlassenwerden durch die Mutter, seine Pflege und Aufzucht durch Tiere und Naturkräfte, seine Vermählung mit einer Baumgöttin und schließlich sein Tod gehören und das sich von dem Zeusbild der Festlandgriechen gewaltig unterscheidet, spiegelt sich das Wachstum, die Blütezeit und das Vergehen in der Natur. Der Kultus des kretischen Zeus ist ein Vegetationskultus,

dessen Ausbildung sich den Bewohnern dieser von der Natur so reich gesegneten Insel, die dreimal im Jahre zu ernten erlaubt, von selbst ergeben hat. Ihnen trat, sinnfällig wie nirgend sonst, das Mysterium von Leben und Tod vor Augen, dank der wunderbaren Schnelle des Wachstums und Absterbens auf der Insel. Kaum haben die Matten zu grünen begonnen, kaum sind die herrlichsten Gewächse emporgeschossen, sich in tropischer Üppigkeit entfaltend, bringt sie die sengende Sonne schon wieder zum Verdorren. Die Mutter Erde, die das Leben so leicht gibt, nimmt es auch schnell wieder zurück. Das Erlebnis der Größe dieses Geheimnisses ewigen Kreislaufs läßt den minoischen Menschen seine Götter in enge Beziehung zur Natur setzen. Sie tragen alle den Stempel der Erdhaftigkeit. Der Mythos von Plutos, der aus einer Vereinigung von Demeter, der Göttin des Ackerbaus, mit Jasion auf dem zum drittenmal gepflügten Felde hervorgeht und bald als Säugling, bald als Kind, bald als silberhaariger Greis erscheint — was ist er anderes als die Darstellung der Entwicklung der Saat? Und stoßen wir nicht in Akakalis, der Tochter des Minos, die dem Apollon in der Stadt Tarrha die Söhne Phylakides und Philandros gebiert, auf den Namen der Narzisse, deren drei jährliche Blütezeiten mit den drei heiligen Pflügungen zusammenfielen und die, wegen ihres betäubenden Duftes voll magischer Kräfte gedacht, wahrscheinlich auch im Kult eine Rolle spielte? Mit der Natur und ihren Geschöpfen ist auch die minoische „potnia theron“, die Herrin der Tiere, verknüpft. Auf kretischen Vasenbildern, Gemmen und Bronzen erscheint sie stehend und hält mit jeder Hand ein Tier, bald einen Löwen oder Hirsch, einen Schwan oder irgendein Fabeltier, am Nacken oder an den Hinterbeinen. Diese minoische Gebieterin der Tiere lebt in Artemis weiter, der Wald- und Jagdgöttin.

Der Mythos vom grottengeborenen Zeus spiegelt jenes Stadium der frühesten Bewohner der Insel wider, da sie in Bergschluchten und Höhlen hausten. Wo das natürliche Volk wohnte, in den Grotten, verehrte es auch seine Götter. Die Funde kultischer Gegenstände, wie der heiligen Hörner und der Doppelaxt, die je nach der Epoche aus Stein oder Metall verfertigt ist, beweist dies zur Genüge. Man hat die Doppelaxt auf kleinasiatischen Einfluß zurückführen wollen und sie als den Donnerkeil des Zeus Laberaundos in Phrygien gedeutet. Nach Nilsson handelt es sich aber wahrscheinlich um ein Kultbeil, mit dem die Stieropfer vollzogen wurden, da sich dieses Beil sehr oft über den Hörnern von Stieren abgebildet findet; und die heiligen Hörner, die sich dem Besucher von Knossos so fest ins Gedächtnis prägen, werden nichts anderes sein als eine Nachbildung der Hörner des Stieres. Sie finden sich in allen Größen bis zu zwei Metern Höhe, und dienten zur Kennzeichnung des Platzes der Konsekrierung.

Mit dem Fortschreiten der Kultur haben die Ureinwohner Kretas die Höhlen verlassen, sind in das Land hinuntergestiegen und haben Städte erbaut. Als Verehrungsstätten der Götter sind aber die Grotten noch immer von Bedeutung geblieben, wengleich die Minoer auch in ihren Palästen Kulträume und Kultnischen errichteten. Nie aber scheint der Minoer Tempel gekannt zu haben. Er errichtet seine Altäre in der Regel auf freien Plätzen und Höfen oder in schattigen Hainen; nicht im dunklen Raume, sondern in der Helle des Sonnenlichtes will er zu seinen Gottheiten beten, über deren zierlichen Bildnissen die gleiche Helle zu strahlen scheint.

Wer waren wohl die Völker, die in den ältesten Zeiten die Insel bewohnten? Die Sage nennt als Begründer der Zivilisation auf Kreta die idäischen Daktylen, die zum Kreise der großen Göttin, der „meter oreie“ gehörten, der Herrin

über die Erze der Berge, und nach den einen vom Berge Ida in Phrygien kamen, nach den andern von jeher den kretischen Ida bewohnten. Ihrem Namen nach, der soviel bedeutet wie Däumlinge, scheinen sie Walddämonen zwergenhafter Gestalt gewesen zu sein. Sie erfanden die Kunst des Hephaistos: Sie führten das Eisen zum Feuer, wußten die Metalle zu schmelzen und daraus kunstvolle Werkzeuge herzustellen. In ihrem Wesen gleichen also diese kunstgeübten Kobolde etwa dem Alberich unserer Nibelungensage.

Nach den Daktylen kamen die Kureten, an die noch der Name des Dorfes Kurutes an der Südseite des Ida erinnert. Sie stehen schon auf einer höheren Kulturstufe, für sie ist die Kunst der Metallbearbeitung bereits Voraussetzung. Die Kureten erfanden das Schwert und die Lanze, sie pflegten den Waffentanz, der sich auf Kreta so lange erhalten hat, sie zähmten die Haustiere und waren überhaupt die Urheber aller häuslichen Ordnung. Die Kureten scheinen eine Art Priesterschaft dargestellt zu haben, die den Königen als Ratgeber zur Seite stand und allen Lernbegierigen Unterweisung erteilte. So wird Epimenides von Phaistos als ihr Schüler genannt. Jedenfalls zeigt die Sage von den Kureten als den Begründern der Zivilisation auf Kreta, daß die Insel schon damals eine Kulturstufe erreicht hatte, die sie weit vor das griechische Festland stellte, dem sie fortan als Lehrmeisterin diente. Und noch in klassischer Zeit hat sich Lykurg zum Studium der Gesetze nach Kreta begeben, hat die spartanische Verfassung der kretischen nachgebildet.

Die Titanen, Daktylen und Kureten gehören der Sage an. Als historisch älteste Bevölkerung der Insel gelten die Eteokreter, die auch bei Homer als Autochthonen genannt werden. Ob sie uransässig waren oder aus dem Westen Kleinasiens gekommen sind, mit dessen Bevölkerung sie

rassisch gleichzusetzen sind, liegt im Dunkel der Vorgeschichte. Sie haben jedenfalls, etwa in neolithischer Zeit, ursprünglich die Gebirge des Ostens der Insel und den Berekynthos im Westen bewohnt, während sie später in die fruchtbare Ebene nach Prasos hinabgestiegen sind, die hinter Sitia beginnt. Ebenso scheinen sie mit dem Süden und Südwesten Kleinasiens in Verbindung gestanden zu sein und dorthin wie nach Zypern und anderen Inseln Kolonien gelegt zu haben.

Frühzeitig schon, in der Mitte der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christo, sind auf Kreta pelagische Bevölkerungselemente über die Kykladen aus dem Festlande eingewandert und haben sich mit den Eteokretern vermischt. Dazu gesellten sich später noch Achäer sowie die den Phrygern verwandten Kydonen, die aus Kleinasien kamen, in einer Zeit, da die Philister, von Epirus kommend, sich vorübergehend auf der Insel aufhielten, um dann nach Palästina, das ihren Namen trägt, weiterzuziehen. Aus den Idiomen all dieser Völkerstämme hat die Sprache der Eteokreter Bestandteile aufgenommen und ist so zu einem Gemisch geworden, das auf der Insel lange Zeit hindurch als Umgangssprache diente. In eigenartiger Weise vollzieht sich schon damals zum ersten Male jene Völkervermischung, die für die Insel so charakteristisch ist und Aufschluß über die Besonderheit ihrer Kultur gibt.

Die erste Hochblüte der kretischen Kultur ist mit dem Namen des Minos verknüpft, dessen Gestalt, wie überhaupt die Königszeit auf Kreta, von der Sage umrankt ist. Nach dem Tode des Zeus soll Kres auf der Insel geherrscht haben. Er förderte die Erfinder und beschützte die Künste und Wissenschaften. Ihm folgte Ammon, der, einst König in Libyen, aus seinem Reiche verjagt und durch eine Hungersnot gezwungen wurde, nach Kreta zu flüch-

ten. Er soll die Kreta, die Tochter eines Familienmitgliedes der Kureten, zur Frau genommen und so die Regierung auf der Insel erlangt haben, die, bis dahin Idäa genannt, von ihm den Namen seiner Gemahlin erhielt: Kreta. Vielleicht spiegelt sich in der Gestalt dieses afrikanischen Königs der Einfluß wider, den der schwarze Erdteil und insbesondere Ägypten in jener frühen Zeit auf Kreta ausgeübt hat.

Es gibt noch eine Menge klingender Namen unter den ersten Königen, die teilweise in den von ihnen gegründeten Städten weiterleben. Da sind Kekrops und Kydon und dessen Nachfolger Apteros, dem der Erbauer von Kydonia seine Tochter Eulimene zur Frau gab. Weiter Teukamos, bei dessen Namen wir an die Dorer denken; er war der Sohn des Doros und hat die Stämme dieses Namens an die Küsten von Kreta geführt, so daß sie sich überall auf der Insel ausbreiteten und später ihre Herren wurden. Wie sie aber auch alle heißen mögen, diese sagenhaften Könige, nicht eines einzigen Name ist von solchem Glanz umstrahlt wie der des Minos. Schon die Alten scheinen von dieser gewaltigen Gestalt so beeindruckt gewesen zu sein, daß sie nicht glauben wollten, ein einziger Mann habe alle die mit seinem Namen verbundenen Taten vollbracht. Manche Gewährsmänner nennen daher noch einen zweiten Minos in der Reihe der Könige, wobei es freilich im Dunklen bleibt, wieweit dieser wie überhaupt die überlieferten Einzelheiten von den Taten des einen Minos sich auf historischen Grund stützen. Auf jeden Fall aber sind sein Name und der der Stadt Knossos der Inbegriff des Kreta jener Zeit; für viele sind sie auch heute noch das einzige, was sie von der Insel wissen.

Es gibt wohl kaum einen Kretareisenden, der nicht das antike Knossos besuchte, das man mit dem Auto in etwa einer Viertelstunde von Iraklion aus erreicht. Es gibt auch

kaum einen, der nicht mit besonderen Erwartungen nach dieser Ruinenstätte hinausginge, die, rings von Feldern und Weingärten umgeben, sich zwischen hohen, dunklen Zypressen auf einer sanft ansteigenden Höhe ausbreitet. Werden die Erwartungen aber auch erfüllt? Kaum hat der Besucher die historischen Stätten erreicht, findet er sich unversehens inmitten einer Schar anderer Wißbegieriger, die ein Beamter mit der Zusage, gleich mit der Führung beginnen zu wollen, dürtig beschwichtigt. Sobald der Umdrängte genügend beisammen glaubt, daß sich seine Arbeit auch bezahlt mache, hebt er monoton an, seine schon tausendmal hergesagten Erklärungen zu geben und „seine“ Sehenswürdigkeiten, eine nach der anderen, zu präsentieren: den Jüngling mit den Lilien und Krokuspflanzen, die Badewanne der Ariadne, den Thronessel des Minos. Doch ehe man eine zu betrachten auch nur begonnen hat, drängt er schon weiter zur nächsten; und wenn er die Besucher dann durch die dunklen Gänge, in denen manns-hohe Amphoren von dem natürlichen Reichtum des minoischen Kreta Zeugnis geben, wieder ans Licht geführt hat, weiß er es so einzurichten, daß sie an einer Stelle des Ruinenfeldes vorbeikommen, wo kleine Stückchen angeblich von dem Stein herumliegen, aus dem einst der herrliche Palast von Knossos erbaut war. Bückt sich dann der eine oder andere nach einem solchen bedeutungslosen Splitter, weist der Führer entsetzt auf das Verbot, von der Ruinenstätte irgendetwas wegzutragen; doch recht bald zeigt der Gute Verständnis dafür, daß man ein Andenken mitnehmen wolle, und läßt sich sein Entgegenkommen durch Trinkgeld entsprechend belohnen. Hat er dieses aber, dann sieht er nur zu, die Besucher möglichst schnell loszuwerden, denn bei dem Eingangstor warten schon neue. Die also „Geführten“ aber ziehen davon, oft noch stolz in dem Bewußtsein, Knossos gesehen und — was sie noch mehr

schätzen — ein Stückchen von dem Stein seiner Ruinen in der Tasche zu haben, mag es nun tatsächlich vom Palaste stammen oder nicht. Und bald fahren sie nach Phaistos, tags darauf nach Gortyn — die es eilig haben, erledigen beide Orte an einem Tage, denn sie liegen ja nicht weit auseinander — und schwelgen am Ende im Hochgefühl, die altehrwürdigen Stätten Kretas endlich gesehen zu haben. Aus dem Born ihrer Erfahrung erzählen sie dann, wie tief sie die Größe der minoischen Kultur beeindruckt habe, zu der das heutige Kreta in solch starkem Widerspruch stehe.

Haben sie aber die Größe der minoischen Kultur wirklich geschaut und erlebt? Die Trümmer, die hier herumliegen, und die paar Bilder, die hier zu sehen sind — die schönsten befinden sich ja doch in irgendwelchen Museen der Welt —, sie geben nur eine schwache Vorstellung von der Pracht der minoischen Kunst. Sogar die Palastrekonstruktionen eines Evans, mögen sie noch so geistvoll und schön sein — sie sind blutlose Formen, geben kein Bild von dem bunten Leben, das einst hier geherrscht hat. Achtlos reitet der kretische Bauer auf seinem Esel an ihnen vorüber, und fragt man ihn, was denn hier zu sehen sei, dann sagt er, vielleicht in vielsagendem Tone: „Poly archäa — etwas ganz Altes.“ Vielleicht weiß er auch noch, daß er irgendwie mit Minos zusammenhängt, mehr aber bestimmt nicht. Er weiß nichts von der meerbeherrschenden Stellung des minoischen Kreta, er weiß auch nichts von seinem Urahn, dem reichen Kaufherrn Kritikós, dessen Schiffe damals, mit herrlichen Vasen beladen, den Nil aufwärtssegelten bis hinein nach Nubien, um ihre Fracht gegen Elfenbein umzutauschen, oder in die Ostsee hinauf, um sich von dort Bernstein zu holen. Überall in den Häfen des Mittelmeeres hatte er seine Vertretungen, in Italien, Sizilien, auf den Balearen und in Spanien, auf Zypern, in



Thes 403 Kritisches als Kretensinnen gewollt man ergründen

Tafel IV. Kretensinnen in festlichem Kleide und Schmuck

Palästina und Ägypten; er mochte ruhig seine Handelsbeziehungen ausspannen, denn der mächtige Minos hatte den Seeräubern der Ägäis das Handwerk gründlich gelegt. Der König pflanzte Kolonien in Milet und Lykien, in der Troas und in Jonien und den Kykladen, die er den Karern entrissen hatte. Seine Leute waren auch nach Delphi gekommen, versichert doch Homer in seinem Hymnus an Apoll, daß die ersten Priester in Delphi Kretenser gewesen seien. Die kretischen Jünglinge aber glänzten durch ihr Geschick und ihre Kunst bei den Spielen der Festlandgriechen.

Einst war auch Androgeos, der junge Sohn des Königs Minos, zu den Kampfspielen nach Athen gekommen. Dort hat er sich ganz besonders ausgezeichnet — er war in allen Spielen siegreich geblieben. Er hatte sich damit die Achtung des Volkes und die Freundschaft von König Aigeus' Bruder Pallas erworben. Da geriet Athens Beherrscher in Furcht, sein Bruder könnte die Freundschaft des kretischen Königssohnes dazu benützen, ihn vom Throne zu stoßen; er fühlte sich nicht stark, sein eigener Sohn, Theseus, stand noch in allzu jugendlichem Alter. Da ließ er den Androgeos eilends töten. Als die schreckliche Kunde nach Kreta gedrungen war, begann Minos einen Straffeldzug gegen die Athener, belagerte ihre Stadt und konnte nicht früher zum Abzug bewogen werden, als bis sich Athen verpflichtete, ihm einen jährlichen Tribut in der Form von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen zu zahlen. Sie waren als Nahrung für den Minotaurus bestimmt, das menschliche Wesen mit dem Stierkopf, das Pasiphaë, die Gattin des Minos, geboren hatte, nachdem ihr Neptun, dem der König einen zum Opfer bestimmten Stier verweigert hatte, eine unnatürliche Liebe zu einem Stier eingeblöst. Nun waren schon zweimal die blühendsten Söhne und Töchter der Athener nach Kreta gesandt worden;

zum dritten Male sollte es geschehen, da beschloß Theseus mitzuziehen, um das schreckliche Untier zu erlegen, das sich im Labyrinth verborgen hielt, der irrwegigen Höhlenbehausung, die von den meisten Schriftstellern der Alten nach Knossos verlegt, mit Claudian aber, der es bei Gortyn wissen will, wohl richtig in den Höhlengängen beim heutigen Agi Dekka zu finden sein wird. Theseus hat — so erzählt die Sage — in Ariadne, der schönen Tochter des Minos, eine königliche Helferin gefunden, sie verschaffte ihm den rettenden Faden, der ihn aus der Behausung des erlegten Ungeheuers wieder herausführte. Der junge Held hat zwar die Hilfe Ariadnes mit Undank belohnt und sie auf der Insel Dia verlassen, doch wurde sie von Dionysos zur Gattin genommen, endlich ihre Krone unter die Sterne versetzt.

Wie glänzend auch die Regierungszeit des Königs Minos gewesen sein mag, wie weit sich auch seine Seemacht ausgedehnt hat — daß sie bis nach Athen hinüberreichte, bezeugt die eben erzählte Sage —, auch sie fand ein Ende, und ein noch schrecklicheres ereilte, nach der Sage, König Minos selbst: Als er den Daidalos nach Agrigent hinüber verfolgte, hat er, von den Töchtern des Kokalos verraten, in einem Bad mit siedendem Wasser seinen Tod gefunden. Die Eroberungszüge nach Sizilien haben dem großen König, dem Gesetzgeber und Richter, das Leben gekostet, als solcher aber setzt er, zusammen mit seinem Bruder Rhadamanthys, dessen Gerechtigkeit und Weisheit die des Minos noch überstrahlt haben muß, seine Tätigkeit im Hades fort. Auf Erden folgten ihm in der Herrschaft seine Söhne Deukalion und Katreus und ihnen der gewaltige Idomeneus. Dieser wohl letzte König der Kreter zog nach Homer mit einem sehr großen Heer auf achtzig dunklen Schiffen in den Krieg, um zusammen mit den anderen Griechen die gekränkte Ehre des Menelaos vor Troja zu

rächen. Einem Eber gleich wütete er wilden, flammenden Auges unter den Scharen des Aeneas, von seinem Speer durchbohrt ist so mancher Held gefallen. Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte Idomeneus dem Leukos die Regierung übertragen; der aber, einmal ans Herrschen gewöhnt, wollte vom Throne nicht mehr weichen, als der Kämpfer von Troja nach der Insel zurückkehrte. So mußte denn Idomeneus aufs neue einen Streit anheben, nun nicht mehr für die Sache der Griechen, sondern um seine eigenen Rechte. In dem Kampf, der nun auf Kreta lange Jahre zwischen den beiden Widersachern tobte, fand wohl Leukos den Tod, doch auch Idomeneus mußte mit den Resten seines zerschlagenen Heeres die Insel verlassen und nach Italien ziehen. In jene Zeit fällt wohl, wie Herodot erzählt, die Gründung von Hyria in Kalabrien durch die Kretenser, das die Mutter vieler anderer Städte auf der Apenninenhalbinsel wurde. Auf Kreta aber, wo die schönsten Städte zerstört und die Grundfesten des Königthums ins Wanken gekommen waren, hatte das Reich, das Minos einst aufgerichtet, sein Ende gefunden.

Jahrhunderte sind vergangen, auf Kreta führen die Kosmen die Zügel des Staates. Diese zehn Männer, deren Erster Protokosmos genannt wird und die auf ein Jahr von der Volksversammlung gewählt werden — in ihrer Stellung kamen sie den Ephoren von Sparta gleich —, haben die oberste Gewalt in den Stadtstaaten der Insel inne. Sie treffen die letzten Entscheidungen in Krieg und Frieden und sind dafür voll verantwortlich. Ihnen zur Seite steht der Rat der Geronten, weiser Männer, die richterliche Gewalt besitzen und aus den Reihen jener gewählt werden, die sich schon einmal als Kosmen um den Staat verdient gemacht haben. Aus den freien Bürgern aber setzt sich die Volksversammlung zusammen, der die Beschlüsse

der Kosmen und Geronten zur Bestätigung vorgelegt werden müssen.

Auch Kritikakis, der Nachfahre des reichen Kaufherrn Kritikos von ehemals, nimmt teil an der Volksversammlung und hat eine gewichtige Stimme im Rate. Ist aber die Versammlung zu Ende, dann findet er sich mit den übrigen Männern im Männersaale ein, wo unter dem Vorsitz einer Frau das Syssition, die gemeinsame Mahlzeit, gehalten wird. Nachher aber kreist ein Becher mit gemischtem Wein in der Runde — so wie noch heute, mehr als zwei Jahrtausende später, auf den kretischen Dörfern bei einem Feste oder einer Totenfeier aus *einem* Glase getrunken wird. Der Sohn des Herrn Kritikakis, der vor kurzem das achtzehnte Lebensjahr erreicht hat, ist mit seinen Altersgenossen in der Agele beisammen, wo sie im Fechten, Schleudern, Tanzen und den übrigen gymnastischen Spielen geübt werden. Man packt ihn hart an. Unlängst haben sie Berg und Tal durchlaufen müssen, ohne etwas zu essen oder zu trinken zu bekommen. Doch er erträgt es mit Stolz, denn er will sich abhärten, um ebenso tapfer zu werden wie sein älterer Bruder, der sich unter dem kretischen Feldherrn Nearchos als Bogenschütze im Heere des großen Alexander in der Schlacht am Hydaspes gegen König Porus ausgezeichnet hat. Auch er hat sich schon einen Bogen aus Ziegenhorn mit einer Darmsehne und dazu eine Menge Pfeile aus Rohr, mit einer Eisenspitze versehen, angefertigt. Er ist aber auch sonst ein recht aufgeweckter junger Mann: Das Lesen und Schreiben und die Wissenschaft machen ihm große Freude, außerdem weiß er schon eine Menge Hymnen zum Lobe der Götter und zum Preise berühmter Männer auswendig, und erst gar in der Musik, da tut es ihm keiner zuvor. Er hat aber auch Zeit dafür, denn die Arbeit auf dem väterlichen Gutshof wird von den Klaroten, den Hörigen seines Vaters be-

sorgt, während die Mutter für die Verrichtungen im Hause noch zwei Chrysoneten, zwei Haussklaven zur Verfügung hat. Diese Sklaven haben sich nicht zu beklagen, es geht ihnen sicherlich ebenso gut wie den Mnoiten, die vom Staat zugewiesenes Ackerland bebauen, den Ertrag aber abliefern müssen. Freilich hätten sie alle zusammen gerne ein Stückchen eigenes Land wie die Perioiken, die unter den Unfreien an erster Stelle stehen und die einst selbst die Herren im Lande waren, ehe die Dorer gekommen sind. Die Frau des Kritikakis ist in großer Aufregung. Ein vornehmer Bürger der Stadt hat, nach jener eigenartigen Sitte, die auch noch auf dem heutigen Kreta ihre unschönen Nachwirkungen hat, ihren Jüngsten als Liebesknaben geraubt. Nach zwei Monaten erst will er ihn, allerdings reich beschenkt, wieder freigeben. Damit nicht genug, der Zweitälteste hat ihr erklärt, er möchte gerne demnächst das hübsche Bürgermädchen, auf das er schon lange ein Auge geworfen, zur Hochzeit führen; davon will aber Frau Kritikakis nichts wissen, das junge Ding solle ruhig noch ein paar Jahre warten und zuerst einmal richtig die Hauswirtschaft lernen, wie sie es getan. Gerade jetzt will er heiraten, wo es so unsicher ist, als ob er nicht wüßte, daß in der Stadt Wahlunruhen ausgebrochen sind, weil man die neuen Kosmen nicht anerkennen will. Das ganze Volk ist auf den Beinen, bald wird der schönste Aufruhr im Gange sein — und sie hat so viele Sorgen allein schon wegen ihres Mannes. Sicherlich steht er wieder irgendwo auf einer Bühne und redet auf seine Landsleute ein, sie sollten doch vernünftig sein, auch im Innern zusammenhalten und sich nicht erst zum Synkretismus vereinen, wenn der äußere Feind schon vor den Toren stehe. Der edle Kritikakis wird nicht müde, seine Stimme gegen den elenden Bürgerkrieg zu erheben, in dem sich Kreta nun schon so lange zerfleischt. Seine Reden haben aber keinen

Erfolg. Die Städte hören nicht auf, sich untereinander zu befehlen, ja, die Bewohner von Gortyn gingen sogar so weit, wie Polybius berichtet, im Jahre 184 v. Chr. die Römer zu Hilfe zu rufen, als sie mit Knossos im Kampfe lagen. Damals kam der Prätor Appius nach Kreta und schlichtete diesen Streit, zugleich aber veranlaßte er die Herren von Kydonia, die von ihnen eroberte Stadt Falasarna freizugeben. Nachdem aber die Römer erst einmal auf Kreta und seinen Reichtum aufmerksam geworden waren, ließen sie die Insel nicht mehr aus den Augen, zumal sie ihnen als Ausgangspunkt für die Eroberungen in Asien und Afrika dienen konnte. Dazu kam noch, daß die Kretenser zusammen mit den Kilikiern durch ihre see-räuberischen Fahrten das ganze Mittelmeer unsicher machten. Als sie dann gar mit Mithridates, dem König von Pontus, in ein offenes Bündnis eintraten, zögerten die Römer nicht länger und führten einen offenen Feldzug gegen die Insel. Nach der anfänglichen Niederlage des Marcus Antonius, des Vaters des Triumvirn, gelang dann im Jahre 66 v. Chr. dem Feldherrn Quintus Cäcilius Metellus die vollständige Unterwerfung der Insel. Nun erst sahen die Kretenser, wohin ihre Uneinigkeit geführt hatte, und zu dem vorherigen Verlangen der Einsichtigen nach Einigkeit gesellte sich nun das aller nach Freiheit. Die Urenkel des Kritikakis hörten in der Folge nicht mehr auf, seinem Bemühen beizupflichten: „Einigung und Freiheit“ tönte es von den Lippen der Aufständischen, die gegen Venedigs Herren kämpften; „Einigung oder Tod“ war die Antwort, die die heldenmütigen Verteidiger des Klosters Arkadi im Jahre 1866 dem Mustafa Pascha erteilten, als er sie zur Übergabe aufforderte; „Einigung, Freiheit oder Tod“ war die Parole, die zu allen Zeiten aus dem Kampfgeschrei auf Kreta ertönte, nur zu oft aber ungehört im Winde verhallte.

Jahrtausende sind vergangen seit jenem Tag, an dem zum erstenmal dieser Ruf auf der Insel erscholl. Eine warme Sommernacht hat sich über Chaleppa gesenkt. Ich bin dem sinnenbetäubenden Duft seiner blühenden Gärten entflohen und hinüber an die Küste gegangen, um meine Seele in dem frischen Hauche des Meeres zu baden. Unendliche Ruhe scheint aus dieser Nacht geboren zu sein: Ruhe atmet das Land, Ruhe liegt über der Stadt, Ruhe strahlt aus der dunkel schimmernden Fläche des Wassers und läßt meine Lippen die Worte des Solomosschen Gedichtes „Galene — Meeresstille“ formen:

Hörst nicht eine Welle branden
an der Küste fels'gem Rand,
glaubst das Meer in ruh'gem Schlafe,
süß umarmt vom festen Land.

Ruhe herrscht in dem weiten, herrlichen kretischen Land — verklungen sind alle die Rufe nach Einigung und Freiheit; verhallt ist all das Schlachtgeschrei, das Römer, Sarazenen, Venetianer und Türken auf seinen Gefilden einst erhoben; vergangen sind die Zeiten, da fremde Herren ihr Zepter über der Insel schwangen, zerfallen ihre Paläste; versunken scheint aber auch die mächtige Kultur, die Kreta einst hervorgebracht, vergessen scheinen die Tage der Größe, verschollen das Volk der Minoer. Aber ist sie wirklich so spurlos verschwunden, diese Kultur, wie man allgemein glaubt, ist es wirklich verschollen, das minoische Volk? Lebt beides nicht weiter — im Lande, in seinen Menschen, die es nicht wissen, in jenem Bauer, der auf seinem Grautier achtlos an den Ruinen von Knossos vorbeitrabt?

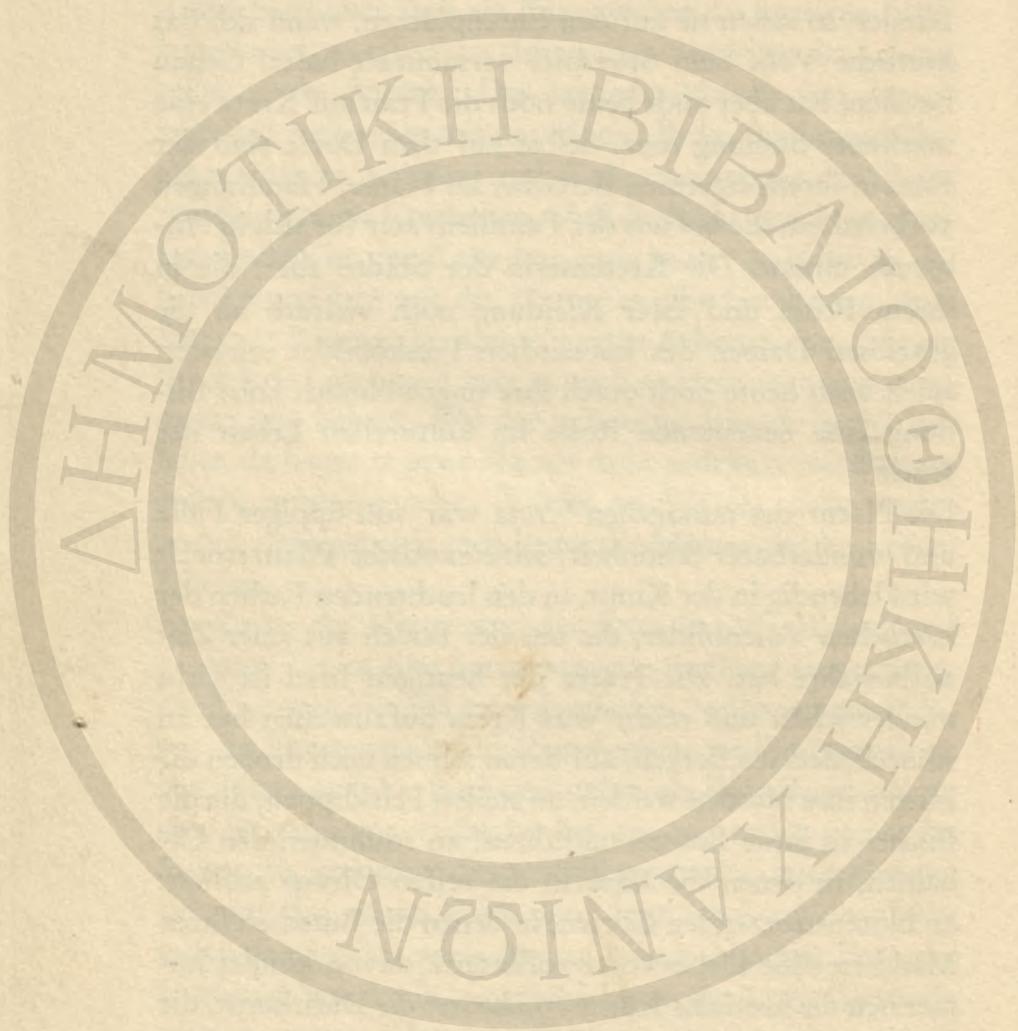
Fröhlichkeit und Sinnenfreude, das Aufgehen in den Genüssen des Alltags — dies war der Grundzug im Wesen des minoischen Menschen. Voll Sorglosigkeit und heiterem

Wesen, das allem Zwang abhold ist, voll freudiger Lebensbejahung ist auch der Kretenser unserer Zeit; er lebt nur dem Heute und ohne Bangnis vor dem Morgen. Eine spielerische Note, eine zierliche Eleganz lag in allem, was die Minoer dachten und taten. Die Freude am Spielen und Tändeln ist aber auch ein Kennzeichen des heutigen Inselbewohners; sie offenbart sich in allen Bereichen des Lebens, selbst in der Sprache. Der kretische Mensch von damals war fest verbunden mit der Mutter Erde, den in und über ihr waltenden Kräften, und die Erscheinungen der Natur wurden ihm zu Gottheiten. Voll Erdnähe und Naturverbundenheit ist der Kretenser auch heute; er klebt an der Scholle und lebt mit der Natur, es gibt fast keinen, vom höchsten Beamten bis zum kleinsten Arbeiter, der nicht ein Stückchen Land, und mag es noch so klein sein, sein eigen nennt und bebaut. Wo der minoische Mensch in Städten lebte, da baute er seine Häuser dicht gedrängt wie Bienenwaben nebeneinander. Würfel an Würfel, dicht aneinander, drängen sich auch heute die Häuser der kretischen Dörfer.

Im Kreta des Minos war der Frau im öffentlichen und privaten Leben eine hervorragende Stellung eingeräumt; die Frau war die Trägerin des Kultus, während die Männer der Priesterin als Gehilfen dienten; die Frau begleitete den Mann auf die Jagd und nahm als Kämpferin teil an den Stierspielen; vielleicht hat sie zeitweilig sogar das Steuer des kretischen Staatsschiffes gelenkt. Hier scheinen sich auf den ersten Blick die Dinge im Lauf der Jahrtausende gänzlich verändert zu haben. Manches kretische Dorfmadchen, das in seinem reizlosen schwarzen Gewande schon in jungen Jahren zur Feldarbeit herangezogen wird, die — ist es erst einmal verheiratet — fast zur Gänze auf seinen Schultern lastet, würde von staunendem Neid erfüllt sein, wenn es seine minoische Schwester erblickte. Sie

verstanden sich zu kleiden, die kretischen Damen von damals, und ihre Reize gebührend zur Schau zu stellen. In bunten Volantröcken und enganliegenden Leibchen, die den Busen freiließen, das Haar künstlich gelockt und mit Juwelen besetzt, an Hand- und Fußgelenken kostbare Bänder, so saßen sie auf den Ehrenplätzen, wenn sich das kretische Volk zum Stierspiel versammelt hatte. Genau besehen, hat aber auch heute noch die Frau auf Kreta eine markante Stellung inne. Selbst auf dem Dorfe sind der Frau in ihrem eigensten Bereiche, im Hause, Handlungen vorbehalten, die bei uns der Familienvater für sich in Anspruch nimmt. Die Kretenserin der Städte aber, die in ihrem Profil und ihrer Kleidung noch vielfach an die graziösen Damen des knossischen Freskobildes erinnert, spielt auch heute noch durch ihre ungewöhnlich hohe Bildung eine bedeutende Rolle im kulturellen Leben der Insel.

Die Natur des minoischen Kreta war von üppiger Fülle und wunderbarer Schönheit; seine exotische Pflanzenwelt wird lebendig in der Kunst, in den leuchtenden Farben der herrlichen Vasenbilder, die uns der Boden aus jener Zeit aufbewahrt hat. Die Natur der heutigen Insel ist nicht minder schön und reich. Was Kreta aufzuweisen hat an schneebedeckten Bergen, auf deren Almen hoch droben die Hirten ihre Herden weiden, an steilen Felsklippen, die die Fischer in ihren Booten umfahren, an schimmernden Ölhainen, in denen die Bäuerin die reifen Oliven aufliest, an blütenstrotzenden Gärten, in denen die Burschen ihren Mädchen süße Liebesworte zuflüstern, davon kündet immer neu die kretische Kunst von heute: die Dichtkunst, die Poesie — sie vor allem ist der Schlüssel zum Zaubergarten Kreta.



KRETA

Maßstab: 1:1,000,000

10 km 0 10 20 30 40 50 km

GEZEICHNET: R. WURTH



Antikithera

Ä G Ä I S C H E S M E E R

M I T T E L Ä N D I S C H E S M E E R



28-8

23.10

19.3

16-2

17-9

26-2

11.11

5.12

29.8

2-11

26-6

ΔΗΜΟΤΙΚΗ ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
ΧΑΝΙΩΝ





